GUGLIELMO FERRERO

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

EIN ERLEBNISROMAN

GUGLIELMO FERRERO

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

ERLEBNISROMAN

1. BAND

GUGLIELMO FERRERO

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

EIN ERLEBNISROMAN

BAND 1

Interterritorialer Verlag „Renaissance“
Berlin * Wien * Leipzig

Autorisierte Übersetzung
aus dem Italienischen von
Universitätsprofessor
Dr. Rudolf Berger

Copyright by Interterritorial Publishing Concern Renaissance
(Erdtracht)
Druck der Waldheim-Eberle A. G., Wien, VII.

Vorrede.

Emilio Mitre, Baron von Rio Branco und Theodor Roosevelt: diese drei Namen fühle ich mich verpflichtet, an die Spitze dieses Werkes zu setzen. Und bei drei unauslöschlichen Erinnerungen verweilt das Gedenken mit einer Wonne, die nicht ganz frei von Schwermut ist, handelte es sich doch um den Augenblick, in dem dieses Werk in die Welt hinausgeht, sich ein Schicksal zu schaffen. Die erste dieser Erinnerungen versetzt den Leser nach Paris an dem Vorabend jenes Tages, an dem ich im Collège de France den Kursus der Michonnis-Stiftung abschließen sollte — also an dem Abend des 29. November 1906, als Emilio Mitre mich unversehens aufsuchte und mich mit seiner liebenswürdigen Ungezwungenheit in seinem eigenen Namen, wie in dem der großen Zeitung von Buenos Aires „La Nacion" einlud, die weite Reise nach Argentinien zu machen. Die zweite Erinnerung knüpfte sich an den Abend des 24. Juni 1907, als der Minister des Äußeren in den Vereinigten Staaten von Brasilien Baron von Rio Branco zu meiner Frau und mir in den wundervollen Meerbusen von Rio de Janeiro, in dem die „Cordova" anlief, eine auserwählte Abordnung der brasilianischen Akademie unter der Führung von José Graça Aranha entsandte, um uns die Ehrenbezeugungen der Stadt auszusprechen und uns einzuladen, auf unserer Rückkehr auch Brasilien einen Besuch abzustatten. Die letzte Erinnerung aber knüpfte sich an den ersten Tag im Februar 1908, wo zu meiner großen Überraschung, die für mich nicht weniger

erfreulich als die beiden ersten war, mir der Lordmayor der Planches mit ehrenvollen Worten die Einladung von Theodor Roosevelt überbrachte.

Ich würde auch dann schon diesen drei Männern viel zu danken haben — vor allem Emilio Mitre, weil er den ersten Anstoß gegeben hat —, wenn sie mir weiter nichts als die Mittel zu diesen beiden weiten Reisen verschafft und mich durch alle nur erdenklichen Huldbezeugungen einer glänzenden Gastfreundschaft erfreut hätten. Aber ich fühle mich ihnen für einen weit größeren Dienst verpflichtet. Sie haben mich aus jener Alten Welt, in die ich mich nun schon zehn Jahre immer mehr eingepfercht hatte, herausgerissen und mich unversehens mitten in den unbarmherzigen Lärm der Neuen Welt von Nord- und Südamerika hineingestoßen. Wenn das Leben die Schule ist, die demjenigen, der das ehrgeizige Bestreben in sich fühlt, unablässig lernen und immer Besseres leisten zu wollen, ihre Pforten nie verschließt und ihre Belehrungen nie vorenthält, so hub diese große Lehre für mich zur guten Stunde und im günstigsten Augenblick an und wurde so für mich vielleicht zur ersprießlichsten von allen, die ich je entgegengenommen hatte. Anfangs konnte ich mich einfach nicht zurechtfinden. Aber als ich mich so nach und nach aus den tiefsten Gründen der argentinischen Pampas, von den bergigen Hochebenen von Sao Paulo, von den ungeheuren nordamerikanischen Industriestädten zurückwandte, um über das Rom des Cäsar und Augustus Rückschau zu halten, da begann ich den riesigen Weg zu messen, den die Menschheit in diesem großen Erdentale nun schon seit zwei Jahrtausenden zurückgelegt hat. Wie ungeheuer groß ist doch heute die Erde im Vergleiche zu jenen kleinen Mittelmeerbecken, um dessen Gestade sich so lange Zeit alle menschliche Kultur sammelte! Wie schwach und zaghaft erscheinen nicht die Menschen des Altertums auch in seinen ruhmvollsten Perioden angesichts der furchtbaren

Macht, über die wir heutzutage verfügen! Und doch! Und doch! — Aus welchem Grunde findet wohl der Mensch auf dem Gipfelpunkt seiner Macht weder Ruhe noch Frieden, ja gebärdet er sich oft fast so, als ob er die wunderbaren Reichtümer geringschätzte, auf die er doch so lüstern und stolz ist, und wird er immer wieder von Lust ergriffen, jene antiken Kulturen zu bewundern und zu beneiden, die er doch so gut wie gar nicht mehr zu begreifen vermag? Warum das alles? Warum wird wohl jeder Gegenstand, auf den sich der Staub von ein bis zwei Jahrhunderten gelegt hat, in alle Zukunft wie eine Reliquie verehrt? Warum kehren zwar die Europäer, hungrig nach Gold, der Alten Welt unter Verwünschungen ihren Rücken, lenken aber die Amerikaner, seiner satt, ihr Schiff eigens dieser zu, gerade als ob ihnen etwas, was sie suchten, inmitten aller ihrer wunderbaren Reichtümer fehle? Was hat wohl dieses seltsame und unaufhörliche Hinüber und Herüber über den Ozean zu bedeuten, dieses gegenseitige unruhige Sichsuchen von zwei Weltteilen, von denen beiden keiner mehr ohne den anderen leben zu können, umgekehrt aber auch nicht völlig in den anderen aufgehen zu können scheint? Wie oft kehrten nicht bei meinen Reisen durch Nord- und Südamerika meine Gedanken zu jener antiken Kultur zurück, die so viele Jahre den Gegenstand meiner Untersuchungen und meiner Forschungen gebildet hatten! Bis ich schließlich, im Geiste durch beide Welten wandernd, zu begreifen glaubte, welche gewaltige Umwälzung in der alten Geschichte der Menschheit von Amerika ausging, als es vor den Augen des so unruhig nach ihm suchenden Genuesen sich auftat! Und dabei erschien diese so gewaltige Umwälzung anfangs nur als eine kleine Störung, die erst allmählich nach und nach im Laufe der Jahrhunderte mit Hilfe der Entdeckungen der Wissenschaften, der Erfindungen, dem Triumphe der Freiheit und den aufgehäuften Reichtümern wuchs: ein leiden-

schaftliches Ringen zwischen Quantität und Qualität oder mit anderen Worten zwischen der Macht, die die Menschen drängt, alle Schranken einzustürzen, um mit ihrer Herrschaft die Welt zu überschwemmen und deren gesamte Schätze an sich zu reißen und dem natürlichen Bedürfnis der Menschen sich in Schranken einzuschließen, um mit einer gewissen Sicherheit das Gute, das Wahre und das Schöne finden zu können, eine schwindelhafte Aufhäufung von Schätzen in dem gleichen Augenblick, wo sich im Geiste die Glaubenslehren, die Neigungen und die Empfindungen verschmelzen und verwischen, die die Alten in endlosen Bemühungen zu klären, zu läutern und scharf zu umgrenzen versucht hatten, ein rasendes Anwachsen einer Welt ohne Schranken und darum auch ohne Stützen, in der der Mensch wie ein Riese auftritt, der aber bei jedem Schritte wankt.

Und so kam ich schließlich auf den Gedanken, diesen Kampf der beiden Welten — nicht etwa bloß den Amerikas und Europas, sondern überhaupt den zwischen den noch in so vielen Überlieferungen lebenden beschränkten antiken Kulturen und den ehrgeizigen Plänen, Bestrebungen und Leidenschaften dieser modernen Zivilisation, die alle Schranken einzureißen drängt — darzustellen, und zwar in einer bestimmten antiken literarischen Form, die ich in diesem Buche zu erneuern suchte. Welches ist diese aber? Die eines Romanes? Einer Reisegeschichte? Eines Dramas? Einer philosophischen oder soziologischen Abhandlung? Nein, keine dieser Formen! Als was ist dann aber dieses Buch zu bezeichnen? Nun, als ein Dialog. Den Alten teuer und ein bevorzugtes Werkzeug von Plato und Galileo Galilei ist diese literarische Form, um mit Ernest Renan zu sprechen, wie eigens dazu gemacht, die Fragen zu behandeln, mit denen sich der Mensch immer wieder auseinanderzusetzen beginnt, weil er sie doch niemals endgültig lösen kann. Aber auch der Dialog ist ebenso, wie so viele andere schöne Dinge aus dem

Altertum, in heutiger Zeit zu einer Art im rauhen Winter erfrorener Pflanze geworden. War es denn wirklich so eine Verwegenheit, zu glauben, daß auch er noch heute eine gewisse Blüte entfalten könnte?

Es kann mich allein der Gedanke trösten, doch wenigstens das eine in diesem antiken Rahmen erreicht zu haben, daß es mir gelungen ist, die Gestalt eines der Menschen zu schildern, die ich in meinem Leben am meisten geliebt und verehrt habe. Unter den phantastischen Figuren dieses Dialogs findet sich eine dem wirklichen Leben entnommene: Emilio Rosetti. Der Wirklichkeit entnommen sind sein Name und Vorname, der Wirklichkeit entnommen seine Lebensgeschichte, der Wirklichkeit entnommen auch die ihm in den Mund gelegten Reden, und zwar mit der ganzen historischen Treue nur allerdings ein Teil, ihrem geistigen Gehalt nach aber alle. Ein durch sein Genie, durch seine Bildung, durch seinen uneigennützigen Wissensdrang und durch den Adel seiner Gefühle gleich seltener Mann, hätte Emilio Rosetti viele, deren Namen in einem größeren Glanze leuchten, in den Schatten stellen können, wenn er nicht immer und immer wieder jene große antike Lebensweisheit betätigt hätte, nach der jeder Mensch niemals das Ganze verlangen und erstreben darf, das er zu leisten und zu besitzen fähig ist. So war niemand mehr als er dazu befähigt, jene Philosophie der Schranken zu verstehen und darzulegen, in die die folgende lange Erörterung ausläuft.

Guglielmo Ferrero.

Erster Teil.

I.

Von den kleinen Dampfern, die nun schon seit zwei Uhr die „Cordova“ umkreisten, entfernte sich allmählich einer nach dem anderen und die „Cordova“ lag nun eine Zeitlang ganz allein mitten in dem Busen von Rio de Janeiro an diesem wunderschönen Frühlingsnachmittag vor Anker. Von der Kommandobrücke aus, auf die uns beide, meine Frau und mich, der Schiffskapitän Caballero Federico Mombello eingeladen hatte, um uns die Gelegenheit zu geben, der Stadt unseren letzten Abschiedsgruß zuzusenden, schaute ich noch einmal, ehe das Schiff die Anker lichtete, auf die in strahlendes Stahlblau getauchte Bergkette des Tingua-Gebirges, der Estrella und der Orgavs, die den Busen nach Norden abschließt, die steile Krone der über sie hinwegragenden Gipfel, Kuppen, Hauben, Spitzen, Riffe, Nadeln, Kegel, Zacken, Hörner, Kämme und den in stolzem Sonnenglanz schimmernden Kranz, der an jenem Tage über ihren Abhängen schwebenden großen weißen Wolken. Ich schaute und dachte bei mir, daß ich nun in wenigen Minuten in dem Buche meines Lebens für immer einen von jenen Abschnitten schließen würde, die sich niemals mehr wiederholen. — Leb' wohl, leb' wohl auf immer, du in den beiden Hemisphären zweimal von mir besuchtes Amerika, du so unermeßliche Welt, die ich mit einer so glühenden Neugier betreten hatte, die ich so ungestüm durchjagt hatte und in der ich so viele

mir bis dahin unbekannte Dinge erlebt und geahnt, die ersten Früchte eines Triumphes, wie er bis dahin von anderen noch nicht gefeiert war, genossen und eine kleine Stufe auf der Leiter des Glückes erstiegen hatte! In der Stunde der Abfahrt schienen jene Hunderte von Bergen, jene Tausende von Gipfeln ihre Materie und ihr Gewicht verlieren und sich in die strahlenden blauen Wolken verflüchtigen zu wollen und sich in den benachbarten weißen Wolken widerzuspiegeln, und die weißen Wolken umgrenzten die blauen, und die blauen trieben ununterbrochen den Kranz der weißen der Sonne zu, von deren Licht sie widerstrahlten, und die blauen wie die weißen mischten sich in einem unendlichen Glanze, der den Himmelsraum erfüllte, gerade, als ob sich Amerika, das mir so viel Wunderwerke der Natur und der Menschheit gezeigt hatte, nun noch einmal meinen Augen — als ein letztes Wunderwerk — zum Abschied in jener Himmelsmauer von Dunst und Licht widerspiegeln wollte. So beschlich mich in jenem Augenblick — wie soll ich sagen: eine süße Traurigkeit oder eine schwermütige Freude, in die sich so etwas von einem unbestimmten Verzagen mischte. Ich fühlte, daß ein unwiderbringlicher Augenblick über mein Haupt dahingehen wollte und daß ich zwar, so oft ich es nur irgend wünschen würde, die Reise nach Amerika hatte wiederholen dürfen, daß ich aber gleichwohl nie mehr dazu kommen würde, genau die gleiche Reise wie die erste, die ich in diesem Augenblicke abschloß, zu wiederholen.

Da ertönten Glockenzeichen. Langsam, langsam begann sich die Küste, an der sich Rio erhebt, auf der rechten Seite des Schiffes nach links zu entfernen. Es schlug gerade fünf. Leb' wohl, leb' wohl für immer, noch einmal leb' wohl, o du mein Amerika, das ich wohl zum ersten und letzten Male gesehen hatte und nie wiedersehen würde. Und ich wandte mich dem Bug zu. Eine fast in ihrer ganzen Ausdehnung noch von der Sonne beleuchtete meergrüne ungeheure Fläche wölbte

sich vor mir. Wir durchfuhren den äußersten Teil des Busens, seine nach dem Ozean hin geöffnete Vorhalle, die wie ein scheinbarer stahlblauer Landsee der auf- und untergehenden Sonne zwischen zwei von dem dunkelgrünen buschigen Vließe tiefer Wälder überzogenen Bergen eingeschlossen liegt. Durch das unwiderbringliche Dahineilen der Abschiedsstunde gedrängt, schweiften wir mit unseren Blicken über die weite Wasserfläche dahin, um noch einmal möglichst alle die dortigen vielfachen Schönheiten in uns aufzunehmen: gegen Sonnenaufgang am Fuße der grünen Bergwand die letzten Häuser des in einer Bucht versteckten Nichteroy und der herrliche Strand von Icarahy, an dem wir unter der Welle von Wohlgerüchen, die der Wind aus den benachbarten Wäldern über uns ausgoß, gemeinsam mit Graça Aranha einen so köstlichen Nachmittag verbracht hatten; die kleineren und kleinsten waldreichen Inselchen, die auf allen Seiten, eine nach der anderen, mit ihrem Köpfchen aus dem Wasser hervorzugucken schienen, um dann schnell wieder mit ihm unterzutauchen, ungeheuren schwimmenden Büschen vergleichbar oder auch den Gipfeln eines im Meere versunkenen Riesenwaldes, die grüne Bergwand gegen Sonnenuntergang und den Corcovado mitten drin mit seiner der Sonne entgegenragenden scharfen Spitze, schroff und steil wie ein Abhang über Rio und schließlich zu seinen Füßen Rio selbst! Rio, die von Palmen und von den letzten Resten eines Jahrtausende alten Waldes umkränzte Stadt, die Stadt, die ihre Füße ins Meer taucht und ihr Haupt auf dem Berge unter den schattigen Wäldern zur Ruhe legt, die letzte jener großen amerikanischen Metropolen in beiden Hemisphären an den Gestaden des Atlantischen Ozeans, die ich aufgesucht hatte. Überall, drunten wie droben, vom Strande bis zur höchsten Höhe, zur Rechten wie zur Linken, tauchten vereinzelte Häuser und ganze Gruppen von Häusern auf, Knospen gleich, die ihr Köpfchen hervorstrecken, um zwischen den dunklen

Hainen von hohen Bäumen oder unter ragenden Palmen, deren Büschel weit über die Landschaft blickten. In diesem Augenblick dachte ich zurück an New-York, an den wilden Wahnsinn der Höllenstadt, die, erbittert über den eisernen Ring des jeder Ausdehnungsmöglichkeit beraubten Ortes, wütend jene Riesenbauten aufführt, mit denen sie die Wolken erklimmen zu wollen scheint. Ich dachte zurück an das reiche Buenos Aires, das so bequem und gewissermaßen des Gurtes ledig auf der ungeheuren Fläche daliegt, wo ihm die Ebene die Möglichkeit gewährt, sich mit seinen zahllosen aneinander grenzenden, nicht mehr als einstöckigen romanischen Häusern und mit seinen geraden, unabsehbar langen Straßen beliebig auszudehnen, einem lebenden, endlosen Pompeji ähnlich. Wie verschieden war doch von beiden jene dritte Metropole, die ich nun von der „Cordova" aus über den Strand am Meere wie auf den Höhen dahingegossen sah! Jene Stadt, die sich in der einer Großmutter an Alter und einer jungfräulichen Braut an Schönheit gleichen Waldung der Bucht behaglich niederläßt, um sich aus ihren prächtigsten Teilen einen Fächer gegen allzu glühende Sonne zu machen und die die Fundamente ihrer Bauten mit den Jahrhunderte alten Wurzeln der Bäume verflicht und die gemeinsam mit dieser Waldung die gleichen Berg- und Meereswinde atmen, die auch so befruchten und die Waldung auf ihrem jungen Leibe leben und wachsen läßt, um sich von ihr gleichsam wie von einer riesigen Efeuwand umschlingen zu lassen: vielleicht die einzige unter allen Städten der Erde, die nicht, wie vor einer blutschänderischen Versuchung entsetzt, die Liebkosungen der Mutter Natur zu fliehen scheint.

Inzwischen beschleunigte die „Cordova" ihre Schraubendrehungen immer mehr und mehr dem Tore des Busens zu, der den ragenden Bergen des Hintergrundes gegenüber liegt, und die Berge begannen mit dem immer heller erstrahlenden Morgenrot selbst immer dunkler zu werden und immer mehr

an Deutlichkeit und Gewicht zuzunehmen; mit einem Male tauchte auch zur Linken an dem Ufer des blauen Meeres und an dem Fuße der grünen Höhen in seiner weißen Farbe weithin leuchtend der schöne Monroepalast auf mit seiner Kuppel, unter der ich über das alte Rom geredet hatte; schon näherte er sich uns und sahen wir ihn von vorn; bald entfernte er sich wieder nach rechts und wir sahen zum letzten Male den schönen Spazierweg des Botajogo, die sie überragende, in ihrem Grau sich von dem Grün des Gebirges so recht abhebende große Steinruine. Nun sahen wir Berge von einer furchtbaren Schrecklichkeit auf uns zukommen: den Pao de Acuar (Zuckerhut), jenen vor dem Busen dicht bei Santacruz gleichsam Schildwache haltenden Monolith, der einem Posten mit grünem Anzug und schwarzem Kopfe mit Glatze gleicht. Jenseits des Pao de Acuar der Gran Gávia, der mit seinen höckerigen Gipfeln dem Rücken eines riesenhaften Dromedares gleicht. Schon zur Hälfte in Schatten getaucht, verschwand Rio immer mehr in der Entfernung. Leb' wohl, leb' wohl für immer, einzige Stadt der Erde, in deren Straßen Gefühl und Freude herrscht an der Waldung! Lebt wohl, ihr in der Morgenfrühe sich in die Häuser ergießenden Wohlgerüche, in die Liebesleid und -lust ausströmen! Lebt wohl, ihr sinnenden Schatten, die die Waldung zu jeder Tagesstunde dem eiligen Wanderer freigebig bietet! Lebt wohl, ihr Zyklonen, die ihr mit so stürmischer Glut und so drohendem Zorne heraufzieht! Leb' wohl, du nach den anhaltenden Regengüssen so gesättigte Frische und immer wieder neugeborene Jugend der Waldstadt! Lebt wohl, ihr langen, stummen Schwärmereien in der zur Mittagszeit über den verlassenen Wegen schwebenden friedlichen Waldesruhe! Lebt wohl, ihr leisen und geheimen Klagen, die sich die Gipfel der Bäume bei Sonnenuntergang über die Dächer hinweg zuflüstern! Lebt wohl, ihr rauschenden Winde, die ihr mit dem gleichen Toben Stämme und Äste, aber auch

Fensterscheiben und Fensterrahmen durchfahrt, rüttelt und schüttelt! Und in jenem Augenblicke glaubte ich von neuem und zum letzten Male ein unbestimmtes Gefühl oder wenigstens eine dunkle Ahnung, in die sich Schmerz und Freude zu gleichen Teilen mischten, von einem vollendeten Idyll aller Wonnegefühle, von einem noch unbekannten Idyll des Menschen zu empfinden, ein Gefühl oder eine Ahnung, die irgend jemand — ich weiß nicht recht, wer — hier in jenem alten Winkel des schon den ersten Entdeckern bekannten wunderbaren Amerika und in jenem fast unberührten Reste der von Menschenhand immer noch nicht bearbeiteten ältesten Natur — wie soll ich sagen? — sei es genießen, sei es erdenken, sei es in Musik setzen, sei es in Versen oder in Prosa beschreiben sollte: ein berauschendes Idyll der Natur und der Menschheit, der Sinne und der Einbildung, der Liebe und des Denkens, eine Idee, Sehnsucht oder Phantasie, die, noch eben in meinem Inneren aufgekeimt, nun schon seit mehreren Wochen meinen Geist beunruhigte, ohne sich doch recht eigentlich entfalten zu wollen!

Aber die „Cordova“ war jetzt bereits auf der Höhe des Gatt des Busens, am Fuße der schrecklichen, ungeheuren Bergwand des Pao de Acuar und sah ihm gegenüber klein wie eine Mücke aus. Ich begab mich auf den Bug, schon schien sich der Ozean bereit zu machen, uns auf seine mächtigen Schultern zu laden, um uns unserem Bestimmungsorte entgegenzuführen; doch nun schoben sich zwischen dem Ozean und uns neue Ungeheuer in grausem Gemisch: die größeren und kleineren Inseln sowie die Klippen, die wie zum Sprunge bereite wilde Tiere aussahen, die an der Einfahrt Wache hielten. Wir durchfuhren die Inseln und die Klippen und ich kehrte wieder zum Heck zurück, um mich bis zur letzten Minute des Anblickes Amerikas freuen zu können. Und siehe, in dem gleichen Maße, wie sich das Schiff entfernte, tauchen aus den Wässern Pferdenacken,

Eselsrücken, Schweineschnauzen, Ochsenhörner, Tierkörper, kurz so etwas wie die rohen Entwürfe einer ungeheuren ungeordneten Schöpfung auf, die so ein bißchen in der rohen Materie der Berge, der Inseln und der Klippen gepfuscht hat. Der Pao de Acuar hatte sich jetzt umgedreht, um uns mit dem wunderlich entstellten Antlitz des bereits von den ersten Seefahrern erspähten Gran Gigante de Pedra (großen Steinriesen) anzublicken; zur Rechten wie zur Linken von ihnen streckte sich eine lange Felsenwand dahin, die in der goldenen Strahlenkrone, in die sie die Sonne einhüllte, tiefschwarz erschien, geborsten, morsch, von scharfen Spitzen starrend, von rauhen Unebenheiten höckerig und dann wieder von oben bis unten durch gewaltige Risse gespalten, in die schäumendes Meerwasser eindrang: eine, deutliche Abbilder vorsintflutlicher Wesen, phantastischer Tiere und bald zu Gruppen von zweien, dreien, vieren vereinigter, bald vereinzelter Seeungeheuer, aufweisende Granitmauer. Aber das Schiff flog immer schneller dahin und die Sonne neigte ihrem Untergange zu; allmählich verschwanden nun auch Felsen, Inseln, Ungeheuer mehr und mehr, um sich schließlich ganz in einer schwarzen Wand zu verlieren, an der sich gerade noch die Einfahrt der Bucht erkennen ließ. Der unwiederbringliche Augenblick war gekommen! Ich wandte mich noch einmal nach dem Bug vorne zurück. Der Horizont schimmerte in einem leuchtenden Abendrot, dem das Schiff mit der vollen Kraft seiner Schrauben, doch ohne Überstürzung zufuhr, in gleichem, abgemessenem Tempo und Takt sich bald mit seinem Bug hebend und bald wieder senkend, wie es wohl ein Pferd tut, wenn es seinem Zaume zum Trotz seinen Kopf immer wieder nach oben wirft, wiewohl es der Zaum immer wieder herunterzieht. Noch einmal hatte das Schiff den Weg auf die weite Ebene des Meeres wiedergefunden und seinen Bug entschlossen auf sein fernes Ziel hingerichtet; der unwiderbringliche letzte Augenblick war

vorüber; von so vielen geschauten, genossenen und erlebten Dingen, ja von dem gesamten Amerika war nichts weiter übrig geblieben als — ein ach nur allzu blasses Phantom — die Erinnerung.

II.

„Es ist die schönste Stadt der Welt und ein für allemal das Städtemuster der Zukunft! Es ist einfach die Urbs des zwanzigsten Jahrhunderts!"

So unterbrach eine Stunde darnach beim Mittagessen der Rechtsanwalt Arnaldo Alverighi und meinte damit nicht etwa, wiewohl mancher zunächst glauben möchte, Paris oder Rom, sondern vielmehr New-York. Im Speisesaal der „Cordova" war in drei Reihen gedeckt; in der Mitte war eine lange Tafel aufgestellt, an deren obersten Ende der Kapitän saß; fünf kleine Tische rechts und fünf links mit je fünf Plätzen. An der mittleren Tafel, wo mir der Kapitän den zweiten Platz von sich aus zur Linken eingeräumt hatte — der erste war für meine sich noch auf der Brücke aufhaltende Frau frei geblieben — hatte ich an jenem Abend mit mehreren brasilianischen und argentinischen Freunden das Wiedersehen gefeiert. Auf dem ersten Platz rechts vom Kapitän saß Admiral José Maria Guimaraes, ein ebenso zusammengeschrumpfter wie munterer alter Herr von etwa Mitte der Sechziger, den die brasilianische Regierung nach Europa zum Ankauf von Schiffen und Kanonen schickte. Den dritten Platz — der zweite Platz war leer — nahm ein Diplomat und Schriftsteller ein, der zwar ebenfalls brasilianischer Herkunft war, der aber den in Brasilien sehr verbreiteten schönen florentinischen Namen alten Gepräges Cavalcanti trug. Ihm folgte in der Reihe der Ingenieur Emilio Rosetti und den Schluß machte auf meiner Seite mit dem vierten Platze — der dritte war für meinen Sohn bestimmt, der aber schon zu Bett war — Rechtsanwalt Arnaldo Alverighi. Rosetti, der auf der Heimreise von Buenos Aires nach Italien war, war

schon von Mailand her mein alter Busenfreund. Alverighi hatte ich in Rosario kennen gelernt, Guimaraes und Cavalcanti in Rio. So war ich nach den ersten Förmlichkeiten bald dazu gekommen, Rosetti und Alverighi, die aus Buenos Aires kamen, den beiden Brasilianern vorzustellen, die wenige Stunden vorher gleichzeitig mit mir zu Rio an Bord gegangen waren. Es war ja das an sich zunächst nur eine ganz gemeine Höflichkeitsform, doch sehr bald schon war die Wirkung davon, daß sie alle vier — ja sogar fünf, da sich nun auch der Kapitän daran beteiligte — mich meuchlings überfielen und, ob ich wollte oder nicht, zwangen, mit der ganzen langen Reise, nachdem ich sie endlich beendigt hatte, nun noch einmal von vorne zu beginnen. Ich hatte mir übrigens gleich gedacht, daß es so kommen würde! Nachdem wir uns zuerst ein wenig über Brasilien, Uruguay und Argentinien unterhalten hatten, wandten wir uns dann bald der anderen Hemisphäre zu und nun bestürmten mich erst alle mit neugierigen Fragen. Ob auch ich jene märchenhaften Reichtümer in Nordamerika kennen gelernt hätte? Jene riesigen Städte? Jene unsagbare Arbeitswut? Jene Titanen, Halbgötter und Dämonen des Handels, der Bank und der Industrie? Bis wir schließlich auf die amerikanische Hauptstadt zu sprechen kamen, die Alverighi, Cavalcanti, der Admiral und Rosetti bereits sämtlich kannten. Doch hier entbrannte sogleich ein wilder Wortwechsel zwischen Alverighi, der sie bewunderte, und den drei anderen, die nur ein Lachen für sie übrig hatten; wir stritten ziemlich erregt, ob New-York eine schöne oder eine scheußliche Stadt zu nennen sei, bis schließlich Alverighi einfach gebieterisch und selbstherrlich unumstößlich entschied, daß New-York einfach die schönste und modernste Stadt sei, die es überhaupt gebe.

„Da haben wir's schon," dachte ich, „wer weiß, welche höllische Rauferei uns noch dieser verflixte Advokat entfesselt!"

So zuckte allein ich, der ich den Anwalt genau kannte und keineswegs daran zweifelte, daß er es mit seiner Behauptung ernst nähme, auch nicht mit einer Wimper; ganz anders die anderen. Rosetti warf mir einen lächelnden Blick zu; der Admiral maß den seltsamen Sprecher von oben bis unten, als ob er ihm am Gesichte ablesen wollte, ob er etwa zu scherzen beliebe. Der Kapitän neigte sich zu mir herab, um mir leise zuzuflüstern: „Finden nicht auch Sie, daß das ein wenig weit geht?“ Aber da sie sich alle nicht sicher waren, ob der Anwalt wirklich im Ernst gesprochen hätte oder nicht, antwortete keiner von allen dreien. Alverighi jedoch ließ sie nicht lange im Zweifel.

„Ein Europäer,“ meinte er plötzlich, „kann New-York nicht verstehen! New-York bildet das Gedärm Amerikas, das die Unreinlichkeiten der ganzen Erde, die Abfälle der ganzen Welt zu verdauen und daraus ein gereinigtes Blut herzustellen hat, von dem sich ein ganzer Weltteil ernährt.“

Gott weiß, wie sich Alverighi aus diesem etwas kühnen Gleichnis von dem Gedärm noch herausgezogen hätte, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke an der Tür ein weibliches Wesen erschienen wäre, die Arme entblößt, die Schultern in einen himmelblauen Schleier gehüllt, dessen Säume bis an die Hüften flogen, in einem glänzenden blauseidenen Gesellschaftskleide erstrahlend, gerade als ob sie zu einem Galadiner käme. Unser Oberkämmerer bemerkte sie und führte sie an den ihr freigehaltenen Platz zwischen dem Admiral und Cavalcanti. Der Admiral und Cavalcanti erhoben sich von ihren Plätzen, um sie zu begrüßen und ihr ehrerbietigst ihren Platz anzuweisen; aber der Saal, ein bescheidener Saal, in dem nur wenige Damen in ihren Alltagskleidern speisten und der nicht für solchen Luxus und solche entblößten Arme eingerichtet war, brach plötzlich voller Erstaunen Mahl und Unterhaltung ab, nur um sie zu bewundern. Sie war noch jung — ich hätte sie nach ihrem

Äußeren so etwa auf fünfunddreißig Jahre geschätzt — und hatte in einem kleinen ovalen Gesichte ein paar strahlende lachende Augen, eine schöne weiße Stirne, feine schwarze Augenbrauen, ein kleines Spitznäschen und ein rotes und frisches Mündchen. Mittlerweile warf sie angesichts der verstummten Gesellschaft, ohne sich recht darüber klar zu werden, daß sie selbst an dem Stillschweigen schuld war, ihren Schleier auf die Schultern zurück, um damit ihren schönen Nacken zu entblößen und ein prächtiges Perlenhalsband zu zeigen; in stolzer Haltung auf die Armlehnen des Sessels gestützt, begrüßte sie dann in deutlicher Erwartung sofortiger Bedienung einen jeden von uns mit einem leichten Kopfnicken und einem gefälligen Lächeln in der Reihenfolge, wie sie der Admiral den einzelnen vorstellte, nachdem er ihren Namen so leise geflüstert hatte, daß ich ihn nicht zu verstehen vermochte. Nach beendeter Zeremonie begann sie nun sogleich die ihr aufgetragene Suppe mit der Eile jemandes hinunterzuschlingen, der halb verhungert in die Mahlzeit hineinfällt.

Das Essen hatte eine kurze Unterbrechung erlitten, doch bald schon trugen die Kellner den dritten Gang auf; Messer und Gabeln begannen nun wieder auf den Tellern zu klappern; Augen und Reden, die sich schon eine Zeitlang von ihren alten Gegenständen völlig abgewandt hatten, fanden nun allmählich wieder ihren Weg zu ihnen zurück. An unserem Tische wurden die Fäden der Unterhaltung nicht sowohl von Alverighi, der noch immer ein wenig unter dem Banne der schönen Unbekannten stand, als vielmehr von dem Admiral, der sie offenbar bereits kannte, wieder aufgenommen. Wir hatten uns bis dahin der italienischen Sprache bedient, die die beiden Brasilianer ganz wunderbar sprachen. Doch nun warf der Admiral zum ersten Male in französischer Sprache mit einer gewissen boshaften Gebärde und einem verschmitzten Lächeln zu der Dame gewandt die Worte hin:

„Wissen Sie, gnädige Frau, wovon wir uns gerade bei Ihrem Eintritte unterhielten? Raten Sie einmal! Nun, damit Sie es wissen, von New-York! Und der Herr da“ — er wies bei diesen Worten auf Alverighi — „versuchte uns nachzuweisen, daß New-York die schönste Stadt der Welt sei. Jawohl, der ganzen Welt!“

„New-York?“ rief die Dame, die sich erst einmal von ihrem Erstaunen über das Gehörte erholen mußte. „Habe ich recht gehört, New-York?“

Und sie brach in ein schallendes Gelächter aus. Ich blinzelte Alverighi zu, dessen Antlitz sich verfinsterte. Doch der Admiral ließ sich nicht stören und spielte ruhig weiter den Unbefangenen.

„Sie sind also nicht dieser Ansicht, die Sie so lange Jahre in New-York gelebt haben, gnädige Frau?“

„Aber, Herr Admiral!“ entgegnete die Dame, sich ihren Schleier am Halse ordnend, in beteuerndem Tone. „Sie wissen doch, daß ich vor allem, was der Harmonie und des Ebenmaßes ermangelt, einen Schauer empfinde.“

Doch Alverighi griff diese Worte im Fluge auf und antwortete:

„Gewiß! In New-York finden Sie das Babel der Architektur. Sie finden dort Asien und Europa, Heidentum und Christentum und drei in ihren ursprünglichen Elementen zersetzte und dann wieder auf deren Grundlage von einem launischen, ironischen, tollen und erhabenen Genius ganz willkürlich wieder eingesetzte drei Jahrtausende. Und ich meinerseits verehre gerade aus diesem Grunde New-York. Harmonie und Ebenmaß bilden die Ästhetik greisenhafter Kulturen. Aber das Leben ist holperig, rauh, uneben wie New-York. Der Europäer findet sich hier nicht zurecht in dieser nebeligen, glühenden Stadt, und das ist auch nur natürlich, weil er aus einer untergegangenen Welt stammt. Er fragt sich bestürzt: Wo bin ich denn eigentlich? In Griechenland?

In Paris? In Nürnberg? In Bagdad? Im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts? Im Zeitalter der Normannen? Unter dem Szepter der Pharaonen? In einer wirklichen Stadt oder in einer astralen, die von uns verschieden gestaltete und uns an Geist und Macht überlegene Wesen auf dem Planeten Mars oder einem anderen Planeten erbaut haben?“

Wohl in jenem Augenblicke etwas stark mit dem Ausschnitt ihres Kleides beschäftigt, antwortete die Dame nicht. Es trat für sie Cavalcanti ein. Daß der Advokat im Ernste sprach, durfte wohl niemand bezweifeln; aber gleichwohl genügte seine Begründung nicht so, daß nicht irgend einer seiner Zuhörer in sich die Neigung gefühlt hätte, mit seiner Behauptung seinen Scherz zu treiben. Und Cavalcanti schien mir in der Tat seinen Reisegenossen wegen seines etwas paradoxen Wesens mit allerlei verkniffenen Fragen ärgern zu wollen.

„Für Sie,“ bemerkte er, „sind also die Harmonie und das Ebenmaß die Ästhetik greisenhafter, schwach gewordener Völker. Was denken Sie denn also von der griechischen Tragödie?“

„Sie ist gut für das Kasperletheater!“ antwortete Alverighi, als ob er die Frage erwartet hätte, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken.

„O!“ rief Cavalcanti, ohne etwas hinzuzufügen, mit einem Tone, als ob er mitten ins Herz getroffen wäre. Und einen Augenblick später fügte er hinzu: „Und die griechische Skulptur?“

„Und die griechische Skulptur?“ rief Alverighi fast schreiend und sich unversehens erhitzend. „Das ist bei Gott eine schöne Sache! Es genügt, ein Museum zu besuchen, und man braucht wahrhaftig kein Professor der Archäologie zu sein, um zu begreifen, daß die griechische Skulptur eine sinnliche Kunst in einer Zeit der Blüte, in der eine schöne Frau oder ein schöner Mann selten wie weiße Raben waren.“

„Und ich gerade glaubte," warf die Dame ein, „daß die Griechen ausschließlich die schönsten Körper vor Augen hatten und daß sie daran ihren Geschmack bildeten!"

„Wenn es bei den Griechen einen solchen Überfluß an schönen Frauen in Fleisch und Knochen gegeben hätte," versetzte der Advokat, „hätten sie nicht so viele in Marmor hergestellt! Nein, ich bleibe dabei, es ist eine sinnliche Kunst."

Und wohl aus Rücksicht auf die Dame oder weil er auf diese Weise seine Gedanken müheloser ausdrücken konnte, setzte er seine Rede italienisch fort:

„Ich weiß wohl, meine Herren: in gewissen Augenblicken empfinden auch deutsche Professoren, Archäologen wie Philosophen, eine tolle Lust, diese appetitlichen Nuditäten zu bewundern. Doch wie dürfen sie das als königliche Beamte einer äußerst frommen und gottergebenen evangelisch-lutherischen Majestät! Und siehe, so entdecken sie dann, daß alle jene schönen Beine, diese schönen Hüften und was einem da sonst noch alles an göttlicher Anmut zeigt, weiter nichts als Ausdrücke Fleisch gewordener Ideen sind! Und noch jetzt begegnen aus d e n Ländern, wo doch schließlich die Leute auch — und wäre es selbst im Dunkeln — eine nackte Dame vom Absoluten zu unterscheiden gelernt haben müssen, sämtliche Menschen diesen Statuen mit einem Gefühl, als ob sie sich daran wie an Idealen in ihrer Seele aufrichten wollten, während es doch umgekehrt weit natürlicher wäre, bei ihrem Anblick so ein Gefühl von —"

Und mit Lachen und Achselzucken brach er unversehens ab. Auch alle übrigen lachten, selbst die Dame konnte sich nicht eines Lächelns erwehren, als ihr der Admiral diese wunderliche Rede leise auf Französisch wiedergegeben hatte. Doch es war leicht zu verstehen, daß bei allen die Verwunderung, die schon die ersten Reden des Advokaten her-

vorgebracht hatten, nun nur noch mehr wuchs, und mit der Verwunderung einer Art ärgerlichen Zweifels, ob es denn überhaupt einen Wert hätte, noch ernstlich mit diesem wunderlichen Kauze lange zu streiten oder ob es denn nicht besser wäre, ihn einfach auszulachen und ihm wütend den Rücken zu kehren. Nur ich, der ich ihn kannte, fühlte mich weder überrascht noch beleidigt und so strengte ich, während ich noch scheinbar seinen Worten ein Ohr lieh, mein armes Gehirn an, ein anderes Rätsel zu lösen: wer mochte wohl die unbekannte Dame mir gegenüber sein, die sich nicht stören ließ, ihre schönen Schultern abwechselnd zu entblößen und zu verhüllen und die ruhig fortfuhr, unseren Reden zuzuhören und dabei ihren kräftigen Appetit unter einer vollendeten Eleganz in ihren Bewegungen zu befriedigen und ihre ständig lachenden Augen um sich warf? Sie kleidete sich prächtig und reiste allem Anschein nach allein, und doch, eine Schauspielerin war sie nicht, nein. Sie schien den Admiral gut zu kennen, der sie mit einer beinahe väterlichen Liebe zu behandeln schien, die aber über jeden Verdacht erhaben war, aufrichtig, echt und ihrem beiderseitigen Alter angemessen, wie diese Liebe war. Sie hatte also höchstwahrscheinlich in Rio das Schiff bestiegen. Aber sie hatte doch, wie der Admiral gesagt hatte, lange in New-York gelebt. Zudem hätte ich sie nach ihrer Aussprache und ihren Gewohnheiten eher für eine Französin gehalten. Die Perlen mochten schließlich zum Beweis dienen, daß sie sehr reich sei, und das Galakleid, daß sie für gewöhnlich mit eleganteren Kreisen verkehrte als dem unserigen. Wer war diese Frau also? Vergebens wälzte ich diese Fragen in meinem Kopfe hin und her, während Cavalcanti nicht aufhören wollte, Alverighi zu necken und zu ärgern.

„Wenn wir nun zur Neuzeit übergehen, was denkt da die Ästhetik nicht greisenhafter, altersschwach gewordener Völker von Paris?“

Wir erwarteten alle eine neue Ketzerei. — Doch nein! Merkte Alverighi, daß Cavalcanti ihn boshaft mit den schärfsten Paradoxen höhnte? Oder scheute er sich nun plötzlich vor der von ihm selbst übernommenen Verpflichtung, für das nun einmal von ihm Behauptete jetzt auch weiter eintreten zu müssen? Eines ist sicher, er verstummte ganz plötzlich auf jene Frage und entzog sich ihr mit einer kühnen Handbewegung.

„Haben Sie Mitleid!“ rief er mit einem Male halb scherzhaft, halb sarkastisch mit völlig umgewandeltem Blick und Ton. „Wollen wir denn wirklich erst eine umständliche Erörterung über Ästhetik beginnen?“

„Warum denn nicht?“ fragte Cavalcanti.

„Weil ich kein europäischer Professor bin!“ antwortete Alverighi und machte dabei ein geradezu zerknirschtes und verzweifeltes Gesicht. „Ja, wäre ich es! Doch so bin ich nur ein armer argentinischer Grundbesitzer, der niemals ohne Beschäftigung ist. Zwei Estancias in der Provinz Buenos Aires und drei Chacras in der Provinz Santa-Fé zu verwalten. Hunderttausende Hektar in der Provinz Mendoza zu bewässern. Ein Gelände in Paraguay, das so groß wie eine ganze italienische Provinz ist und mit dem ich doch auch etwas anfangen muß, im verzweifeltsten Notfalle doch mindestens zu dem doppelten Preise dessen, was ich dafür bezahlt habe, wiederverkaufen! Und außerdem noch unglücklicher Weise drei Millionen Schulden! Ja, meine Herrschaften, drei Millionen und auch nicht einen Heller weniger! Keine Furcht aber! Für einen Amerikaner sind drei Millionen Schulden eine Freude und Herzstärkung. Es ist doch zu schön für einen Menschen, sich sagen zu können: „Ich, ich ganz allein habe in den vielen Jahren drei Millionen Schulden gemacht, aber auch bezahlt! Ich habe sie gemacht und bezahlt und damit den Reichtum der Welt gemehrt. — Dies, meine

Herren, ist die wahre Ästhetik der Zeiten, in denen wir leben!“

„Das ist weiter nichts, als die Kunst, Geld zu machen!“ entgegnete äußerst trocken Calvacanti. „Aber es ist doch nicht die Wissenschaft vom Schönen!“

Hier schwieg Alverighi einen Augenblick, währenddessen er seinen Reisegefährten scharf betrachtete. Dann sagte er langsam und feierlich, ihn immer noch lächelnd betrachtend, mit einem Tone, der zwischen Ernst und Scherz schwankte:

„Sie glauben also an so etwas, Sie glauben an eine solche Wissenschaft des Schönen und des Scheußlichen?“

„Allerdings. Die deutsche Philosophie —“

„Auch ich!“ unterbrach der andere nach der Art eines, der sich entschieden hat und nun damit heraus muß. „Auch ich glaube an eine Ästhetik, aber nur an eine, die ich erfunden habe, eine patentierte, unfehlbare Ästhetik, die sich in einem einzigen Satze zusammenfassen läßt, nämlich dem: Schön ist alles, was mir wohlgefällt, scheußlich, was mir mißfällt! Ja, meine Herren! Auch New-York gefällt mir wohl; deshalb sehe ich New-York als die schönste Stadt der Welt an und fordere Sie alle auf, mir das Gegenteil zu beweisen! Im Namen welcher Autorität können Sie das? Von welchem Katheder oder auch von welcher Kanzel? Kraft welchen Grundsatzes? Heute hat schließlich jedermann das Recht erworben, die Könige zu verachten und unserem Herrgott die Geschäftsbücher zu prüfen; da möchte ich sehen, wer mir das Recht bestreiten wollte, das als schön zu verkünden, was mir gefällt, ohne die Genehmigung einer hohen Fakultät! Allons donc!“

In diesem Augenblicke richtete ich gleichzeitig mit allen übrigen meine Augen auf Alverighi, auf dies kleine Stiergesicht mit der von den dichten, struppigen, schwarzen Haaren senkrecht herabfallenden Stirn, mit den die Stirn so

zierlich umrahmenden lebhaften großen Augen mit den roten Backen, die ein tiefschwarzes Schnurrbärtchen mit zwei hochstehenden Spitzen verbindet, das, wenn es schön gebürstet war, mit diesen Spitzen so hoch ging, daß es sich sogar stark mit dem Haupthaar vermengte.

Nein, nein! Für mich, der ich Alverighi einigermaßen kannte, war kein Zweifel: aus diesen putzigen, trutzigen, spitzigen, witzigen, kräftigen, feurigen, leidenschaftlichen, starken und höhnischen Zügen, die mich an die Figuren der Maler der Etrurischen Schule erinnerten, las ich, daß er im Ernst sprach, von einer tiefen, wenn auch seltsamen Überzeugung geleitet. Aber ich las auch aus den Gesichtern der anderen Reisegefährten, daß sie immer mehr die Überzeugung gewannen, daß Alverighi entweder nur ein faseliger Träumer und Schwärmer sei oder sie alle zum besten haben wolle; ganz sicher schien sich allerdings keiner darüber zu sein, nicht einmal Calvalcanti. Soviel ist sicher, daß dieser Diplomat, anstatt Schlag auf Schlag zu antworten, sich zunächst lieber mit einem Seitenstoß begnügte und mit einer gewissen vorsichtigen und zögernden Zurückhaltung entgegnete:

„Gewiß, wer die Ansicht hat, daß der Geschmack an Harmonie und Ebenmaß ein Anzeichen für Greisenhaftigkeit ist, der wird allerdings nicht so leicht zu beweisen vermögen, daß New-York scheußlich ist. Aber mir scheint eine solche Ansicht einigermaßen kühn. Sollte sie doch richtig sein, dann bin auch ich altersschwach! Ich für meinen Teil glaube wenigstens, daß nicht etwa nur solche Leute wie Sie, hochverehrte Frau, sondern, daß die Menschen insgesamt eine natürliche Neigung haben zu bewundern, was harmonisch anmutig und ebenmäßig ist und zu hassen, was schwerfällig, unsymmetrisch und mißgestaltig ist."

„Sie glauben es? Wirklich? Sie glauben es?" rief Alverighi mit spottendem Hohne aus.

„Ganz gewiß! Es mag wohl bei manchen Leuten dieses natürliche Gefühl verdunkelt oder irregeleitet sein, doch vorhanden ist es! Es lebt! Es lebt in allen!“

Alverighi wollte antworten. Aber die Dame, die gerade damit beschäftigt war, ihre Ringe auf der rechten Hand, die sich etwas verschoben hatten, mit ihrer linken wieder in die richtige Lage zu bringen, schien die letzten Sätze nicht gehört zu haben, und so unterbrach sie die beiden streitenden Redner kurz mit den Worten:

„Ich möchte wohl wissen, wie Sie dann über Paris denken? Herr Cavalcanti hatte schon danach gefragt.“

„Eine archäologische Stadt, der Kirchhof der abgelebten Zivilisation Europas!“

„Paris?“ rief die Dame. „Paris? — Ach, ich verstehe! Warum sind sie hier auch noch nicht auf den Gedanken gekommen, in arabischen Moscheen Kaffeehäuser und in gotischen Kathedralen Speisesäle einzurichten?“

„Nun, daran täten sie besser!“

„Wenn Paris ein Kirchhof ist, ist Ihr New-York ein Fluch! Nur Barbaren konnten unter den verschiedenen Stilgattungen abendländischer Kirchbaukunst eine derartige Verwilderung anrichten!“

„Aber verehrte Frau!“ warf Alverighi ein, „warum haben Sie sich denn noch niemals beleidigt gefühlt, wenn Sie in Europa unter dem Dache irgend einer nachgeahmten chinesischen Pagode, beispielsweise im Chinesischen Pavillon des Bois de Boulogne, speisten? Das ist doch auch eine Verwilderung und Entweihung! Sie werden mir sagen: Die chinesische Architektur ist uns fremd; wir fühlen bei einer Pagode nicht, daß sie ein Tempel ist. Nun! Diesen Grund kann mit genau dem gleichen Recht der echte Amerikaner für sich anführen; es ist ihm unmöglich, für gewisse Kirchenbauarten Europas ein Gefühl zu haben; für ihn sind diese Stil-

gattungen res nullius und er hat das Recht, sie zu verweltlichen, wenn ihn das Herz dazu treibt!“

„Aber China hat doch nicht Europa so entdeckt, bevölkert und zivilisiert wie das Europa mit Amerika getan hat!“ ließ sich plötzlich eine neue rauhe Stimme vernehmen. Es war die des Doktor Montanari, des Kommissärs für das Auswanderungswesen, der eben mitten in die Mahlzeit hineingeschneit war und sich neben Rosetti niedergelassen hatte.

Alverighi wandte sich ihm zu und erklärte mit gewohnter Schlagfertigkeit und Ruhe:

„Historische Erinnerungen! Eine Münze, die heute außer Kurs ist!“

„Für Sie vielleicht!“ versetzte der andere hart. „Nicht für uns! Den Amerikanern mag es bequem erscheinen, ihre Dankesschuld gegen Europa in dem großen Weltmeer zu ertränken!“

Die Unterhaltung erhitzte sich immer mehr. Es schien sich ein heftiger Wortwechsel drohend anzukündigen, so wie es manchmal im Sommer das Gewitter tut. Doch die Mahlzeit war zu Ende und der Kapitän benützte diesen Anlaß und verließ die Tafel so schnell als nur möglich. Auch die Dame und der Admiral, die verständnisvolle Blicke gewechselt hatten, standen auf. So hatte die Unterhaltung ein jähes Ende erreicht. Und nun erhob sich auch von den übrigen einer nach dem anderen, um zu verschwinden.

III.

Auf der Suche nach den Meinen machte ich einen Gang auf die Brücke, um mich alsdann ins Rauchzimmer zu begeben, mit dem bestimmten Vorhaben, mich nach der geheimnisvollen Dame zu erkundigen. Ich fand dort, an einem kleinen Tische sitzend, Doktor Montanari, Cavalcanti und Rosetti, welch letzterer mit einer Bockzigarre im Munde

und einem Spielkasten in der Hand sich anschickte, Patiencen zu legen. Doch an jenem Abend war selbst die Dame hinter Alverighi zurückgetreten, der auch in diesem Augenblick wohlweislich den Unterhaltungsgegenstand bildete.

„Nun spuckt er schon vier Tage lang Weisheiten!“ brummte der Doktor. „Seit wir von Buenos Aires fort sind, hat er noch nichts anderes getan. Und immer diese Millionen im Munde zu führen! Es ist zum vollwerden! Wenn er so fortfährt, werde ich in meiner Kabine speisen!“

„Warum nur?“ entgegnete Cavalcanti mit einem ruhigen Lächeln. „I c h finde ihn umgekehrt sehr drollig! Nicht wahr, Ferrero, Sie kennen ihn?“

Daß Cavalcanti so lächelte und Montanari sich so aufregte bedeutete für mich, der ich sie beide kannte, weiter nichts auffälliges. Ungeachtet seines schönen toskanischen Namens war Cacalcanti in einer fast am Äquator liegenden nördlichen Provinz Brasiliens, die sich gut als das brasilianische Indien bezeichnen ließe, als Mitglied einer alten und angesehenen, wenn auch verarmten Familie, geboren. Er war einer jener vornehmen nachdenklichen Geister, die ein weit größeres Glück in der Betrachtung der Natur und des Lebens als im praktischen Wirken und Handeln fanden, vereinigten sich doch in ihm mit einer sanften, beinahe mystischen Passivität und einem tiefen Schauer vor jener wirren unersättlichen Tätigkeit, aus der in den gemäßigten Klimaten die moderne Zivilisation hervorgegangen ist, ein sehr feines Gefühlsleben und ein wunderbares Anschauungsvermögen, die seine Seele gleichzeitig poetisch wie philosophisch, völlig frei von Neid und Hochmut, schlicht und wohlwollend, unendlich begierig über alle möglichen Dinge zu plaudern, doch wenig streitbar, aber sehr zur Mystik neigend, gestaltete. Und so war er auch weiter geblieben, eine reine unbefleckte Seele, seitdem er aus seiner fernen äquatorialen Provinz nach Rio heruntergekommen war in das hauptstädtische Gewühl

und Treiben hinein. Hier hatte er als Schüler des großen Alachado de Assis in der Literatur und des Baron von Rio Branco, des berühmten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten von Brasilien, in der Diplomatie seine mystischen Neigungen in der Literatur ausgelassen, aber gleichzeitig auch in den Geschäften der Welt eifrig mitzuarbeiten gelernt und sich so unter seinen Zeitgenossen rasch eine Stellung geschaffen, ganz wie sein geradezu brüderlicher Freund Graca Aranha. So kam er gerade damals mit nur achtunddreißig Jahren, nachdem er bereits vorher mehrmals den Ozean mit den verschiedensten Aufträgen überfahren hatte, nach Italien als erster Sekretär der brasilianischen Gesandtschaft beim Quirinal und war gleichzeitig unter den jungen Schriftstellern Brasiliens am gefeiertsten auf Grund seines berühmten Romanes „Das gelobte Land". Aber sein schon naturgütiger Geist wurde noch geschmeidiger durch jene Gelassenheit der Eklektiker, die ein Stück amerikanischer Kultur ausmacht, zum Teil, weil die amerikanischen Länder, da sie selbst keine alte Kultur besaßen, leicht die verschiedenartigsten Früchte europäischer Kultur übernahmen, zum Teil vielleicht auch, weil, wie die Sprengstoffe, wenn sie im Freien explodieren, mehr Lärm als Schaden verursachen, gerade ebenso alle Ideen, auch diejenigen, die in Europa von Interessen, Sitten und Überlieferungen eingeschnürt sind und sich erst unter lärmender Gewalt einen Weg durch die Trümmer öffnen müssen, umgekehrt in den weiten, öde daliegenden und nur halb bewohnten Landschaften Amerikas, wenn sie unnötig auflodern, unschädlich verpuffen. Wie oft hatte ich nicht zu Rio in jener Riesenbibliothek Garnier an der Ecke der Rua Quvidor und der Avenida Central an jenem großen Meeresarme, in den in Brasilien mit allen seinen Hauptarmen und kleineren und kleinsten Zuflüssen der Strom der universalsten Bildung mündet, wie oft hatte ich nicht in dieser

Bibliothek die reiche Auswahl der brasilianischen Bildung bewundert, wenn ich zwischen vier und fünf Uhr nachmittags mit Männern wie José Verissimo, Joav Ribeiro, Araripe, Oliveira da Lima, Machado de Assis, Graca Aranha, Souza Bandeira, kurz mit der gesamten brasilianischen Akademie in dem ungeheuren Lesesaale zu Füßen der Bücherbretter, die vier Stock hoch steigen, um mit ihrem obersten bis an das Dach zu gehen, schwatzte, unter den ungeheuren Stößen der aus den zuletzt eingelaufenen europäischen Postdampfern ausgeladenen Bücher inmitten der Korbwaren, die, bis an den Rand mit Bänden gefüllt von den in jedem Stockwerk längs der Wände angebrachten Galerien immer wieder dauernd heruntergefahren kommen! Romanschreiber, Dichter, Kritiker, Historiker, sie verehrten die klassische Dichtung wie die Romantik, die griechische wie die russische Literatur, Plato wie Friedrich Nietzsche, Sophokles wie Henrik Ibsen. Cavalcanti, der gleichfalls ein Eklektiker von klassischer Ruhe war, war nicht der Mann, den die Ketzereien Alverighis und seine Ausschweifungen nach Form und Gedanken länger als einen kurzen Augenblick zum Zweikampfe herausfordern konnten; sie reizten vielmehr seine Wißbegierde jenes Phänomen zu erforschen, um es zu verstehen und auch um ein wenig darüber zu lächeln, so wie er es auch bisher schon wiederholt getan hatte: ganz leicht mit einer nur zarten und jeden bitteren Beigeschmackes entbehrenden Ironie, bei der weder menschliche Güte noch menschliche Liebe ausgeschlossen ist.

Ein ganz anderer Mann war Montanari. Ich hatte ihn auf der Hinfahrt kennen gelernt. Er stammte aus der Romagna Romagnole, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, aus Faenza. Er war Arzt im Heere und ein Patriot und Monarchist, wie alle Alten — denn auch in der Romagna modernisieren sich die jungen Leute —, die einst Patrioten oder Internationalisten gewesen waren, nun entweder

wütende Monarchisten oder Republikaner waren, gerade als ob Welfen und Waiblinger wieder aufgestanden wären. Aber deshalb gerade fühlte er sich auch von der gesamten Welt angeekelt. Er litt, wie unter einem persönlichen Unglück, unter dem fortschreitenden Verfall der Monarchie in unseren Zeiten; er zitterte noch nach so langen Jahren vor Schauer bei der bloßen Erinnerung, daß ein aus Amerika herübergekommener Anarchist an die Person des Königs von Italien Hand anzulegen gewagt hatte; er sah nichts als eine ungeheure Verwirrung der Geister und geradezu einen Hochverrat an dem gesamten Volke in jener furchtbaren Bedrängnis, die Jahr für Jahr so viele Menschen aus dem alten Europa treibt und über den Ozean setzt. Und er sprach von den Fehlern, der Unwissenheit, den Erbärmlichkeiten in einer aufrechten, steifen, soldatischen Haltung, einer Art stets jedermann gerade ins Auge zu sehen, in dem hämischen Lächeln, das ab und zu seine mageren, bartlosen, eingefallenen Backen durchzog, in diesem verächtlichen Schweigen, das er häufig als einzige Antwort auf die Einwürfe der anderen gab; man glaubte die ständige Herausforderung eines frechen Hochmutes zu fühlen. Doch mit Unrecht, denn seine Seele war weder hart noch stolz, sondern nur verbittert, verbittert über die zynische Gleichgültigkeit, mit der unsere Zeit mit Staub bedeckt und zerfrißt, was für die älteren Geschlechter zu den heiligen Abbildern der Autorität auf Erden und im Himmel gezählt hat. So haßte er Amerika und schalt, um seinem Hasse gegen die Neue Welt Luft zu machen, nun auch noch auf die gesamte übrige Welt, auf Italien, das er doch im Grunde über alles liebte, auf Europa, dem er doch schon aus Mißachtung gegen Amerika eine gewisse Hochachtung darbrachte, auf diese Massen, die er, so wenig er in ihrem Interesse auch nur das Geringste versäumte, mit ständigem Fluchen, Schreien, Murren auf ihren Wanderungen von dem einen zum anderen Weltteil begleitete,

indem er jeden Augenblick seinen Lieblingsausdruck, den so oft in Italien vernommenen Schlußreim und die höchste Synthese seiner Lebensphilosophie vor sich hin brummte: „Es ist toll zu werden!“

Daß sich ein solcher Mann gegen Alverighi mit einer gewissen Voreingenommenheit erfüllt hatte, war nur zu natürlich. Doch ich kannte den redseligen Advokaten ein wenig und nahm auf Einladung von Cavalcanti gern an der Unterhaltung über ihn teil.

„Gewiß!“ antwortete ich. „Ich habe ihn zu Rosario kennen gelernt. Er war drei Tage lang unser Cicerone. Auch er gehört zu jenen Italienern und insbesondere Mantuanern, die in Argentinien in wenigen Jahren ein großes Vermögen gemacht haben!“

„Wenn ihr Gewissen weit genug war!“ unterbrach der Doktor.

„Nur nicht so voreilig, Herr Doktor!“ fuhr ich fort. „Kennen Sie die Geschichte dieses Mannes? Nein? Nun, dann sollen Sie erst einmal raten, zu welcher Laufbahn ihn die Seinen in Italien bestimmt hatten, aber es wird Ihnen nicht so leicht gelingen! Nun, sie wollten aus ihn einen Philosophen machen! Ja, ganz gewiß, einen Philosophen. Sein Vater, ein Gymnasialprofessor, war ein begabter und hochgebildeter Mann und Verfasser einiger geschätzter historischer Abhandlungen, aber arm und durch Sorgen für eine große Familie bedrückt. Der Sohn machte nun allerdings mit zweiundzwanzig Jahren in irgend einer der oberitalienischen Universitäten — in welcher, kann ich mich nicht mehr recht entsinnen — mit einer Dissertation über Descartes und Spinoza sein Doktorexamen, doch nur, um sich schon nach einem Vierteljahr nach Buenos Aires einzuschiffen.“

„Eine sonderbare Idee für einen Philosophen!“ warf Cavalcanti dazwischen.

„Wie er mir berichtete", fuhr ich fort, „hatte ihn dazu einer seiner Lehrer überredet, ein philosophisch gebildeter, alter Herr, der Amerika außerordentlich bewunderte, wiewohl er es nur nach der Karte kannte. Indem dieser Gelehrte, der bei aller Bücherweisheit gleichwohl nicht über eine zu große Lebensweisheit verfügte — ach, es gibt leider so viele unter den Gelehrten! —, Tag aus, Tag ein, man mochte anpochen, wann man wollte, bei ihm saß und ihm immer von neuem wiederholte, daß er für so ein Schulmeister- und Professorendasein in Italien viel zu genial sei und daß es in Europa viel zu viel, in Amerika aber viel zu wenig Philosophie und Latein gebe, erreichte er schließlich, ihn zu dem bedeutungsvollen Schritte zu überreden. Eines schönen Tages dampfte unser blutjunger, frischgebackener Doktor von Genua ab, mit dem löblichen Vorhaben, die alte Kultur Europas in dem jungfräulichen amerikanischen Boden neu aussäen zu wollen. Wie es diesem vor nun etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren mit nur wenigen Tausend Lire in der Tasche zu Buenos Aires gelandeten jungen Philosophen erging, will ich mich nicht lange aufhalten, Ihnen zu erzählen."

„Es bleibt leider nur zu wahr," seufzte Rosetti, „daß eine Luxuskultur kein Kapital darstellt, mit dem jemand in Amerika sein Glück versuchen kann. Die Europäer werden dieses Glück niemals begreifen."

„Aber Alverighi," fuhr ich fort, „zeigte sich als ein ganzer Mann. In der Stunde der Gefahr begriff er, welches zu unseren Zeiten der Rettungsanker in den großen Stürmen des Lebens sei. — Er wußte, daß dies nichts anderes sei als — das Kleid! Auch ein Dante oder ein Galilei würden heute keinen finden, der sie unterstützte, wenn sie sich ohne einen frisch gewaschenen Kragen und mit nur ein Paar geflickter Hosen behelfen müßten. Er trieb daher alle nur irgendwie erdenklichen Berufe, um bloß die physischen und metaphysischen Grundlagen seiner sittlichen Persönlichkeit, nämlich

den Rock, den Überzieher und die Beinkleider zu retten; er aß trockenes Brot und trank klares Brunnenwasser, um sich nur in der Öffentlichkeit immer elegant gekleidet zeigen zu können. Es gelang ihm im ganzen, der Allgemeinheit sein Elend zu verbergen und so halfen ihm alle gern. Ganz allmählich verschaffte er sich Freundschaften und Empfehlungen, der Argentinier hat einen sehr hochherzigen Zug, und so erreichte es Alverighi, als Lehrer des Italienischen in ein blühendes Gymnasium der Hauptstadt eintreten zu dürfen; er begann für die reichen spanischen Zeitungen zu schreiben; er wurde wieder Student, diesmal aber des Rechtes, und schloß auf der Universität mit einigen jungen Leuten aus angesehener Familie Freundschaft; er doktorierte dann zum zweiten Male auf Grund mehrerer glänzender Prüfungen und kam auf diese Weise rasch in den Ruf eines hervorragenden Advokaten und in der Tat entwickelte er sich zu einem ganz gewaltigen Redner. Schließlich ließ er sich zu Rosario nieder, schloß eine reiche Ehe und warf sich, sobald er nur etwas Geld besaß, wie das in Argentinien so bei jedermann Brauch ist, straks auf die Bodenspekulationen."

„Um die philosophischen Spekulationen im Stich zu lassen!" stichelte Cavalcanti. „Sehr schön!"

„Ja und nein!" antwortete ich.

Doch gerade in diesem Augenblick trat Alverighi in das Rauchzimmer ein, um sich, ohne sich umzuschauen, an das Nebentischchen zu setzen, an dem zwei Herren — wie ich später erfuhr, ein paar weinselige Kaufleute — Karten spielten, zu nahe, um sich weiter von ihm unterhalten zu können.

„Wollen wir ein bißchen hinausgehen?" fragte Calvalcanti vorschlagend.

Und so gingen wir alle vier hinaus auf das Promenadedeck, und zwar auf das niedrigere der beiden, den Fahrgästen

der ersten Kajüte bestimmten Schiffsdecke. Der Abend — es war das einer jener milden Abende, die jedes Mondscheines und jedes Lufthauches ermangelnd, nicht warm, nicht frisch sind und manchmal im Frühling in solche Totenstille verfallen, daß sie sogar auf ein kurzes Stündlein das Tropenmeer in tiefen Schlummer versenken! — ein solcher Abend hatte eine große Zahl von Mitfahrenden hinausgelockt.

„Unsere Plätze sind drüben am Steuerbord!“ bemerkte Cavalcanti.

Und so begaben wir uns zum Vorderdeck, nachdem sich der Doktor von uns verabschiedet hatte, um sich an seinen Dienst zu begeben. Doch in dem Augenblick, wo wir nach hinten auf das Backborddeck gelangt waren, um uns nun zu dem Promenadendeck zu wenden, begegneten wir einem jungen Paar, das gerade von dort kam. Wir traten beiseite und sahen sie schweigend und still vor sich hinsehend vorübergehen, ihn, klein und untersetzt, mit dichten, tiefschwarzen Augenbrauen, wie er mit langsamem Schritt dahinwandelte und dabei ein wenig zurückblieb, und sie, hochgewachsen, hager, dürr und eckig, wie sie so steif und kerzengerade in geschlossener Haltung dahinschritt und ihn fast mit einer gewissen Gewalt mit sich zu ziehen schien.

„Zwischendeckpassagiere!“ flüsterte Cavalcanti. „Sie machen Bewegung!“

Wir durchschritten den dunklen Steg, um nun auf die rechte Seite des Schiffes zu gelangen. Doch unsere Plätze waren bereits unrechtmäßigerweise besetzt. Um die Usurpatoren nicht zu stören, stiegen wir auf die verlassene, stille und von ein paar nur allzuweit voneinander entfernten elektrischen Lampen dürftig beleuchtete Landungsbrücke und setzten uns hier bei dem matten Lichterschein auf eine weiß angestrichene Bank, gerade dem in dunkle Nacht gehüllten Wege gegenüber, von dem der gleichmäßige ruhige Atem des Schiffes in dichten schwarzen Wirbeln ausströmte,

um in der Finsternis der Nacht zu nuseln, zu Füßen der auf die Brüstungen heraufgezogenen großen weißen Boote, die zu schlafen schienen, zwischen den Windlöchern, die steif und verschwiegen die frische und belebende Nachtluft einsogen, unter den starken Tauen, die nach allen Richtungen gespannt in den schweren Eisenringen unterwürfig hin- und herschwankten, von einem unsichtbaren Hauche gestreift. Alles schwieg, als ob es nur einzig darum bekümmert sei, ja nicht den Frühlingsschlaf des Meeres zu stören; auch das keuchende Atmen der Maschinen, das von unten aus der Tiefe heraufdrang, war oben nur wie ein fernes leises Geräusch zu vernehmen; selbst der Himmel über uns breitete sich mit seinen Tausenden von Sternen wie ein von Edelsteinen funkelndes endloses schwarzes Segel schweigend und in tiefes Dunkel gehüllt aus. Für einen Augenblick schwiegen auch wir, von der unvermuteten tiefen Stille, die uns so plötzlich umgab, überwältigt. Der erste, der wieder sprach, war Cavalcanti.

„Sie sagten also . . .“

„Jawohl, ich weiß!“ fuhr ich fort. „Auch in diesen armen italienischen Schulmeisters- und Professorensohn drang nur zu bald der amerikanische Geist ein — ja, Alverighi besitzt heute schon mehrere Millionen und beabsichtigt deren Zahl noch zu verdoppeln; hat er aber erst diesen Wunsch erreicht, dann wird er sie auch verdreifachen, vervierfachen wollen und wird damit niemals aufhören, so lange er noch irgend einen Atemzug hat; von vierundzwanzig Stunden des Tages schläft er, wenn er hoch kommt, vielleicht vier bis fünf; er führt so viele Prozesse für sich allein wie sonst vier Advokaten zusammengenommen; er kauft, verkauft, kauft zurück, verpfändet Ländereien aus allen Gegenden Argentiniens und von Paraguay und, wiewohl er eine Frau und zwei Kinder hat, hat er im Grunde doch keine Familie; er könnte sich einen Palast bauen und würde doch kein Heim

haben; er ist der moderne Nomade, der in Schlafwagen und Gasthöfen übernachtet. In dem einen Monat, in dem ich im Inneren von Argentinien reiste, habe ich ihn wohl drei- bis viermal auf meinem Wege gesehen, wie er mit der Geschwindigkeit des Schnellzuges oder des Blitzes von einer Stadt zur anderen fuhr, und wenn beide Tausende von Kilometern entfernt waren; er traf des Morgens von Süden her ein und weg war er schon des Abends nach Norden hin; er erschien dann wieder von Osten her, um nach wenigen Stunden gegen Westen zu verschwinden! — Und doch! — Und doch! — Gehen Sie in seine Kabine und Sie werden sie voll von Büchern finden: italienischen, englischen, französischen, den neuesten Veröffentlichungen: Literatur, Geschichte, Politik und Philosophie. Sobald er nur einen gewissen Wohlstand erreicht hatte, bemühte er sich, den Faden seiner abgebrochenen Studien, natürlich soweit es ihm möglich war, wieder anzuknüpfen. Aber er hatte auch vorher niemals versäumt, in den kurzen Mußestunden der Eisenbahnfahrt etwas zu lesen, wenn er von Stadt zu Stadt im Galopp rasend es oft auch nur im Fluge durchblätterte und das, was geschrieben stand, mehr erriet als wirklich las!"

„So echt amerikanisch!" warf Cavalcanti höhnisch dazwischen.

„So echt amerikanisch, wenn Sie wollen!" antwortete ich. „Obwohl auch jetzt in Europa! Doch lassen wir das lieber! — Und er liest nicht nur, er denkt auch in dem Tempo, das ein Schiff nimmt, wenn Sturm ist, und wenn es von Woge zu Woge hin- und hergetrieben und geschüttelt wird. Sein Kopf ist wie ein großes Faß, in dem die Erinnerungen an die in Italien gemachten Studien, die haften gebliebenen Überreste durchraster Lektüre, die Bruchstücke alles dessen, was er zu sehen bekommt, vorfindet und antrifft, wenn er wie toll durch die Welt rast, alle seine Hoffnungen, Ideale und Interessen bunt durcheinander

brodeln und sieden in einer seltsamen Philosophie voller widersinniger, ausschweifender, kindischer, eigenartiger und wunderlicher Ideen, einer Philosophie, die dem gärenden Most vergleichbar abwechselnd auf- und niederschäumt, aber beständig in Bewegung ist. Man muß ihn einmal bei sich zu Hause zwischen zwei Reisen oder zwischen einem Kriminal- und Zivilprozeß — oder auch zwischen einem Ankauf und einem Verkauf von Ländereien sehen, wenn er in die Klubs von Rosario geht und das Rednerpult besteigt, wenn er ein Thema nach allen Seiten behandelt und begründet und so gern eine Besprechung herbeiführen möchte und dann doch keine erzielen kann, hören ihn doch diese biederen Getreidehändler mit der größten Geduld an, aber sie ergeben sich schon lieber, ehe sie kämpfen, und halten ihn nur darum nicht für einen Narren, weil — nun, gut nur, daß seine Millionen zu seiner Philosophie ein Gegengewicht bilden! Nein, nein, ich mag mich manchmal irren, doch eines steht fest: dieser Mann ist ein Genie, ein Genie in seiner Art, aber ein Genie! Wie soll ich sagen? Ein in den Pampas verwildertes Genie!“

Ich schwieg. Rosetti rauchte, ohne auch nur ein Wörtchen zu sprechen, ruhig weiter. Nach einigen Augenblicken erst flüsterte Cavalcanti mit halblauter Stimme wie im Gespräche mit sich selber:

„Im Namen welcher Autorität oder von welcher Kanzel oder kraft welcher Lehre werden wir zu beweisen vermögen, daß New-York scheußlich ist, demjenigen gegenüber, der nun einmal behauptet, daß sie schön ist? — Es ist hier nur zu sagen: die Ästhetik wird einfach an die Wand gestellt und standrechtlich verurteilt. Hic Rhodus, hic salta!“

Da blitzte in mir eine plötzliche Idee auf, und ich sagte, ihn unterbrechend:

„Versuchen Sie doch, morgen zu antworten. Dann wird sich eine Aussprache über die Kunst entwickeln, und das

wird erst ein Zeitvertreib sein! Sie werden sehen, wie voll er von geistreichen Ideen steckt, dieser Spekulant in Bodengelände!“

Doch Cavalcanti machte eine Gebärde des Entsetzens, wie wenn er sagen wollte, ob ich etwa die „Cordova“ in eine philosophische Akademie umwandeln wollte!

„Warum denn nicht?“ meinte ich. „Wenn Sie übrigens nicht von sich aus daran denken, dann wird er schon allein daran denken. Was meinen Sie, wie gern er das tut, dieser Arme! In Rosario bleibt er ja doch immer nur ein unbeschäftigter Sokrates, der gezwungen ist, Monologe zu halten!“

Wir schwatzten noch ein bißchen, von unserem Plane eine allgemeine Disputation und eine über Philosophie im besonderen herbeiführen zu wollen, bis sich schließlich Rosetti, der bis dahin noch nicht den Mund aufgemacht hatte, lächelnd erhob.

„Was haben wir eigentlich, wenn wir es so recht überlegen, an Bord zu tun? Nichts! Also können wir wirklich auch mal ein wenig in Philosophie naschen!“

Es war spät und wir trennten uns. Auch ich hatte über unser langes Gespräch über Alverighi vergessen, daß ich mich ja ursprünglich über die Dame erkundigen wollte. Ich ging zu Bett, ohne auch nur irgend etwas über sie erfahren zu haben: weder, wer sie war, noch, woher sie kam. Meine Kabine hatte zwei Betten, eines für mich, das andere für meinen Jungen; ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, legte ich mich nieder, müde, wie ich war; müde von der so langen Abendunterhaltung, müde von den zum Austausch der letzten Abschiedsgrüße mit Amerika auf der Kommandobrücke zugebrachten Stunden, müde von den unzähligen, mit meinen Freunden gewechselten Dankbarkeitsbeteuerungen, Händedrücken und Umarmungen, sei es an Bord, sei es am Quai Pharoux, müde von der bis tief in

den Morgen durchwachten letzten Nacht im Anschluß an das Festmahl, das die brasilianische Akademie zu meinen Ehren im Alexandrahotel gegeben hatte, müde von den in den voraufgegangenen drei Wochen so rasch vollendeten Abstechern nach Sao Paulo und nach Bell Horizonte, müde schließlich von der von Fest zu Fest, von Rede zu Rede sich bewegenden langen Fahrt über Land und Meer, von Genua nach Buenos Aires, von Buenos Aires nach La Plata, Rosario, Mendoza, Cordova, Tucuman, Santiago del Estero, Santa-Fé, Paranà, Montevideo, Rio, ins Innere Brasiliens. Und nun löschte ich das Licht aus und streckte mich mit einem unglaublichen Wohlbehagen auf das kleine Ruhelager, meinen Kopf tief in die Kissen vergrabend, hin, mit einem noch größeren Wohlbehagen aber überließ ich mich der himmlischen Idee, mich nun endlich einmal nach diesen fünf Monaten ärgster Unruhe vierzehn Tage lang in Ruhe auf den Wogen des Weltmeeres erholen zu dürfen. Endlich einmal keine Empfänge mehr, keine Reden, keine Briefe, keine Telegramme und nicht immer wieder neue Gesichter. Abends wieder einmal einschlafen zu dürfen, ohne immer nur an die Verpflichtungen von morgen denken zu brauchen und zwischen Himmel und Meer und fern von den Sorgen der Welt wie den eigenen Geschäften aufzuwachen. Endlich einmal an dem Baume des Lebens jene, einem so selten im Leben winkende Frucht pflücken zu dürfen, die in der Reihe der Jahre höchstens einmal reift: reuelose Ruhe!

IV.

Als ich am folgenden Tage nach einem prächtigen Schlaf in dieser ersten Nacht, die ich wieder auf dem Meere zugebracht hatte, zwischen acht und neun auf das Deck hinausging, scherzten Helios und Okeanos, die in der Unendlichkeit sonst so einsamen beiden alleinigen Gefährten, wie zwei alte Freunde miteinander. Sie hatten sich an jenem

Morgen wieder einmal, wie allmorgentlich seit Uranfang aller Zeiten, gemeinsam mit der Eos ein Stelldichein gegeben und freuten sich nun zusammen, sich auch diesmal wiedergefunden zu haben, sie, die ewig Jungen, die die Runzeln der Jahrhunderte und Jahrtausende ebensowenig wie am ersten Tage der Schöpfung in ihren strahlenden Gesichtern tragen: Helios den Okeanos in flüssiges Gold und Saphir tauchend und der Okeanos wieder ins Unabsehbare hellstrahlend und funkelnd, noch ganz wie bei Entstehung der Welt. Auf der „Cordova" aber freuten sich an jenem Morgen nur wenige mit der unschuldigen Freude des Sonnengottes und des Meergottes. Eine ungewöhnliche Neuigkeit durchlief das Schiff und elektrisierte alle, von der Kommandobrücke bis zum letzten dunklen Gepäcksraum. Mir wurde sie erst gegen zehn Uhr von Alverighi überbracht, der mitten aus der Lektüre eines Buches — ich sah nachher, daß es sich um ein Drama von Shakespeare handelte — aufstand, um mich auf der Landungsbrücke mit einer gewissen Erregung und der lebhaften Frage zu bestürmen:

„Ist es denn wirklich wahr, was sie da erzählen, daß diese schöne Dame von gestern Abend die Frau eines steinreichen Bankmannes zu New-York sein soll?"

Ich antwortete, ich wüßte es nicht, ich hielte sie aber nach Sprechen und Handeln vielmehr für eine Französin; ich fügte hinzu, das Kleid, das sie am ersten Abend angehabt habe, lasse vielmehr den Schluß zu, daß sie ausschließlich in der eleganten Gesellschaft zu verkehren gewohnt sei, daß es aber umgekehrt ganz eigenartig wäre, wenn eine Millionärin auf einem so einfachen Schiffe wie der kleinen „Cordova" führe, anstatt, wie es die Etikette, die auch mitten auf dem Weltmeer ihre Herrschaft ausübe, vorschriebe, auf einem Dampfer ersten Ranges, wie etwa der „Mafalda", wenn sie überhaupt so einen Kasten des Italienischen Lloyd wolle. Alverighi fügte nun seinerseits hinzu,

daß ein venetianischer Juwelenhändler an Bord, namens Levi, die bloße Halskette der Dame auf etwa fünftausend Franken geschätzt habe. Bald nachher sprach mich im Vorraum des Speisesaales der Speisemeister an, um mir mit einem strahlenden Lächeln gerechtfertigten Stolzes zu erklären:

„Wissen Sie denn auch, daß diese Dame die Frau eines der reichsten Nordamerikaner ist?"

„Ach, ich habe schon begriffen!" dachte ich. „Bis zum Abend wird sie schon eine Milliardärin sein. Andere Nordamerikaner gibt es ja überhaupt nicht mehr."

Dieses sinnlose Gewäsch weckte in mir wieder die Neugierde, die schon die am ersten Abend geführten Unterhaltungen und die Nachtruhe ein wenig geschwächt hatte. Doch vergeblich suchte ich die beiden einzigen Menschen, die diese Neugierde möglicherweise vielleicht ein wenig befriedigen konnten: Cavalcanti und den Admiral. Keiner von beiden hatte bisher die Kabine verlassen. Da zog mich alsbald eine unerwartete Begegnung von neuem aus meinen Betrachtungen. Es war gegen zehn und ich war gerade auf dem Vorderdeck nahe der Schiffstreppe, die zu den Räumen dritter Klasse hinunterführt, stehen geblieben, um die Auswanderer, die sich auf dem unteren Deck drängten, wo sie ungeduldig die Stunde der Mittagsmahlzeit vor dem Anrichteraum erwarteten, einen Augenblick beobachten zu können. Plötzlich begrüßte mich einer der Auswanderer, der sich bisher ganz abseits von allen übrigen gehalten hatte. Ich erwiderte den Gruß in der stillen Voraussetzung, daß es sich um einen der zahllosen italienischen Arbeiter handle, dem ich auf meiner langen Reise einmal die Hand geschüttelt hätte, doch der Mann kam auf mich zu, um vor der Treppe, auf dessen oberster Stufe ich mich befand, stehen zu bleiben und mich zu fragen:

„Wie geht es denn dem Ingenieur?" und dabei nannte er den Namen eines Onkels von mir.

Dieser Name erweckte sogleich eine ferne Erinnerung in mir, ich blickte dem Mann ins Auge und rief, die Treppe hinabstürmend:

„Ach, Antonio! Du bist es, Antonio? Was machst du denn hier?“

Es war in der Tat Antonio, will sagen: der größte Dummkopf und Faulenzer, den ich je kennen gelernt habe; ich erinnere mich noch heute der unbeschreiblichen Verzweiflung dieses Onkels, dem nichts übrig geblieben war, wie ihn als Bürojungen anzunehmen und dann als Pförtner in seinem Hause, in dem auch wir wohnten, anzustellen, nachdem ihm einer seiner reichsten Kunden, auf dessen Gütern er als Mitglied einer Bauernfamilie geboren war, mit der lebhaftesten Wärme empfohlen hatte. In dem Augenblick, wo mein Onkel diesen Antonio in die Schreibstube übernehmen mußte, war derselbe gerade von einer Fahrt nach Amerika, die er wiederholen sollte, zurückgekehrt, doch keiner von uns war überrascht gewesen, daß er, der tatsächlich zu nichts gut war, auch drüben es nicht zu etwas hatte bringen können. Was für eine Aufgabe er auch bekam, mochte es nun als Bürojunge oder als Pförtner sein, er mißverstand sie oder verfehlte sie auch irgendwie, wenn er sie nicht überhaupt völlig vergaß; den größten Teil des Tages wie der Nacht verschlief er, soweit möglich, und nur, wenn es sich darum handelte, Mühe zu sparen und einen genügenden Vorwand zu finden, sich auf oder unter den weichen Decken seines Bettes auszustrecken, zeigte er einen gewissen Geist. So hatte denn auch an dem Tage, an dem er uns plötzlich seine Absicht, nach Amerika zurückzukehren, ankündigte, sich niemand ihn davon abzubringen bemüht. Nein! Mochte ihn doch bloß Amerika behalten, und zwar für immer. Und da erscheint er nun statt dessen wieder mit einem Male vor mir, nur wenig verändert trotz der dazwischenliegenden sechs bis sieben Jahre, noch ebenso

hager, mit derselben zurücktretenden Stirn und demselben unsicheren und abgeschmackten Lächeln, das mir so mißfiel. Doch immerhin gut gekleidet und jedenfalls besser ausgestattet, als ich es ihm bei seinem Scheiden für die Rückkehr prophezeit hätte.

„Amerika ist so reich!" dachte ich. Doch mir schien es vorsichtiger, ihn nicht mit allzu eifrigen Ausfragungen zu bestürmen und so begnügte ich mich mit der einzigen Frage, ob er denn endgültig wieder heimzukehren gedächte.

Er antwortete, daß er sich in Italien selbständig machen zu können hoffe, wo er seine Söhne zurückgelassen habe. „M e i n e Söhne!" sagte er mit starker Betonung des Fürwortes „*meine*" und erinnerte mich damit daran, daß er bei seiner ersten Rückkehr von Amerika, nachdem er drei Jahre vorher bei seiner Abreise nur einen Sohn zurückgelassen hatte, nunmehr daheim zwei vorfand; der zweite war ihm zwei Jahre nach seiner Abfahrt geboren und doch hatte er ihn ruhig, ohne auch ein Wort einzuwenden, als seinen anderen Sohn übernommen. Ich beherrschte mich nicht zu lächeln und erkundigte mich bei ihm, rechtzeitig daran denkend, daß er auf seiner zweiten Reise die Frau mit sich genommen, hingegen seine sogenannten Kinder bei der Großmutter zurückgelassen hatte, nach dem Wohlbefinden seiner Gefährtin.

„Danke, es geht ihr gut!" antwortete er mir ruhig. „Diesmal ist sie bei mir, hier auf dem Schiffe. Sie sollen sie sehen, aber Sie werden sie nicht mehr wiedererkennen. So wohl hat ihr die Luft Amerikas getan."

Ich wechselte noch ein paar Worte mit ihm, um ihn bald in dem Gedanken zu verlassen, daß, wenn er auch vielleicht diesmal in etwas besserer Ausstattung zurückkehrte, doch sein Hirnkasten jedenfalls kein größerer geworden sei.

Erst beim Frühstück kamen wir auf die schöne Dame zu sprechen, die es uns nun endlich durch ihr Zurückbleiben

in der Kabine möglich gemacht hatte, nach Herzenslust über sie zu plaudern. Wir erfuhren vom Admiral, daß diese angebliche, steinreiche Amerikanerin vielmehr ursprünglich französischer Abstammung sei. Sie war die Tochter eines Bankmannes in Paris namens Blum und hatte einen gewissen Frederik Feldmann aus dem New-Yorker Bankhause Loeventhal & Co. geheiratet; sie hielt sich seit drei Jahren in Rio auf, wo ihr Mann an der Spitze des South American Syndicate stand, eine riesige Eisenbahn-, Bank- und Bergwerksunternehmung, die ihren Sitz in New-York hatte. Sofort wußte ich, einigermaßen wenigstens, wer sie war, hatte ich bereits doch ihren Mann in New-York kennen gelernt. Übrigens wurde von der Dame nicht etwa bloß bei uns an dem Mitteltische gesprochen, nein, es gab im großen Saale keinen Tisch, der nicht von ihrem Namen widerhallte; immer wieder fielen die Blicke irgend jemandes auf den für sie bestimmten, im Augenblick herrenlosen Sessel. So war auch mir bei allen diesen Gesprächen die gestrige Abendunterhaltung schon völlig aus dem Sinn gekommen, als mit einem Male, kurz vor Aufhebung der Tafel, Alverighi dem Cavalcanti mit der Frage auf den Pelz rückte, ob auch er zu den Verehrern des Hamlet gehöre. Als nun Cavalcanti antwortete, daß er dieses Stück sogar ganz besonders verehre, entgegnete Alverighi höhnisch:

„Also wirklich? Nun, soll i c h Ihnen, so sicher, wie zwei Mal zwei vier ist, beweisen, daß ‚Hamlet' ein richtiges Schmierdrama für ein herumziehendes Jahrmarktstheater ist?"

Wir blickten uns einander an in dem gegenseitigen stillen Einverständnisse, daß er schon wieder einmal „anfange". Cavalcanti antwortete mit einer entsagungsvollen Gebärde, als wollte er sagen: „Wenn Ihnen das Vergnügen macht, selbstverständlich!" Ich meinerseits vermutete gleich, daß Alverighi, wie ich es erwartet hatte, wieder einmal

Streit anfangen wollte. Weshalb aber hatte er wohl bloß das Thema „Hamlet“ gewählt, war doch am vorhergehenden ersten Abend keiner darauf gekommen? Niemand wußte es, und es schien kein Mittel zu geben, es zu erfahren.

„Nun, noch heute abends, nach der Mahlzeit, will ich mein Versprechen erfüllen,“ meinte Alverighi kurz und trocken und damit alle weiteren Fragen abschneidend. „Ich habe einen Band Shakespeare mitgenommen, um ihn einmal wieder auf der Überfahrt zu lesen. Doch Sie, Cavalcanti, müssen mir versprechen, auf jedes meiner Argumente einzugehen, um es zu widerlegen!“

Weiter fügte er nichts mehr hinzu. War denn aber die Unterhaltung über „Hamlet“ nicht jedenfalls ein Zeitvertreib auf diesem weiten Weltmeere, auf dem die Tage so lang und so inhaltslos sind?

Es blieb also dabei, daß die Aussprache über „Hamlet“ noch an demselben Abend, und zwar im oberen Salon, stattfinden sollte. Das Frühstück war beendigt, und die Siesta, die notwendige Ruhe für jeden, der die Tropenmeere befährt — wir befanden uns an jenem Tage zu Mittag 23° 53′ südlicher Breite und 39° 49′ östlicher Länge — trieb uns nun alle auseinander, einen jeden in seine Kabine. Ich ging erst wieder zwischen 4 und 5 Uhr auf das Promenadendeck hinaus. Hier sah ich, links vom Eingang, zwischen diesem und der kleinen Treppe, die zu dem oberen Deck hinaufführte, sieben bis acht Fahrgäste im Kreise sitzen, auf Bänken, in Lehnsesseln oder auch Liegestühlen, nämlich die beiden Kaufleute aus Asti, einen italienischen Arzt aus Sao Paulo und seine Frau, die in die Heimat zurückfuhren, eine schöne, schlank gewachsene, brünette Genueserin mit schwarzen, leuchtenden und von dichten Brauen beschatteten Augen, die nur zu dem Zwecke nach Genua zurückkehrte, ihren Eltern ihre zwei kleinen in Buenos Aires geborenen Geschöpfe zu zeigen, und noch einige Damen mehr. Unver-

wandt und schweigend starrten sie alle nach der kleinen Treppe hin, als ob sie jemanden erwarteten. Mit einemmal kam eine Dame lächelnden Blickes in Eile herabgestiegen, nach allen Seiten eine leichte Kopfverbeugung machend. Und sogleich stand auch die Genueserin auf, um ihrerseits rasch und auf den Zehenspitzen dort hinaufzusteigen, von wo die andere soeben heruntergekommen war. Nach ein bis zwei Minuten stieg auch sie wieder herab, und schon gleich wieder begab sich eine dritte die Treppe hinauf.

„Was wollen diese neugierigen Evastöchter nur bloß da oben?“ fragte ich mich.

Ich stieg hinauf und nun begriff ich. Am Bug, noch über die Stelle hinaus, wo die vier Boote an den Brüstungen hingen, streckte sich Frau Feldmann auf einem Liegestuhl und las; von den Damen aber stieg eine nach der anderen, aus bloßer Neugierde, hinauf, um ganz dicht an ihr mit einem flüchtigen Seitenblick auf sie vorüberzugehen mit der eigentümlichen gequälten Gebärde jemandes, der gerade ganz ungezwungen erscheinen will, und dann wieder nach einem Rundgang um die Kabinen auf der anderen Seite des Schiffes zurückzukehren. Zwischen zwei Booten, auf die Brüstung gestützt, beobachtete ich zwei bis drei von diesen vorbeikommenden Evastöchtern; dann ging ich Frau Feldmann begrüßen, die ich an jenem Tage noch nicht gesehen hatte. Als sie mich kommen sah, legte sie das Buch auf ihren Schoß, sich auf die mit riesigen Edelsteinen bedeckte Hand stützend, machte eine leichte Kopfverbeugung und lächelte. Doch ich glaubte im ersten Augenblick, sie wirklich nicht wiederzuerkennen. Sie sah bleich, gealtert und fast verblüht aus. Dem ersten unüberlegten Antrieb unwillkürlich folgend, fragte ich sie, ob sie etwa unpäßlich sei.

„Sehe ich denn heute so abscheulich aus?“ fragte sie mich mit einem boshaften Lächeln schlagfertig in französischer Sprache.

Ich begriff sogleich, daß sie schon wieder einmal mein Inneres durchschaut hatte und suchte nun die Taktlosigkeit mit irgend welcher schönen Redensart gutzumachen; ich fügte hinzu, daß das Meer ja für gewöhnlich den Damen nicht hold sei.

„Ich fühle mich davon nicht getroffen!“ erwiderte sie. „Ich befinde mich nie so wohl wie an Bord eines Transatlantik. Ich glaube, ich bin dazu geschaffen, die Meere zu durchfahren.“

Ich setzte mich auf die benachbarte Bank; wir begannen, wie das so zu gehen pflegt, ein wenig ins Blaue von dem Wetter, Fahrt und Schiffe zu schwatzen.

„Es ist das erstemal, daß ich auf einem so kleinen und langsamen Schiffe fahre!“ sagte sie mir ganz ungezwungen und unbefangen, als ob das so sein müßte, um mich von vornherein zu belehren, daß sie für gewöhnlich eine höhere Stellung als ihre Reisegefährten einnähme, ohne sich doch scheinbar über diese ihre Herablassung, die ja doch nur für den Augenblick gelte, allzusehr aufzuregen. — „Doch man fühlt sich hier gar nicht so übel!“ fügte sie hinzu. „Die Bedienung ist eingelernt und eifrig und die Küche ist gut.“

Wir kamen nun auf meine Reise in Südamerika zu sprechen und gingen dann auf die Unterhaltung von gestern abends über.

„Was hat dieser Herr nicht alles für Albernheiten gesprochen! — Wie heißt er eigentlich?“ bemerkte sie in einem entschlossenen Tone. „Es sind gerade dieselben Dinge, die ich 22 Jahre lang auch von meinem Manne immer wieder zu hören bekommen habe!“

Daß diese so jugendliche Dame, wie sie doch wenigstens schien, sich nun nach ihrem eigenen unbedachten Bekenntnis als schon 22 Jahre verheiratet herausstellte, war an sich wohl dazu angetan, allgemeines Erstaunen hervorzurufen, doch ich zuckte diesmal nicht mit der Wimper. Ich

erlaubte mir nur die schüchterne Bemerkung, daß ähnliche Reden gewöhnlich aus dem Munde reich gewordener Europäer, aber selten aus dem alter Amerikaner gehört würden.

„Mein Mann ist ja aber ein Europäer wie ich!" entgegnete sie. „Seine Wiege hat in Warschau gestanden."

Und sie fragte mich, ob ich ihn denn nicht in New-York kennen gelernt hätte. Ich antwortete ihr, ich hätte in der Tat bei einem Festmahl seine Bekanntschaft wie die so mancher anderen Vertreter der Hautefinance aus dieser Stadt gemacht, die eines Schiff, der an dem Frühstück des City Club, eines Isaac Seligmann und James Speyer, die an dem Festmahl der Columbia University teilgenommen hätten. Da sah mir die Dame mit ihrem lachenden Blicke, der diesmal ganz besonders in die Erscheinung trat, wie von einer plötzlichen Flamme innerer Fröhlichkeit erleuchtet, in die Augen.

„Nicht wahr, sie sind drollig, diese Amerikaner?" rief sie mir wieder in französischer Sprache zu. „Welche Barbaren! Bei einem Festmahl machen sie mit höchster Ungeniertheit einen Salat aus Gelehrten und Bankmännern!"

Und sie brach in ein schallendes Gelächter aus. Ich beteuerte, ich sei kein Anhänger einer Abschließung zwischen Geld und Bildung; ich sehe daher auch kein Unglück in diesem Salat, und ich . . . Doch sie schnitt ein ihr wohl anstehendes Frätzchen der Ungeduld und beteuerte, mit einer anmutigen Gebärde der Verachtung, daß ihr die Bank- und Börsenleute das ekelhafteste Geschlecht von der Welt seien. Auch diesesmal zuckte ich noch nicht mit der Wimper, doch wuchs mein Erstaunen. Sie, eine Bankierstochter und Bankiersfrau, so ihr eigenes Geschlecht zu verachten!

„Ich verstehe!" sprach ich. „Sie selbst gehören jener Schule von Europäern an, die die Amerikaner als eine Art Barbaren betrachten, und Ihr Gemahl jener anderen, die sie als das Übervolk bewundert!"

Und entschlossen übernahm ich die Verteidigung von Amerika. Ich erklärte, daß ich zu New-York, Washington, Philadelphia und Boston eine Aristokratie kennen gelernt hätte, die diesen Ehrennamen nicht sowohl auf Grund ihrer Titel als auf Grund ihrer Tugenden, ihrer Erziehung, ihrer edlen Einfachheit, ihrer Liebe zur Bildung von der Glut ihrer uneigennützigen Bestrebungen verdiente. Ich fügte hinzu, daß ich, wenn ich dieser Aristokratie irgend etwas, ihr höchstens die übermäßige, manchmal etwas phantastische Glut dieser Bestrebungen, eine gewisse Schüchternheit und eine gar zu hohe Achtung vor Bildung und vor Europa vorzuwerfen hätte, um derentwillen sich Amerika nicht zwischen den verschiedenen Ideen, die aus der Alten Welt kommen, entscheiden kann und gewissermaßen keine Auslese zu treffen wagt, sie vielmehr alle und daher zu viele übernimmt, ja mit der höchsten Unbefangenheit leider auch europäischen Betrug und europäische Bestechung, die gerade bei uns nur allzuhäufig sind, zuläßt. Ich schloß damit, daß ich ausführte, daß Amerika, mochte das nun die Einwirkung des entschiedenen Protestantismus oder etwa der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts oder auch irgend eines sonstigen unbekannten Anlasses sein, mir eher in vielen Hinsichten als ein Recht zu Mystik steigendes Land erschienen war, jedenfalls mehr zur Mystik neigend als Europa.

Ich machte mich auf wer weiß wie viele Einwürfe und Begegnungen gefaßt; statt dessen erwiderte sie ruhig, als ob sie eben nur etwas gehört hätte, was sie schon bisher stets bei sich erwogen und als ob ihr völlig entfallen sei, was sie mir erst wenige Minuten vorher gesagt hatte:

„Es ist wahr! In Amerika gibt es entzückende Männer. Die Frauen gefallen mir schon weniger. Doch habe ich einige Freunde drüben, denen ich unter meinen europäischen Freunden kaum einen gleichzustellen wüßte!“

„Und worüber beklagen Sie sich dann?“ versetzte ich. „Und warum schmähen Sie mir so die Amerikaner? Was haben sie Ihnen bloß getan?“

Frau Feldmann schwieg einen Augenblick, um sogleich unter ihrem Buche eine Häkelarbeit hervorzuziehen und das bereits angefangene Werk emsig fortzusetzen.

„Sie haben mir gar nichts getan! Nein!“ nahm sie nun meine Rede auf. „Ja, es sind sogar meine glücklichsten Lebensjahre, die ich in Amerika verbracht habe.“

„In welchem Alter sind Sie denn nach Amerika gekommen?“ unterbrach ich sie mit verfänglicher Neugierde.

„Als ich mich verheiratete!“ antwortete sie kurz. Es wie die Alten vorziehend, die Zeit nach den Ereignissen und nicht nach dem Jahre des Heiles unseres Herrn Jesu Christi zu messen. — „Und,“ so sprach sie dann weiter, „ich würde mich eigentlich höchster Undankbarkeit schuldig machen, wenn ich mich über Amerika und die Amerikaner beklagte. Und so beklage ich mich nicht!“

„Ein ganz klein bißchen, möchte ich wohl doch sagen!“ warf ich ein.

„Meinen Sie, weil ich an den Amerikanern gewisse Fehler bemerke? Die haben wir doch alle! Auch Sie werden doch wohl nicht annehmen, daß die Amerikaner vollkommen sind?“

„Nein, aber mich deucht, als ob Sie dieselben als eine Art Barbaren ansehen oder wenigstens fast so! Scheint Ihnen denn das nicht — wie soll ich sagen — eine außerordentlich schwere Verunglimpfung zu sein?“

Sie richtete sich hoch auf und blickte mir starr ins Antlitz, ihre schönen Arme über ihrem Kopf zu einem altgriechischen Weinkrug zusammenlegend in dem Bemühen, mit ihren zarten Fingern die Kämme auf dem Kranze ihres Haares in Ordnung zu bringen. Mit dem ruhigen und natürlichen Tone jemandes, der irgend etwas Selbstverständliches

sagt, antwortete sie mir wieder, und zwar zunächst französisch:

„Nun, was den Vorwurf angeht, daß sie eine Art Barbaren seien, so sind sie es zweifellos auch in Wirklichkeit!“

„Haben Sie denn,“ fuhr sie nun wieder italienisch fort, „niemals gesehen, wie sie alles, wo es nur irgend Schönes auf der Welt gibt, überall verderben?“

Und sie schwieg, darum bemüht, nun auch den letzten der Kämme zu bändigen, der noch immer dem Druck ihrer kleinen Finger Widerstand leistete.

„Was zum Beispiel?“ fragte ich.

„Zum Beispiel das Metropolitan!“ antwortete sie, in ihrer Arbeit fortfahrend. „Es ist ein schönes Theater; die Aufführungen sind großartig; die anspruchsvollste Dame kann dort einen Abend wie in den berühmtesten Theatern Europas verbringen! Doch sehen Sie, auf einmal heißt es, sich eiligst Pelzrock und Hermelin anlegen, den Kopf in den Schal hüllen und die Schleppe in die Hand nehmen! Und hinab im Fluge durch die engen Gänge und die steilen Treppchen hinunter bis in die Alltäglichkeiten des Broadway, um nun mühevoll auf den schmutzigen Bürgersteigen unter den fluchenden und schimpfenden Kutschern und Chauffeuren seinen Wagen suchen zu müssen! Ist das nicht einfach abscheulich? Es hat das stets geradezu mein Schamgefühl verletzt!“

Ich unterbrach sie mit der Bemerkung, daß doch das Fehlen eines monumentalen Theaters in New-York unmöglich ein genügender Grund sein könne, ein Volk als barbarisch zu bezeichnen, das so viel große Leistungen auf einem so riesigen Weltteile aufzuweisen hätte.

„Aber,“ erwiderte sie, „ganz Amerika gleicht doch einer solchen Aufführung im Metropolitan und der Baukunst der Stadt New-York, über die wir uns gestern unterhielten. Überall die Unordnung eines Babel! Niemals eine

feine Abtönung, sondern immer nur unvermittelte, jähe und gewaltsame Übergänge, die dem größten Dickhäuter das Blut in seine Wangen treiben würde. Aber sie haben nun einmal kein Gefühl dafür, wenn sich in eine schöne Symphonie ein falscher Ton mischt, diese Amerikaner."

Die Bemerkung war, wenn sie auch in ihrer äußeren Form etwas wunderlich war, in der Sache gar nicht so Unsinn. Da ich aber nun einmal der Dame nicht recht geben wollte, erinnerte ich sie höhnisch an die vorigen Abend geführten Gespräche.

„Gestern haben auch Sie, hochverehrte Frau, jene neue Losung der Zeiten gehört, die da lautet: Amerika ist der Jugendspiegel der Welt!"

Sie schwieg einen Augenblick, um dann mit einer beinahe leidenschaftlichen Gewalt in die Worte auszubrechen:

„Ich habe in meinem Leben wenig Menschen gefunden, die mir so wenig sympathisch gewesen sind wie dieser Herr. Wie heißt der eigentlich? Wer ist er? Hoffentlich ist er auch Ihnen nicht sympathisch. Was für ein emporgekommener Bauernlümmel! Haben Sie beobachtet, wie er sich kleidet?"

Und sie brach in ein schallendes Gelächter aus. Ich mußte gestehen, daß ich darauf noch nicht recht geachtet hätte. Es schiene mir jedoch, daß sich Alverighi für gewöhnlich mit einer gewissen Eleganz kleidete.

„Dann haben Sie ihn nicht gestern abends gesehen!", versetzte sie sogleich. „Na, in dem Aufzug hätten Sie ihn sehen sollen! Denken Sie sich, er hatte einen ganz tadellosen schwarzen Tait und eine ebenso tadellose graue Weste an, aber dazu — aber dazu — nein, es ist unglaublich! — ein Paar dunkelblaue Hosen!"

Und sie lachte von neuem. Ich zuckte leicht mit den Achseln und meinte etwas beißend:

„Hüten Sie sich, gnädige Frau, daß er Sie nicht etwa einmal eines Tages frage, im Namen welcher Autorität Sie

ihn eigentlich daran hindern wollen, die Farben Schwarz, Grau und Blau zu verbinden. Sollten Sie jedoch Langeweile empfinden, ihn zu hören, so bedauere ich, Ihnen erklären zu müssen, daß er noch heute sprechen wird, und zwar reichlich! Gestern abends hat er uns Paris, die griechische Tragödie und die griechische Skulptur in Grund und Boden gebohrt; heute abends will er Shakespeare behandeln."

Und ich erzählte ihr, was wir beim Frühstück vereinbart hatten.

„So wird denn," rief sie, als ich geendet hatte, aus, „ein Amerikaner die Kunst des alten Europa gegen einen Europäer verteidigen? Gleichviel! Ich will der Debatte beiwohnen. Zum mindesten wird sie mir als Übung im Italienischen dienen, das ich in den letzten Zeiten ein wenig vernachlässigt habe."

Wir plauderten noch etwas. Dann empfahl ich mich ihr. Auf der anderen Seite des Schiffes traf ich Alverighi, fast in seiner ganzen Länge über einen Liegestuhl gestreckt, als ob es ein Bett wäre. Auch er war eifrig mit dem Lesen eines Buches beschäftigt. Rechts und links von ihm am Boden lagen zahlreiche Bände bunt durcheinander. Ich hielt mich ein wenig bei ihm auf und sah bald, daß er „Hamlet" in einer englischen Ausgabe las. Doch hatte er auf dem Erdboden die Rusconische italienische Übersetzung zur Hand.

„Sie bereiten sich für heute abends vor?" fragte ich ihn.

Ich nahm einen nach dem anderen von den um ihn auf dem Boden umherliegenden Bänden auf und prüfte ihn. Da fand ich: „La Patria lontana" (Das ferne Vaterland) von Enrico Corradini, „Il Libro di Versi" (Vers- und Reimbuch) von Olindo Malagodi, „L'Évolution créatrice" (Die Evolution als schöpferische Kraft) von Henri Bergson, „Les Vues d'Amerique" (Bilder von Amerika) von Paul Adam, „Volonté et Liberté" (Wille und Freiheit) von Lutoslawski u. a. Ich bemerkte jedoch, daß diese Bücher bereits alle sehr ver-

braucht aussahen, als ob sie schon viel benutzt worden seien, gleichwohl aber von keinem alle Seiten aufgeschnitten waren. Ich schwatzte noch ein wenig mit ihm, um dann das Stündchen bis zur Mahlzeit mit den anderen Freunden ein wenig scherzend und schäkernd in der Erwartung des drohenden „Hamletgemetzels“ und in der immer wiederkehrenden Erinnerung an die Dame, an die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung und ihren Widerspruchsgeist, an jene frische und anmutige Art, die Dinge zu behandeln, an jenen gleichzeitig so gewandten und ruhigen, so ernsten und leichtfertigen Ton, in dem sie sprach, zu verträumen.

Als am Abend die lange vergeblich erwartete Frau Feldmann endlich mit der bei ihr schon gewohnten Verspätung an der Tafel erschien, in einem neuen Galakleide, das diesmal ganz schwarz war, aber darum nicht weniger elegant aussah — hob sich doch das blendende Weiß ihrer Schultern und ihres Nackens von dem tiefen Schwarz ihres Gewandes um so mehr ab —, schauten sich wieder alle Anwesenden nach ihr um, doch nicht mehr mit der Neugierde und Erwartung des vorhergegangenen Abends. Man fragte sich nicht mehr erstaunt: „Wer ist denn bloß diese Frau?“, sondern flüsterte nur voller freudiger Bewunderung: „Endlich! Wenn sie nicht gekommen wäre, wäre doch jammerschade gewesen.“ Sogleich kamen drei bis vier Diener auf sie zu, die sich eifersüchtig um die Ehre stritten, ihr ihre Dienste anbieten zu dürfen und die sie nie einen Augenblick aus dem Auge verloren; sämtliche Tischgäste, selbst Alverighi, sprachen mit ihr in einem Tone unterwürfiger Ehrerbietung und ganz wie am vorhergehenden Abend lauschte sie, antwortete sie, lächelte sie und ließ sie ihre schönen, strahlenden Augen von einem zum anderen mit der ihr eigenen Heiterkeit und Lebhaftigkeit schweifen. Sie war wieder ganz verjüngt; die kleinen Falten waren aus den Ecken ihres Mundes gewichen, die Blässe und Müdigkeit aus ihrem Gesichte geschwunden.

Wir unterhielten uns natürlicherweise über die bevorstehende Debatte.

„Sind Sie bereit?“ fragten Frau Feldmann und ich Cavalcanti und empfahlen ihm, nur bloß Shakespeare gut gegen die amerikanischen „Barbaren“ zu verteidigen.

Nachdem wir so ein bißchen über die bevorstehende Unterhaltung geschwatzt hatten, kamen wir alsbald auf Dinge von untergeordneter Bedeutung zu sprechen, bis etwas unvermittelt unsere Schöne mich fragte, ob sich denn wirklich in den Vereinigten Staaten der Ehegatte von seiner Frau ohne ihr vorheriges Wissen, ja ohne sie auch nur später benachrichtigen zu brauchen, scheiden lassen kann. Da während meines Aufenthaltes in Nordamerika Mr. Gilder, der damalige Leiter von „Putnam's Magazine“, eingehend mit mir über dieses Thema gesprochen hatte, war ich in der Lage, auf diese Frage eine gründliche Antwort geben zu können.

Aber gerade weil mir das Thema so zufloß, kam ich auf den Gedanken, mir auch einmal den Spaß zu machen, mich ein bißchen in Paradoxen und Übertreibungen zu ergehen.

„Ob das möglich ist? Nichts leichter als dies,“ antwortete ich. „Nordamerika ist das gelobte Land leichtlebiger Ehemänner. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Tages an Bord der „Savoie“ in meiner Kabine von meinem Lager aus draußen dicht unter meinem Fensterchen auf dem Deck zwei Auswanderer plaudern hörte. Der eine stammte aus Kroatien, der andere aus der Venetia; sie sprachen also italienisch und der Kroate, ein alterfahrener Auswanderer, sagte dem anderen, der noch ein vollkommener Neuling war: „Es ist doch noch ein schönes Land, dieses Amerika! Da kann man sich doch wenigstens noch so viele Weiber nehmen, wie man will.“

Frau Feldmann lächelte, ohne ein Wörtchen zu sprechen. Doch der Admiral rief ärgerlich:

„Lassen Sie sich doch so etwas nicht weiß machen. Glauben Sie wirklich, daß so etwas möglich ist, in einem gesitteten Lande?“

„Das ist doch höchst einfach!“ entgegnete ich mit der unschuldigsten Miene der Welt. „In mehreren Staaten der Union ist es dem einen von zwei Ehegatten erlaubt, auf Scheidung anzutragen, wenn der andere in einem anderen Staate lebt, vermöge desjenigen Verfahrens, das in dem amerikanischen Recht als das sogenannte „Constructive service“ bezeichnet wird, d. h. ein Verfahren ohne persönliche Vorladung, als ob es sich um eine Sache in rem oder quasi in rem und nicht in personam handle; es genügt beispielsweise schon vollkommen, die Vorladung in den Lokalzeitungen zu veröffentlichen. Wenn nun die Frau in einem anderen Staate der Union oder auch im Auslande lebt, lädt der Ehemann seine Frau auf dem Wege durch die dortigen Zeitungen; die werden natürlich von der Frau nicht gelesen und am festgesetzten Termine erscheint der Mann ganz mutterseelenallein vor dem Gericht, erhält das Ehescheidungsurteil und . . .“

„Aber gibt es denn etwas in der ganzen Welt, was mehr an der Person haftet als das Zivilstandsrecht?“ beteuerte immer wieder der Admiral.

„Sie vergessen ganz,“ entgegnete ich ihm, „daß Nordamerika ein Staatenbund ist. Sehen Sie, auch im Falle der Geltung einer persönlichen Vorladung müßte doch der beleidigte Teil den Schuldigen vor den Gerichtshof des Staates vorladen, wo dieser sich gerade aufhielte, will sagen: der schuldige Teil könnte sich durch Wechsel seines Wohnortes ganz nach Belieben den Staat auswählen, wo ihm das Gesetz über die Ehescheidung am günstigsten ist. Um nun dieser Klippe aus dem Wege zu kommen . . .“

„Sind sie auf jene andere losgefahren. Auch ein Gewinn!“ fiel der Admiral heftig ein.

„Herr Admiral!“ versetzte ich. „Die Gesetze sind mit den Autos zu vergleichen, die durch enge, winkelige Straßen müssen. Wehe, wenn sie bei gewissen Biegungen nur immer schnurgerade laufen wollten! Sie würden alles kurz und klein fahren. Trösten Sie sich übrigens. Noch niemals hat sich der höchste Gerichtshof in Washington dafür entschieden, ausdrücklich zu erkennen, daß die Ehescheidung ein Verfahren ‚in rem‘ sei. Ja, er hat sogar einmal, wenn ich mich nicht irre, erklärt, sie als solches nicht anerkennen zu wollen. Doch er hat dann allerdings nach einmaliger Aufstellung des Grundsatzes nicht den Mut gehabt, die logischen Folgerungen daraus zu ziehen. Doch gibt es seit damals Leute, die behaupten, daß kraft dieses Erkenntnisses die mit dem Constructive service erlangten Ehescheidungen nicht etwa in der gesamten Union, sondern nur in dem Staate gültig sind, in dem das Erkenntnis ausgesprochen wurde. Hieraus würde sich folgendes ergeben: Geschiedene in einem Staate bleiben es, so lange sie in diesem leben, werden aber gleich wieder Mann und Frau, sobald sie ihn verlassen. In diesem Staate können sich beide wieder verheiraten, aber, wenn sie den Staat verlassen, ein jeder mit seinem ihm gesetzmäßig angetrauten neuen Ehegatten, begehen sie in dem Augenblicke, wo sie die Grenze überschritten haben, bereits Ehebruch mit ihm, so zum Beispiel, wenn sie von New-York nach Philadelphia fahren, die, wie Sie wissen, nur zwei Stunden mit der Eisenbahn voneinander entfernt sind. Wenn einer der beiden Ehegatten, sagen wir die Frau, den Staat verläßt, gilt der Mann, so lange er in dem Staate zurückbleibt, weiter als ledig, im entgegengesetzten Falle aber hat er wieder seine Frau, und die Frau, die es nun wieder geworden ist, hat doch keinen Mann, weil er ihr drüben als von ihr für immer geschieden gilt. Kurz, es gibt dann eine Frau ohne Mann und einen Ledigen mit Frau.“

„Das ist ja das reine Tollhaus!“ fluchte der Admiral.

„Es ist nur recht," erwiderte ich.

Frau Feldmann hatte dieses ganze Gespräch schweigend mitangehört, lächelnd wie gewöhnlich, doch nicht in der gewöhnlichen Weise mit ihren Blitze der Freude sprühenden Augen und von hellen Lachsalven donnernden Kehle, sondern mit einer eigensinnigen Regungslosigkeit der Lippen, die mir nur gezwungen und erkünstelt schien. Aber schon begannen die Diener abzuräumen. Alverighi und Cavalcanti zogen sich zurück, um noch schnell vor Eröffnung der Debatte auf dem Deck eine Zigarre zu rauchen; ebenso zogen sich der Admiral und unsere Schöne gemeinschaftlich zurück, um noch ein paar Worte vertraulich miteinander zu wechseln. Wir hatten verabredet, uns um neun Uhr in dem oberen Salon treffen zu wollen. In der Tat trafen wir uns zur besagten Stunde alle an der zu dem Stelldichein führenden Treppe und gingen nun lächelnd und spassend über das Geschick jenes armen, immer gleich unglücklichen Dänenprinzen, der unser heutiges Gesprächsthema bilden sollte, allesamt hinauf; es schloß sich uns auch meine Frau an, die, da sie sich wieder ganz frisch fühlte, der Debatte beiwohnen wollte. In dem oberen Salon, der klein, niedrig, rosafarben, elegant wie die Wiege eines kleinen Mädchens war, aber unter der gewaltigen Eisenmasse, auf der er ruhte, knarrte und betete, bemerkten wir bei unserem Eintreten, daß irgend jemand mehrere Stühle und in der Mitte gerade vor dem Tisch einen Lehnsessel hingestellt hatte. Dieser war ohne Zweifel für Frau Feldmann bestimmt. „Συνίθριον Κατασκευάσωμεν. — wie Plato sagt," brummte Rosetti. Wir setzten uns alle, wie es der Zufall brachte, mit einer feierlichen Würde nieder, die nicht von einer gewissen Ironie frei war. Nachdem ich die nötige Ruhe erlangt hatte, ergriff Alverighi, der Barbar, der, mit dem aufgeschlagenen Buche vor sich, hinten vor dem Tische saß, nunmehr das Wort.

V.

„Beachten Sie, bitte, gleich zu Anfang in unserem Stücke, daß der allererste Auftritt völlig unnütz ist. Überspringen Sie ihn einmal und versuchen Sie, die Tragödie ohne ihn zu lesen und sie gleich mit dem zweiten anzufangen, und Sie werden sehen! Wozu war es nötig, das Gespenst im ersten Auftritt Horatio, Marcello und Bernardo erscheinen zu lassen, wenn diese doch gleich nachher im zweiten den Prinzen Hamlet von dieser Erscheinung berichten? Der erste Auftritt ist nicht nur unnütz, nein, er schwächt geradezu den wichtigsten Auftritt dieses ersten Aufzuges, nämlich den, in dem der Geist des Vaters dem Hamlet erscheint, ganz wesentlich ab, weil der Zuschauer bereits diese grausige Erscheinung gesehen hat."

Alverighi hielt einen Augenblick inne, die Blicke auf Cavalcanti geheftet, als ob er warten wollte, ob dieser dazu etwas zu sagen hätte. Doch Cavalcanti blieb stumm.

„Der zweite Auftritt gefällt mir im Gegensatz dazu ganz ausgezeichnet," fuhr nun Alverighi fort. „Der König hält eine schöne Ansprache an die Botschafter, die er nach Norwegen schickt; da bittet Laertes um die Erlaubnis, wieder nach Paris reisen zu dürfen; darauf wenden sich der König und die Königin wieder an Hamlet, der in Trauerkleidung verschlossen und verdüstert der Audienz beiwohnt. Wie schön ist gleich Hamlets erstes Auftreten auf der Bühne, wenn er seinem Schmerz in jenem wirksamen Verse Ausdruck gibt: ‚Seems, madame! Nay, it is: I know not seems . . .' und später in seinem Monolog: ‚O! that this too solid flesh would melt.' Allerdings sind die Bilder, deren sich Hamlet bedient, um seinen Schmerz auszudrücken, alle hinkend, verzerrt, verschroben, von sehr schlechtem Geschmack und von dem rohesten Geiste des siebzehnten Jahrhunderts verspestet."

Und er sprach diese ganze Tonleiter von Eigenschaftsbezeichnungen, indem er bei jeder Stufe seine Stimme von

neuem hob und Cavalcanti von neuem ansah, der sich aber auch diesmal nicht rühren wollte.

„Horatio, Marcello, Bernardo," fuhr er nun weiter fort, „berichten Hamlet die Erscheinungen; Hamlet will den Geist ansprechen. Wir gelangen ohne Aufenthalt zum dritten Auftritt. Er bildet eine Nebenszene, die die kommenden Liebesepisoden vorbereiten sollen. Zuerst Laertes und dann Polonius sprechen mit Ophelia über Hamlets Liebe zu ihr und raten ihr, auf der Hut zu sein. Über diese Stelle können wir rasch hinwegeilen. Doch schon sind wir beim vierten Auftritt angelangt, und hier fangen wieder die Schwierigkeiten an. Hamlet, Horatio, Marcello kommen auf die Terrasse, um den Geist zu erwarten; in dem nahen Schlosse erschallen Trompeten und dröhnen Geschütze: der König schmaust und praßt bei einem Gelage. Und was tut da Hamlet? Er macht eine lange Tirade über die Unmäßigkeit und über die Laster der Menschen. Schön angebracht, in der Tat! Bitte erklären Sie mir doch, Herr Cavalcanti, wenn Shakespeare wirklich der unerreichbare Seelenkünstler ist, aus welchem Grunde Hamlet wohl eigens in diesem Augenblick Gott und der Welt eine Sittenpredigt hält. Hatte er wirklich nichts Besseres zu tun?"

Aber selbst nach diesem namentlichen Anrufe blieb Cavalcanti stumm.

„Scheint es Ihnen, daß dies der Augenblick für den Dichter war," meinte nun Alverighi, immer mehr in seinen Gegner dringend, „seine geschwätzige Marionette auf das Publikum loszulassen und ihr dies Gewäsch eigens in diesem Augenblick in den Mund zu legen, in dem Hamlet mit seiner von quälenden Zweifeln belasteten Seele den Schatten seines ermordeten Vaters erwarten mußte? Sagen Sie einmal selbst: Hätten Sie ihn in einem Drama von sich so sprechen lassen? Antworten Sie mir, bitte! Ja oder nein?"

Wenn auch Cavalcanti lieber dem interessanten Drama der Debatten eines anderen beiwohnen als selber mit debattieren wollte, so wußte er doch, wenn es nötig war — er war doch nicht umsonst Diplomat gewesen —, im Meinungsstreite mit dem feinsten geistigen Rüstzeug gegen einen Gegner vorzugehen.

Und so legte er nunmehr los, weil er nicht mehr, ohne dem Vorwurf der Unhöflichkeit zu verfallen, diesen offenen Fragen gut mit Schweigen begegnen konnte und vielleicht auch, weil er fühlte, wie wir es alle gleich bei den ersten wuchtigen Schlägen dieser heftigen, aber gar nicht so dummen Kritik gefühlt hatten, daß die Debatte reichlich ernst sein würde, weil sie sich unmöglich länger ins Lächerliche ziehen lassen würde, wie wir das bis dahin zum mindesten in unseren Gedanken getan hatten. Aber er sprach von Anbeginn wie einer, der sich nur wider Willen dazu gezwungen fühlt.

„Hamlet," so meinte er, „ist nicht ein Mensch wie Sie und wie ich. Er ist ein unsteter und sonderlicher Mensch. Er gibt sich seinen Gedanken hin und läßt sich von ihnen bald hierhin und bald dorthin treiben. Er spricht alles aus, was er denkt und wie es ihm in den Sinn kommt; doch er überlegt nie mit der Schärfe strenger Logik und Vernunft."

„Ist er also vernünftig oder unvernünftig?" warf Alverighi flugs ein. „Sie zögern? Von hier gibt es kein Entkommen. Entweder ist er vernünftig . . ."

„Er ist vernünftig, selbst wenn er unvernünftig ist," fuhr Cavalcanti barsch dazwischen, wie jemand, der sich entschließt, über einen Graben, der ihm den Weg verlegt, einfach hinüberzuspringen. „Er scheint mit seinen Gedanken abzuschweifen und doch ist ein verknüpfendes Band zwischen allem, was er sagt; er bleibt oft verborgen, aber er ist da; er ist nur nicht immer leicht zu finden."

Alverighi lächelte höhnisch.

„Ein verknüpfendes Band, das da ist, doch nicht zu sehen ist. Es mag sein, doch ich kann so etwas nicht verstehen. Jedenfalls werden wir auf diese Frage in kurzem zurückkommen. Zum Schlusse dieses Aufzuges habe ich nichts auszusetzen. Der Auftritt mit dem Gespenst ist gewaltig in seiner Wirkung. — Zweiter Aufzug: Hamlet beginnt sich wahnsinnig zu stellen. Denn darüber, daß er den Wahnsinn nur vorgibt, werden wir, denke ich, doch wohl einmal einig sein."

„Ja und nein!" antwortete mit einem gewissen Zögern Cavalcanti.

„Wie? Ja und nein?" unterbrach ungestüm Alverighi. „Wenn es doch aber Hamlet seinen Freunden mehrmals selbst sagt und das seiner Mutter ausdrücklich noch einmal wiederholt? Und wie sollte es wohl kommen, daß man von einer solchen lebenswahren und natürlichen Persönlichkeit nicht einmal mit Bestimmtheit weiß, ob sie wahnsinnig ist oder nicht?"

„Ein Charakter, wie der von Hamlet," entgegnete Cavalcanti etwas verlegen, „ist ein verwickelter und tiefer, deshalb aber auch gleichzeitig ein etwas verborgener und dunkler. Der eine begreift eine Seite dieses Charakters und der andere wieder eine andere, und jeder kann sich von ihm mithin ein Bild auf seine Art machen. Aus diesem Grunde gerade befriedigt, interessiert und fesselt er so viele. Überdies sind Wahnsinnssimulanten auch in Wirklichkeit stets ein wenig verrückt. Es ist das eine wissenschaftlich erhärtete Tatsache. Ein Genie wie Shakespeare hat dies vorausgeahnt."

Doch Alverighi, der schon während der Rede Cavalcantis begonnen hatte, ungeduldige Zeichen der Ablehnung zu geben, hielt sich nun nicht mehr länger zurück.

„Was sagen Sie da, was sagen Sie?" fiel er ihm ins Wort. „Sie werden uns noch eines Tages beweisen, daß

Shakespeare ein Vorläufer des Cesare Lombroso ist. Warum nicht gleich lieber der erste Erfinder des Telegraphen und Aeroplanes? Warum sollen wir uns nicht bei Ihren Herren darauf gefaßt machen? Wollen Sie wissen, worauf sich dieser so unergründliche Charakter Hamlets und sein Wahnsinn tatsächlich begründet? Ich will es Ihnen sagen. Der Charakter Hamlets ist so wie eine Pastete, die aus den verschiedensten, scheinbar miteinander unvereinbaren Sachen besteht und der Wahnsinn wie ein vom Stamme gerissener, vergessener Zweig, der mittlerweile vertrocknet ist. Sie wissen, daß Shakespeare sein Drama aus Saxo Grammaticus geschöpft hat? Haben Sie ihn einmal gelesen, diesen Saxo Grammaticus? Lesen Sie ihn nur! Dann werden Sie sehen, daß Hamlet noch ein kleines Kind ist, als sein Vater ermordet wird, und von dieser Tatsache aus läßt sich auch sein Bericht leicht begreifen und vom Standpunkt der Vernunft wie der Menschlichkeit erklären. Der Oheim reißt die Macht von dem Knaben gewaltsam an sich; Hamlet wird von Freunden des Vaters in ein fernes Schloß geschafft, er wächst heran,weiß, daß der Oheim ihn scharf im Auge behält und stellt sich deshalb beschränkt: beschränkt, nicht etwa wahnsinnig, um den Usurpator zu beruhigen, daß er nicht etwa eines Tages den Thron zurückfordern wird, also mit anderen Worten, um sein Feld zu bewahren und das des Vaters zu rächen. Die Thronfolge ist mit einem Worte der Grund, weshalb Hamlet sich geisteskrank stellt — und da soll mir einmal jemand nachweisen, daß das kein vernünftiger Grund ist. Aber da kommt so ein überlegener Geist über die Sache, so ein Dichterfürst, so ein Universalgenie und mischt nun seine Hände in den alten Bericht. Jesus Maria, so ein Tolpatsch! Läßt mir doch den Vater umbringen, nachdem Hamlet bereits zum Manne herangewachsen ist und das ganze Drama, das bei dem Chronisten so einfach und menschlich ist, wird zu einem unentzifferbaren Rebus. Warum wird

nun nicht Hamlet anstatt des Oheims der König? Nachdem erst einmal der Streit um die Erbfolge beseitigt war, auf den der Dichter nirgend anspielt, mußte auch der erheuchelte Wahnsinn verschwinden. Er ist aber stehen geblieben. Warum? Nun, wahrscheinlich weil er sich für wunderliche Auftritte eignete, bei denen sich der Pöbel im Parterre ebenso vor Lachen krümmt wie er bei Erscheinen des Geistes eine Gänsehaut bekam. Und das ist nun der Grund, warum Shakespeare beides wieder und wieder auf die Bühne gebracht hat."

Alverighi sprach noch immer vor Menschen, die ihm feindlich und übel gesinnt waren, wenn auch schon weniger als vom Anfang an. Fühlten wir doch alle, wenn er das so ausführte, daß ihm darauf keiner etwas zu antworten vermochte. Und es antwortete nun auch wirklich niemand, nicht einmal Cavalcanti. Alverighi blickte stolz nach allen Seiten um sich und freute sich für einen Augenblick dieses seines ersten Sieges, um nun sogleich fortzufahren.

„Bei dem zweiten Aufzug will ich nur hervorheben, ein wie schwerer Fehler in der Komposition es nur zu sein scheint, daß dieser Akt aus mehreren gar zu langen Auftritten besteht: das Geschwätz mit Polonius, in dem Hamlet den Verrückten spielt, das Gespräch mit Rosenkrantz und Güldenstern und die lange Unterhaltung mit den Schauspielern. Aber im letzten Augenblick wird der Zusammenhang aller dieser Auftritte klar, wenn sich nämlich Hamlet in seinem Schlußmonolog selbst beschuldigt, niemals handeln zu können, und gleichwohl zum Schlusse erklärt, immer etwas tun zu wollen, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Kurz, die Lage ist diese: Hamlet ist bestürzt; er weiß nicht, ob das Gespenst ihm die Wahrheit berichtet hat. Wie soll er sich vergewissern, daß jene Erscheinung nicht bloß ein Trugbild des Teufels ist? Und er kommt auf die List mit den Schauspielern. Sehr gut! Es ist das wirklich ein tragischer

Stoff. Welchen wundervollen Akt hätte uns nicht ein wirklich großer Dichter aufzubauen vermocht, der diese Lage von Anfang an leise angedeutet und dann so ganz allmählich ausgemalt und entwickelt hätte! Der göttliche Shakespeare jedoch hat den Weg entdeckt, alles zu verderben; die Lage ist dem Leser erst richtig zum Schlusse des Aufzuges klar. Doch kaum ist sie klar, so löst sie sich auch schon gleich wieder in wenige Verse auf, die ebenso überraschen wie das plötzliche Fallen des Vorhanges und in ihrer Plötzlichkeit gleich diesem einem Keulenschlage gleichen, der auf das Haupt des Lesers oder Zuschauers fällt. ‚Gib's ihm, wie's gerade kommt!' sagt man in Rom. Und so sind wir denn beim dritten Aufzug angelangt!" meinte er nun, indem er mehrere Seiten des Buches überblätterte.

Doch in diesem Augenblick glaubte ich, meinen Sessel leicht unter mir wanken zu fühlen. Ich sah die Vorhänge der Fenster hin- und herschwanken, als ob sie der Wind bewegte, und dabei waren doch alle Fenster geschlossen. Das Schiff kam in stürmendes Meer.

„Der König, die Königin, Polonius, Ophelia, Rosenkrantz und Güldenstern," fuhr der Advokat mittlerweile fort, „schwatzen noch ein wenig über den Wahnsinn Hamlets, um sich schließlich dahin zu entscheiden, es doch ihm gegenüber einmal mit Ophelia versuchen zu wollen. Mit Ausnahme von Ophelia verlassen daher alle die Bühne. Nun tritt Hamlet auf, um den berühmten Monolog zu sprechen, der mit den Worten anhebt: ‚To be or not to be That is the question.' Eine wunderschöne philosophische Untersuchung, gegen die sich nichts einwenden läßt! Was ich aber zu wissen außerordentlich neugierig wäre, ist das: Aus welchem Grunde hat wohl der Dichter diese Untersuchung gerade in jenem Augenblick der Person Hamlets in den Mund gelegt? Um ein Bild von seiner ständigen Schwermut zu geben? Ich gebe zu, daß sich eine solche These aufrecht erhalten ließe. Schon

in seinem ersten Monolog spielt Hamlet auf den Selbstmord an," hier blätterte Alverighi in dem Buche zurück: „Or that the Everlasting had not fix'd His canon' gainst self — slaughter — Aber, wenn dieser furchtbare Gedanke wirklich dauernd Hamlets Geiste gegenwärtig ist, müßte er doch alle Augenblicke in seinen Reden wiederkehren. Statt dessen herrscht seit der ersten Anspielung und dieser gründlichen Erörterung vollkommenes Stillschweigen über die Frage! — Es ist also auch das nur eine Art Blitz, der die Tragödie unversehens für einen Augenblick beleuchtet. Und dann gute Nacht. Kurz, Hamlet erinnert sich immer wieder auf sich selbst, um sich auch manchmal, vergeßlich, wie er ist, sich über sich selbst zu täuschen und ein anderer zu werden. Übrigens finden wir, wenn wir einmal auf einen Augenblick die berühmte Szene der Aufführung überspringen, ein weiteres seltsames Beispiel von jener — von allen Shakespeareschen Personen — geteilten Sucht, die Kreuz und die Quere zu philosophieren, das uns der König liefert. Nach Schluß der Vorstellung entschließt sich diese Perle von einem König, Hamlet den Garaus zu machen und trifft seine Anordnungen dazu; doch fühlt er sich mit einemmal, nachdem er bereits diesen schönen Gedanken gefaßt hat, von Zärtlichkeit übermannt und will beten. Doch er kann nicht, der Arme; denn er fühlt auf seinem Magen das niedliche Verbrechen des Brudermordes drücken, das er bedauert, begangen zu haben und beginnt wahrhaft aus tiefster Seele zu bereuen; um sich zu trösten, schluckt auch er ein kräftiges Tränklein einer Philosophie, die sich redselig über das Gebet, die Gewissensbisse und die unbestechliche Gerechtigkeit Gottes ausläßt, und zwar so schön, daß es ihm schließlich gelingt, zum Gebete zu flüchten, nicht ohne Hoffnung auf Trost und Stärkung. Inzwischen rüsten sich seine Mordgesellen, Hamlet umzubringen. Das ist ein weiteres kleines, niedliches Verbrechen, an das der König ebensowenig in seiner Seele während seiner Reueanfälle

denkt. Natürlich, empfände er über diese Tat irgend welche Reue, wie sollte dann auch der göttliche William sein Drama zu Ende führen?"

Doch diese äußerste Verhöhnung eines Kunstwerkes, das Cavalcanti so teuer war, hatte schließlich die Kraft, den ständigen, in ihm schlummernden Dialektiker wieder einmal lebendig zu machen.

„Ach nein, ach nein!" rief er mit einer an ihm ungewohnten Erregung. „So darf an einem Meisterwerk nicht Kritik geübt werden! Wenden Sie auf Hamlet die Lehren der Poetik des Aristoteles, die ewigen Gesetze der griechischen Tragödie an. Nach Aristoteles, ich weiß wohl, würden die Tragödien Shakespeares der geringeren Gattung, der episodischen, wie sie Aristoteles nennt, angehören; doch ich erkläre, daß es höchst willkürlich und eigenmächtig ist, die für eine Kunst bestimmten Gesetze auf eine spätere von ihr ganz verschiedene und in einer anderen Zeit herangereifte neue Kunst anzuwenden. Nein, die Kunst ist nicht zu allen Zeiten dieselbe, sie nimmt die verschiedensten Formen an, verändert sich beständig und ist stets sehr alt und doch immer neu. Da war das griechische Drama; es hatte seine Regeln, nach denen es eine Einheit in der Handlung, eine Einfachheit in der Entwicklung, einen raschen Verlauf in der Aufrollung, eine Abstufung der Wirkungen, ein Ebenmaß in seinen Teilen verlangte und dazu dann noch Charaktere, die einfach leicht verständlich und so klar waren, daß sie für uns wie ein durchsichtiger Kristall dalagen. Weil wir nun aber das Glück haben, in dieser Kunstgattung Meisterwerke zu besitzen, sollte es darum keine Kunst mehr außerhalb dieser Meisterwerke geben? Shakespeare schildert die stürmischen Leidenschaften, die aus dem Gleichgewicht geratenen Charaktere und die in dem erhabenen Wirbelsturm des Unendlichen hin- und herschwankenden Charaktere. Alles, was Sie als Fehler bezeichnen, ist unter diesem Ge-

sichtspunkte zu betrachten, um dann zu Tugenden zu werden, und was für Tugenden! Gewiß, die Bilder der Dichter sind oft verschroben und seltsam, doch sie sind es nur darum, weil er verzerrte und stürmische Seelenzustände malen will. Sie sagen, daß am Schluß des zweiten Aufzuges die Lage sich auf einmal in wenige Verse auflöst, ohne entsprechende Vorbereitung. Ja, allerdings! Denn das ist gerade die Kunst Shakespeares; er kennt keine Schattierungen, sondern einzig und allein plötzliche große Blitze, die immer wieder im Schoße des Unendlichen aufleuchten und erlöschen, und ist voller Überraschungen und Erschütterungen!"

„Wie Amerika!" dachte ich in Erinnerung an die Reden von Frau Feldmann.

„Der Dichter, der die großen Stürme der Seele schildern will," fuhr Cavalcanti fort, „kann nicht wie Vergil und Racine schreiben. Der erste Auftritt des ersten Aufzuges, sagen Sie, ist unnötig, gerade das Gegenteil! Der Leser hat nun bereits mit eigenen Augen das Gespenst gesehen, bereits gezittert, und erwartet mit um so größerer Unruhe, daß der Geist wieder erscheine, und zwar diesmal nicht mehr Freunden, sondern dem eigenen Sohn. In einem griechischen Drama würde dieser Auftritt überflüssig sein, darüber sind wir ohne weiteres einig, doch in einer Kunst wie der Shakespeares ist das Überflüssige notwendig, es ist kein Fehler, sondern eine Tugend. Sie sagen, daß die Personen Kreuz und Quer sprechen! — Doch wievielmal sprechen wir nicht auch im Leben Kreuz und Quer? Gibt es im Leben etwa allein Ordnung, Symmetrie, Frieden und Maß? Nein, es gibt auch Wirbelwind, Krieg, Gebirge und Gletscher! — Vergessen Sie es nicht: die Shakespeare-Verehrung hat sich gleichzeitig mit der Leidenschaft für den Alpinismus verbreitet, und das ist kein zufälliges Zusammentreffen!"

Mit so viel Feuer hatte ich den so sanften Cavalcanti bisher noch niemals sprechen hören. Gleichwohl war der

letzte Abschnitt seiner Rede nicht mehr mit ganz so ungeteilter Aufmerksamkeit wie der erste angehört worden. Die Zuhörer begannen nämlich die Schwankungen des Schiffes zu fühlen und sich dadurch beunruhigen und ablenken zu lassen. Ich fragte mich einen Augenblick, ob die Wellen nicht in kurzem Philosophie und Philosophierende aus dem Salon kehren würden. Aber auch Alverighi, der — es ist seltsam zu sagen — diese Rede noch eben lächelnd mit offenbarer Dienstfertigkeit angehört hatte, schloß mittlerweile das Buch, das er vor sich hatte, stieß es beiseite und rief:

„Endlich! So wenig man das will, aber da haben wir's! Sehr gut! Sie haben gelegentlich Shakespeares genau dasselbe ausgeführt, was ich über New-York gesagt hatte. Erinnern Sie sich? Die Natur sei nicht nach dem Winkelmaß geschaffen und deshalb müsse und könne sie nicht ebenmäßige, ungleiche und gewaltsame Elemente der Schönheit bilden, wie sie ja auch die Kräfte des Lebens darzustellen vermögen. New-York ist im Hinblick auf die klassischen Architekturen genau das, was Shakespeare im Hinblick auf Sophokles ist. Es wäre unmöglich, diesen zu bewundern und jenes gering anzusehen, ohne dem Vorwurf des Widerspruches entgehen zu können. Wenn Sie mir also einwarfen, daß die Harmonie und das Ebenmaß . . ."

Doch da ließ ihn Cavalcanti nicht weiterreden.

„Sie stürmen zu sehr!" schnitt er ihm kurz die Rede ab. „Wer leugnet denn, daß auch in der wilden Unordnung von New-York eine Seele neuer Schönheit lebt? Ich jedenfalls nicht. Aber darum brauche ich doch noch nicht, wie Sie es tun, die Schönheit der alten europäischen Städte zu leugnen. Auf dieser Bahn folge ich Ihnen nicht. Es gibt nicht bloß eine Schönheit; die Schönheit offenbart sich in den verschiedensten Formen; sie ist etwas Unbegrenztes

und Unendliches. Und meines Erachtens besitzt auch der menschliche Geist die Fähigkeit, unendlich viele verschiedenartige Schönheiten zu schaffen, und deshalb ist es, wie ich glaube, auch nicht nötig, den doch nur willkürlichen Bedingungen Schranken, Einengungen und Regeln aufzuerlegen, sondern es gilt vielmehr, sich anzustrengen, eine ebenso unbegrenzte Fähigkeit des Fassens und der Bewunderung zu erwerben, wie die Fähigkeit des Schaffens unbegrenzt ist. Ich bewundere gleichzeitig Sophokles und Shakespeare, Shakespeare und Molière, Rossini und Wagner ohne jede Anstrengung, ja sogar so, daß ich durch den Genuß des einen den des anderen doppelt empfinde. Sie lächeln? Ich weiß wohl, Sie werden ohne Zweifel sagen, daß wir Amerikaner die Provinzialen der modernen Kultur sind, weil wir vor jeder schönen Sache so gewissermaßen mit offenem Maule stehen bleiben. Nun, lassen Sie mich Ihnen antworten, daß darin wenigstens die Europäer viel, aber viel von uns Amerikanern zu lernen hätten. Ich verehre das alte Europa als unsere Mutter und Meisterin, ich sage und wiederhole, daß wir Amerikaner die Pflicht haben, uns noch heute als ihre Schüler zu bekennen; doch ich verstehe nicht, warum sie sich auch noch ferner darauf versteifen will, bis in die Regionen des Himmels, ja selbst bis in die ewige Ruhe des Olymps den Krieg zu tragen. Aus welchem Grunde sollte sie nicht eine Wahrheit behaupten oder eine Schönheit bewundern können, ohne deshalb eine andere leugnen oder mißachten zu brauchen? Wie kommt es, daß jeder Wissenschaftler, Philosoph, Literat oder Artist, der in der Alten Welt nur irgend ein wenig von den Früchten des heiligen Baumes genascht hat, sich für den einzigen hält, die Einsamkeit um sich herum herzustellen trachtet und dem Unendlichen für sich allein sein Steckenpferd reiten muß auf dem kleinen Bruchstück des Weltganzen, das er sein eigen nennt, um schließlich ein jähzorniger und grausamer Gott

zu werden, der alles, was nicht zu ihm selbst gehört, zu vernichten und zu verleugnen sucht: die Macht, an der er keinen Anteil nimmt, den Reichtum, wenn er ihn nicht besitzt, die Überlieferung, wenn er ein neuer Mensch ist, die Wissenschaft, wenn er ein Künstler oder ein Philosoph ist, die Philosophie und die Kunst, wenn er ein Wissenschaftler ist, die Jugend, wenn er ein Greis ist, die Zukunft, soweit er in der Gegenwart lebt? Weshalb will da drüben jedes Talent, sobald es nur eben herangewachsen ist, sich selbst und den anderen seine sich entwickelnde Kraft dadurch beweisen, daß es ein Gemetzel anrichtet, sich auf alle diejenigen, die neben ihm dasselbe Feld bearbeiten, wie auf seine Todfeinde stürzt, alle Lehren angreift, die sich von den eigenen entfernen, alle Schulen, denen es sich nicht angeschlossen hat, alle Bestrebungen, von denen es abweicht, als ob die Verschiedenheit im Reiche des Gedankens und der Schönheit eine Lebensgefahr darstellt? Ach nein! Wir Amerikaner glauben, daß die Wahrheit ein verborgener Schatz wie das Gold des Alten Felsengebirges, das wir mit Freund Ferrero besucht haben, in dem harten Gestein der Unwissenheit ist und daß es einem jeden Menschen gelingt, trotz unendlicher Mühe, davon nur wenige Körnchen zu sammeln. Wozu sollte man sich also der Gefahr aussetzen, das Gold zu verlieren, nur weil man sich um die beste Art seiner Gewinnung streitet, wie ihr es tut? Wir wollen, daß der menschliche Geist die Welt mit der ganzen Schönheit schmücke, deren er nur fähig ist, und wir schätzen jedwede Form der Schönheit — erklärt uns nur deshalb für Barbaren oder hochmütige Europäer — nur zu sehr, um uns nicht verbunden zu fühlen, es allen Künsten und allen Werken des menschlichen Geistes zu überlassen, wie sie auf ihre Weise schön sein wollen, anstatt uns zu erkühnen, sie zu einer ausschließlich unserer Laune entspringenden unmöglichen Schönheit zu zwingen. Wenn d a s Barbarentum ist, dann können wir auf unser Barbaren-

tum oder mit anderen Worten auf unsere Zugehörigkeit zur Alten Welt stolz sein!“

Die Philosophie hatte für einen Augenblick die Wogen des Meeres beruhigt. Und wir alle, Europäer wie Amerikaner, brachen in Beifallsklatschen und Bravorufe aus. Dieser Hauch tiefer, aufrichtiger, allgemeiner Liebe zum ewig Wahren und Schönen, der von Amerika, Brasilien und der an den Schoß des Urwaldes geschmiegten Stadt ausging, hatte uns alle tief gerührt. Aber das Beifallklatschen und die Bravorufe hatten eine kleine Pause in die Unterhaltung gebracht, und diese Pause wurde von zwei Dienern, die schon seit einiger Zeit in der Ecke warteten, dazu benützt, in unsere Mitte zu kommen, auf den Platz des Redners zwei mit Gläsern besetzte Tabletten zu stellen und sich daran zu machen, einige Flaschen Sekt zu entkorken. Der edle Spender war Herr Vasquez, ein Freund Alverighis, der ihn auf der Reise kennen gelernt hatte. Er war ein Mann von 50 Jahren, klein und untersetzt, und gehörte jenem Kreise gewandter, rühriger, unternehmender, reicher argentinischer Grundbesitzer an, die Europa so wenig kennt und die sich seit einem halben Jahrhundert die starke Einwanderung und steigende Bodennot zunutze machen, um über den vor einem halben Jahrhundert fast noch entblößten, ungeheuren Leib der Republik einen Mantel blühender Kultur zu werfen. Vasquez besaß in der Provinz Mendoza Ländereien neben denen Alverighis und fuhr mit ihm nach Europa, um von dort Mittel zu ihrer Bewässerung zu holen und gleichzeitig um zu versuchen, dem Gefrierfleisch ein Absatzgebiet auch in den Ländern des festländischen Europa zu verschaffen, die sich noch immer ausschließlich von einheimischem Fleische nähren. Beim Eindringen der Bedienten in unseren Kreis verließen einige von uns ihre Plätze, doch es erhob sich Alverighi, um in unsere Mitte zu treten, während die Diener bereits einzuschenken begannen. Aber er wurde sogleich

von vorn angegriffen, von rechts beschossen und auf der Linken beunruhigt, kurz von allen Seiten bedrängt. Frau Feldmann erklärte ihm, sie habe ihn recht gut verstanden, sie müsse aber gleichwohl dabei bleiben, daß die Geisterszene, so wie sie diese etwa aus dem Munde eines Mounet-Sully in der Comédie Française gehört habe, einfach wundervoll sei. Der Admiral erklärte, daß der berühmte Monolog, mochte er an der richtigen Stelle stehen oder nicht, eines der schönsten Stücke der Weltdichtung sei, meine Frau verteidigte Ophelia, Cavalcanti suchte mit einigen neuen Argumenten die Widersprüche in „Hamlet" zu erklären. — Und alle sprachen mit einer Heftigkeit wie beinahe jemand, der eine persönliche Beleidigung zurückgibt.

„Der Shakespeare-Kult ist jetzt geradezu eine Weltreligion!" dachte ich bei mir.

Der von allen Seiten angegriffene Kritiker versuchte nun vergeblich, einem jeden einzelnen zu antworten, weil einfach alle zugleich sprachen und die dem einen von ihnen bereits erteilte Antwort häufig schon von dem folgenden durch einen neuen Einwurf entkräftet wurde. Als Alverighi schließlich all dieses Streitens müde war, wandte er sich zu Vasquez hinüber, um ihm, das Glas, das er in der Hand hielt, ein wenig erhebend, auf Spanisch zuzurufen:

„Er ist etwas ganz Auserlesenes, dieser Wein!"

Mit einem Lächeln bezeugte Vasquez, wie sehr ihm das Kompliment gefiel. Aber einer der Kaufleute aus Asti, der, wohl durch den Weingeruch angezogen, sich gemeinschaftlich mit dem Arzte unserem Kreise immer mehr genähert hatte, rief, diese Worte ins Italienische übersetzend, indem er Alverighi beifällig zunickte:

„Ja, wahrhaftig, er ist ausgezeichnet. Ich leugne es nicht. Ich kenne doch sogar den Canelli. Doch dieser Wein gibt ihm wirklich nichts nach! — Sie glauben das natürlich nicht? Schon weil der Canelli ein italienischer Wein ist!

Doch ich möchte ihn Ihnen mit einem flammenroten französischen Schild vorsetzen!"

„Alle Völker", bemerkte Alverighi mit einer gewissen verächtlichen Miene, „wollen jetzt Champagner fabrizieren, selbst die Argentinier! Er ist das einzige minderwertige Erzeugnis der argentinischen Bodenkultur."

„Neben dem Gefrierfleisch!" fügte der Doktor etwas unbesonnen hinzu.

Hätte er es doch niemals gesagt! Denn sogleich versicherten Vasquez und Alverighi, daß es kein besseres Fleisch in der Welt gäbe als gefrorenes! Und nun entbrannte ein Streit, der in wenigen Minuten zur wütenden Flamme emporschlug. Selbst Shakespeare kam darüber ins Hintertreffen! Und wer weiß, wie lange noch der neue Streit gedauert hätte, hätte nicht zum Glücke im rechten Augenblick eine unvorhergesehene Biegung des Schiffes nach der Backbordseite die wilden Kampfhähne durcheinandergeschüttelt und zwei Gläser vom Tisch auf den Boden herabgeworfen. Auf den durch die zerbrochenen Kristallbecher hervorgerufenen Lärm wandten wir uns sämtlich um. Der Admiral ging hinaus, um einen Blick nach dem Wetter zu tun. Ihm folgte der Kaufmann von Asti und noch ein paar andere. Die erste, die wieder auf ihren Platz zurückkehrte, war Frau Feldmann; allmählich folgten auch die anderen ihrem Beispiel, nur nicht Alverighi, der, mit verschlungenen Armen über den Tisch gelehnt, in halbgebeugter Stellung stehen blieb. Nach der Rückkehr des Admirals, der uns meldete, daß das so bis Morgengrauen weitergehen könnte, nahm nun auch wieder durch ihre Eröffnung seitens Rosettis, der bisher noch nicht einmal auch nur den Mund aufgemacht hatte, die Unterhaltung ihren alten Fortgang.

„Ich möchte eines wissen," begann er, „bewundern Sie eigentlich Hamlet oder bewundern Sie ihn nicht? Denn das, offen gestanden, ist das einzige, was ich noch nicht ver-

standen habe. Noch gestern haben Sie behauptet, daß es auf der ganzen Welt keine schönere Stadt als New-York gäbe; heute abend sagen Sie uns nun, daß sich seine Architektur einem Shakespearischen Drama an die Seite stellen läßt, nachdem Sie an einem solchen Drama eine schier erbarmungslose Kritik vollzogen haben! Wenn aber Hamlet wirklich ein so scheußliches Drama ist, dann, scheint mir, müßte auch New-York eine ebenso scheußliche Stadt sein!"

Rosetti, der die Beweisführung des Advokaten natürlich in Wahrheit ganz genau verstanden hatte, traf sie an ihrem eigentlichen Lebensnerv. Doch Alverighi lächelte mit der ruhigen Miene jemandes, der die Antwort hierauf schon lange bereit gehalten hat.

„Sehr gut! Das ist's!", meinte er, noch immer die Arme kreuzend. „Sie haben ganz recht: das ist schließlich das Wesentliche! Herr Cavalcanti feiert als vorbildlich den Amerikaner, der die beiden gegensätzlichen Kunstformen da, wo sie einander treffen, gleichmäßig bewundert, während der Europäer immer nur die eine bewundert und dann die andere entsprechend geringschätzt; ich meinerseits denke nun, daß ein jeder die Freiheit haben muß, das, was i h m selbst gefällt, zu tun: entweder ausschließlich eine bewundern oder gleichzeitig alle beide oder aber auch gar keine. Gestern abends habe ich die Behauptung, New-York sei die schönste Stadt der Welt, so gewissermaßen aus Widerspruchsgeist aufgestellt. Doch ich muß wohl zugeben, daß einer ebenso gut, wenn er sonst wollte, mit gleich einleuchtenden Beweisen das Gegenteil behaupten könnte!"

Und hier wandte er sich Cavalcanti zu.

„Ich richtete gestern Abend die Frage an Sie, im Namen welchen Prinzipes oder welchen Kriteriums Sie zu behaupten wagten, daß New-York eine ganz scheußliche Stadt sei. Nun! Es bedarf keiner großen Aufmerksamkeit, zu sehen, daß ein solches Prinzip oder Kriterium einfach gar nicht be-

steht! Von einem Kunstwerk läßt sich stets, was nur irgend gewünscht werden kann, zeigen, daß es schön sei, daß es scheußlich sei, daß es ein Meisterwerk, daß es ein Schrecken sei! Zum Beispiel nehmen wir an: ein Schriftsteller sei klar und verständlich. Will ich ihn niedrig bewerten, so werde ich ihn anklagen, der Öffentlichkeit zu dienen, Dutzendware hervorzubringen und wie ein Zeitungsmann zu schreiben! Nehmen wir umgekehrt an, ein Schriftsteller sei dunkel, schwierig und verwickelt, so werde ich sagen, daß er tief, transzendent und voll mystischer Anspielungen ist, wenn ich ihn bewundern will. Wenn umgekehrt ein Dichter, ein Romanschriftsteller, ein Musiker, der so tief ist wie das von uns durchfahrene Weltmeer, mir widerwärtig ist, was hindert mich dann, ihm Dunkelheit, Schwerfälligkeit und Verwickeltheit vorzuwerfen? Der Charakter Hamlets ist dunkel und widerspruchsvoll, so sage ich für meinen Teil. Nein, antworten Sie mir! Er ist tief. Der erste Auftritt des ‚Hamlet', sagte ich, ist überflüssig und sogar schädlich, weil er die Wirkung des folgenden Auftrittes abdämpft, in dem der Geist des Vaters dem Sohne erscheint. Sie haben mir geantwortet: Nein, im Gegenteil, er erhöht sie, indem er sie vorbereitet, und folglich ist er auch nötig. Der letzte Auftritt des zweiten Aufzuges, so sagte ich dann weiter, ist mangelhaft, weil er nicht vorbereitet ist. Nein, im Gegenteil, haben Sie mir erwidert, wenn er nicht vorbereitet ist, überrascht er und rührt er infolgedessen den Leser um so mehr. In der Beweisführung von mir war die Vorbereitung einmal ein Fehler und einmal ein Vorzug, in der Ihren hingegen war umgekehrt der Mangel an Vorbereitung ein Fehler und ein Vorzug. Gestern Abend gerieten wir uns um der beiden Städte New-York und Paris willen beinahe in die Haare, so wie wir es heute Abend um des ‚Hamlet' willen tun. Aber so viel ist klar, daß in allen Künsten die Harmonie der Komposition und das ausgeklügelte Gleichmaß

der einzelnen Abschnitte möglicherweise als eine mathematisch abgezirkelte Kälte angesehen werden kann; umgekehrt läßt sich eine stürmische, überströmende, ungleichmäßige Kunst als barbarisch, schmutzig und grob auffassen. Petrarca und Victor Hugo, Racine und Shakespeare, Paris und New-York. Kurz, wer nur irgend auch nur über ein ganz wenig Gripps verfügt, ist nie um gute Gründe verlegen, wenn es zu beweisen gilt, daß das, was ihm gefällt, schön und das, was ihm mißfällt, scheußlich ist. Wollen Sie noch einen letzten Beweis? Ich habe hier vor mir die Übersetzung von Shakespeare durch Rusconi; am Schlusse jeder Tragödie steht das Urteil der beiden Brüder Schlegel. Man höre, was diese zwei deutschen Schriftsteller über den ‚Hamlet' sagen."

„Altmodisches Zeug, diese Brüder Schlegel!" warf Cavalcanti dazwischen. „Sie suchen noch den wahren Shakespeare bei August und Wilhelm Schlegel?"

„Das tut nicht viel," erwiderte Alverighi, „jeder Kritiker, der an ein Werk geht, glaubt der erste zu sein, der den betreffenden Schriftsteller erfaßt und aufdeckt; für mich taugen alle gleich wenig, d. h. überhaupt nichts; in diesem Falle aber handelt es sich um eine Tatsache, nicht um eine Meinung: die Tatsache, daß die beiden Schlegel die großen Wegbereiter des Ruhmes eines William Shakespeare in Europa vor einem Jahrhundert gewesen sind. Man höre also, was diese beiden feinen Beurteiler sagen. ‚Hamlet' ist einzig in seiner Art; er ist die Tragödie des Gedankens. Inspiriert von tiefen, doch niemals abgeschlossenen Betrachtungen — wie ich sagen würde: Betrachtungen ohne Kopf und ohne Schwanz — über das menschliche Schicksal und über das rätselhafte Dunkel der irdischen Ereignisse, regt sie die gleichen Betrachtungen in der Seele des Zuschauers an. Ein so schwieriges Werk ähnelt jenen irrationalen Gleichungen, die sich niemals vollkommen lösen lassen, in denen vielmehr immer ein Bruchteilchen einer un-

bekannten Größe übrig bleibt. Ließe sich nicht der gleiche Gedanke in der umgekehrten Form ausdrücken, daß die Tragödie planlos, unverständlich und abgeschmackt sei? Hören wir weiter. Kein Denker, der den ‚Hamlet' *) prüft, wird mit denen restlos eines Herzens zu sein vermögen, die dem Dichter in seiner Art den Sinn aller einzelnen Teile und ihr Verhältnis zu einander zu betrachten vorangingen, mit anderen Worten: die ihm in der Dunkelheit und Unklarheit. Vor allem aber muß wundernehmen, wie es möglich sein kann, daß ein Werk, in dem so viele Absichten verborgen sind und dessen Postamente in solcher Tiefe eingebaut sind, auf den ersten Blick geschaffen scheint, den Massen zu gefallen! Ein gehässiger Gegner würde sagen, daß ‚Hamlet' ein Jahrmarktsmachwerk sei, das aufs Geratewohl mit philosophischen Tiraden gespickt ist. Und das sagt auch unser Kritiker zum Schluß seines Urteilsspruches, aber doch in der Form einer Anerkennung, weil ihm diese unverdaute Pastete von blutigen Unfällen und Gelegenheitsphilosophie gefällt. Der Dichter verliert sich mit seinem Helden in einem Labyrinth von Gedanken, die weder Anfang noch Ende haben, und der Himmel selbst verschmäht es, auf dem Wege der Geschehnisse die Fragen zu beantworten, die wieder und wieder an ihn gerichtet werden. Die Schuldigen werden allerdings zum Schlusse bestraft, doch nur durch eine Art reinen Zufalles! Das heißt mit anderen Worten: die Handlungen und die Reden sind in dem Drama gleich unzusammenhängend und abgeschmackt. Der Zufriedene ist glücklich!"

Und er schloß rasch das Buch.

Cavalcanti schwieg einen Augenblick, als ob er sich erst einmal vergewissern wollte, ob auch Alverighi wirklich fertig sei. Dann aber fragte er kurz und ruhig:

*) Vgl. kritische Bemerkungen am Schluß der Tragödie Hamlet in der originalen Ausgabe der beiden Brüder A. u. W. Schlegel aus der (Kgl.) Staatsbibliothek zu Berlin.

„Nun? Und Sie schließen daraus?“

„Was ich daraus schließe?“ erwiderte etwas ungeduldig Alverighi. „Wie oft soll ich es wiederholen? Ich schließe daraus, daß das, was wir die Schönheit der Dinge nennen, nicht eine der ihnen selbst innewohnenden Eigenschaften, sondern die Art und Weise, wie wir sie ansehen, also eine subjektive Ansicht von uns, den Beschauern, darstellt und daß es daher überhaupt keine Autorität in der Welt gibt, die entscheiden könnte, ob New-York schön oder scheußlich ist.“

Cavalcanti zuckte die Achseln und sprach:

„Gewiß! Unsere Vernunftschlüsse über das Schöne sind trügerisch! Doch Sie vergessen, scheint mir, dabei ganz und gar, daß der Kunstgenuß ein Gefühl und nicht eine Idee oder eine Theorie ist.“

Zufällig wandte ich in dieser Minute meine Blicke und sah, wie Frau Feldmann, den rechten Ellbogen auf das Knie gestützt und die Stirn auf die Fläche der Hand gelehnt, damit aus dem Arm eine Säule für ihr Denken geschaffen hatte und wie sie der Admiral aufmerksam betrachtete. Mittlerweile fuhr Cavalcanti fort:

„Ist es Ihnen niemals begegnet, daß sich Ihnen, sei es beim Anblick eines Gemäldes, sei es beim Anhören einer Musik, sei es beim Lesen einer Dichtung, sei es beim Betrachten einer Landschaft, wenn Sie wirklich unvorbereitet und etwa nicht im voraus auf die Schönheiten aufmerksam gemacht waren, sich also von jedem vorgefaßten Urteil freihielten, dann der Ruf aus der Tiefe Ihrer Seele entrang: Wie schön ist das doch! Haben Sie nicht schon einmal vor dem Campo santo zu Pisa und dem Colonnato di San Pietro zu Rom in Betrachtung des Amor sacro e profano, bei der Lektüre einer Ode von Victor Hugo eine Wonne, ein Entzücken, einen Zauber, ja geradezu einen unmittelbaren un-

erwarteten innerlichen, triebhaften, ganz frei aus sich selbst erfolgenden Freudenrausch empfunden? Nun, da haben Sie's! Das ist Schönheit! Das ist jenes unbekannte Etwas an Kunstwerken und an gewissen Gegenständen in der Natur, das die Kraft hat, unmittelbar in uns jenes Freudentoben zu erregen. Haben Sie denn übrigens nicht selbst durch die Erklärung, daß das Schöne das ist, was gefällt, zugegeben, daß die Wohlgefälligkeit das Wesen der Kunst ausmacht? Sie werden mich fragen, warum diese Gegenstände und diese Werke diese Kraft haben? Das ist ein Geheimnis! Worin besteht nun eigentlich diese Befriedigung? Das ist auch ein Geheimnis! Aber jedenfalls ist die Befriedigung, die w i r empfinden, keine Einbildung; ein jeder kann davon Zeugnis ablegen; sie ist eine der wenigen Dinge, deren wir wirklich stets gewiß sein können, eben darum, weil sie ein Gefühl ist, weil wir das Leben ganz ausschließlich kennen, insoweit wir es fühlen! Die Urteilskraft kann das Gefühl des Schönen klären oder umnebeln, wie sie das mit jedem anderen Gefühl kann; sie vermag es weder zu erzeugen noch auszulöschen. Vernünftelt, so viel ihr wollt; die Befriedigung, die ich vor der Venus von Milo empfinde, werde ich stets empfinden. Und so lange ich sie empfinden werde, will ich schon meine Geduld bewahren, mögen die anderen das Für und Wider in bezug auf die Schönheit der Venus hin und her erwägen, beweisen und bekritteln. Die Autorität, ich trage sie in mir, ist unfehlbar! Sie sind ein Philosoph und ich brauche Ihnen diese Dinge nicht lang und breit zu erklären."

Alverighi hatte diese Rede über sich ergehen lassen, ohne auch nur ein Zeichen aufmerksamer Teilnahme zu äußern oder, wie er es sonst wohl zu tun pflegte, durch eine Handbewegung seine zustimmenden oder ablehnenden Erwiderungen vorwegzunehmen, ein deutlicher Beweis, daß er sich auf eine ernste Antwort vorbereitete.

„Nein, ich bin kein Philosoph," versetzte endlich etwas barsch Alverighi, „ich bin ein Mann, der selbst an Bord der ‚Cordova' keine Zeit zu verlieren hat. Und deshalb erkläre ich Ihnen ohne alle Umschweife: wir sind ganz eins! Das Schöne ist ein Quid, das uns einen Genuß, ich möchte fast sagen durch unmittelbare Berührung gewährt. Doch was für ein Genuß ist denn dieser Genuß? ‚That is the quastion' (das ist die Frage), wie eben Hamlet sagt und ich für meinen Teil begnüge mich nicht damit, zu antworten, wie Sie es tun: Ja, das ist ein Geheimnis! Ich frage mich: Ist das etwa jener Genuß, der dem Bedürfnis entspringt? Nein. Ein angeborenes oder durch Gewohnheit überkommenes Bedürfnis ist auch ein Quid, das Genuß und Schmerz erzeugt, Genuß, wenn es befriedigt wird, Schmerz, wenn es nicht befriedigt wird. Nun gewährt uns die Kunst Genuß, wenn wir ihrer teilhaftig zu werden vermögen, wir können aber doch nicht sagen, daß wir umgekehrt gleich leiden, wenn sie uns fehlt. Sie ist uns folglich kein unmittelbares Bedürfnis und darum gerade lieben sie die Menschen so sehr, kann sie doch stets eine Quelle des Vergnügens, aber nie eine Quelle des Schmerzes sein. Leuchtet das nicht auch Ihnen ein?"

Cavalcanti schien mir einen Augenblick nachzudenken.

„Gewiß! Aber wenn Sie," bemerkte er etwas zögernd, „einem großen Bildhauer seinen Meißel aus der Hand nehmen oder einen Dichter ohne Feder und Papier in einem Gefängnis einsperren . . ."

„Nein, das meine ich nicht! Dem schaffenden Künstler ist die Kunst das Werkzeug seiner eigenen Tüchtigkeit; er bedarf also ihrer wie der Bankmann des Geldes und der Reitlehrer der Pferde bedarf. Ich spreche von den Kunstenthusiasten. Nehmen Sie einmal an, ein Mann, der stets ein glühender Verehrer des Dichters Dante und gleichzeitig ein leidenschaftlicher Raucher gewesen ist, so wie mir das etwa Herr Rosetti zu sein scheint, und der nun etwa zu sechs

Monaten Gefängnis verurteilt werden sollte mit der Wahl, entweder ohne Zigarren oder ohne Dante leben zu müssen, — wofür wird er sich entscheiden?“

Alle lachten und Rosetti bemerkte scherzhaft, daß das Rauchen mehr als ein bloßes Bedürfnis, daß es ein wirkliches Laster sei.

„Eine andere Probe!“ fuhr Alverighi fort. „Was wird in der Kunst beurteilt: die Qualität oder die Quantität? Das ästhetische Urteil ist das qualitative Urteil par excellence; es nimmt niemals Rücksicht auf die Quantität; immer und überall, in jedweder Kunst wird eine schöne Sache mehr Wert als hundert scheußliche haben. Doch wer weiß nicht, daß der Mensch die Qualitäten der Dinge um so besser unterscheidet und würdigt, je mehr ihm das Bedürfnis nach ihnen schwindet? Je mehr mich hungert, um so weniger Unterschied mache ich zwischen dem groben Brot eines Soldaten und dem leckersten Weißbrötchen, ja, um so lieber werde ich ein dickes Soldatenbrot einem wohlschmeckenden, aber winzigen Weißbrötchen vorziehen. Wenn wir auf dem Gebiete der Kunst ausschließlich die Qualität beurteilen und keine Rücksicht auf die Quantität nehmen, ist es ganz klar, daß wir ihrer eben nicht bedürfen. Die Kunst ist also ein Genuß, ohne daß dazu ein Bedürfnis vorliegt; ich freue mich ihrer, wenn ich dazu in der Lage bin, aber ich leide nicht, wenn ich sie entbehren muß. Sind wir einverstanden?“

„Ja, wenn Sie das so verstehen!“ stimmte nun auch Cavalcanti beifällig zu.

In der Hitze des Gefechtes hatte Alverighi nicht bemerkt, daß außer Cavalcanti nur noch Rosetti, wie immer streng unparteiisch, mit Aufmerksamkeit teilnahm, alle anderen schon nicht mehr, teils weil sie sich von der Spitzfindigkeit dieser letzten Streitfragen etwas angestrengt fühlten, teils weil sie durch die Bewegungen des Schiffes wie auch die von Frau Feldmann abgelenkt wurden; sie hatte

sich bereits wieder aufgerichtet und zeigte auf ihrem Gesichte deutlich jene Müdigkeit, die dem Schlaf vorauszugehen pflegt. Sobald daher Cavalcanti sein Einverständnis ausgesprochen hatte, fuhr Alverighi sogleich, ohne sich weiter um die anderen zu kümmern und sich ausschließlich an seinen Partner wendend, fort:

„Gerade weil die Kunst einen Genuß ohne vorliegendes Bedürfnis, also einen uneigennützigen und freien Genuß darstellt, ist dieser Genuß unsicher, schwankend und nebelhaft. Wenn ich Hunger habe und daraufhin esse, bin ich sicher, daß mein Brot mir ausgezeichnet schmecken wird. Der Genuß, den ich empfinde, wenn ich ein Bedürfnis befriedige, ist so stark, daß ich an dem, was ich empfinde, niemals auch nur den geringsten Zweifel habe. Welche Unsicherheit aber umgekehrt, wenn ich mich zu vergewissern suche, welche Art und Beschaffenheit von Genuß gewisse Gegenstände und gewisse Werke des Menschen in mir deshalb erregen, weil sie offenbar nach meiner Ansicht ‚schön' sein müssen. In gewissen Augenblicken empfinde ich ihn, diesen Genuß, in gewissen anderen nicht, ohne so recht begreifen zu können, wovon eigentlich dieser Wandel abhängen mag; manchmal umgekehrt zweifle ich, ob ich ihn empfinde oder nicht; bald scheint es mir ja, bald scheint es mir nein; ich bemühe mich, mir selbst klar zu werden und kann es doch nicht. Nicht selten bemerke ich mich mit meinesgleichen darin keineswegs in Übereinstimmung; manchmal empfinde ich ihn nicht, wenn ihn meine Freunde empfinden oder auch umgekehrt. Sie werden mir sagen, es gälte, sich in sich selbst zu verschließen, sich zu verinnerlichen, wie ein alter Philosophieprofessor von mir sagte. Doch wie selten vermögen die Menschen ein von allen übrigen mißachtetes Kunstwerk als einziges zu bewundern? Durch das abweichende Urteil des anderen vor den Kopf gestoßen, schwanke ich in meiner eigenen Ansicht hin und her; ich muß sie stützen! Wie

kann ich sie aber, da nun einmal das Gefühl etwas Trübes ist, anders stützen als durch Vernunfttätigkeit? Und da sehen Sie nun, wie die Unsicherheit des Gefühles uns dazu drängt, unsere Bewunderung möglichst von einer solchen logischen Tätigkeit abhängig zu machen. Unruhig und mißvergnügt greifen wir zur Fackel der Vernunft und leuchten wir mit ihr in die dunklen Tiefen unseres Gewissens hinab, um uns selbst zu erhellen und mit Sicherheit zu erfahren, ob das, was unser Gefühl und unsere Empfindung bewegte, auch wirklich schön ist. Zu unserem Leidwesen höhnt uns aber auch die Vernunft; ihre Fackel schwankt beständig hin und her, um uns das Auge durch den sprunghaften Wechsel von Licht und Schatten zu trüben; ihre Antworten sind zweideutig wie die sibyllinischen und bald verstehen wir sie gar nicht mehr."

„Der Seegang scheint stärker zu werden!" flüsterte in diesem Augenblick dem Admiral leise Frau Feldmann zu, sich nur mit Mühe ihrem Schlaf entreißend und die noch halb geschlossenen Augen öffnend.

Der Admiral blickte sie an und sagte ihr schnell ein paar Worte ins Ohr; dann blickte er zu Cavalcanti hinüber. Mir schien es, als ob er aufstehen und die Aussprache hätte abbrechen wollen, wenn nicht noch in diesem Augenblick Rosetti eine kurze Anfrage gestellt hätte:

„Aber wie sollte sich nach Ihrer Meinung da die Aufgabe der Kritik gestalten?"

„Kritik und Ästhetik," versetzte Alverighi, „leisten nur den Marktschreiern gute Dienste, die die dreiste Stirn haben, den Menschen vorreden zu wollen, sie wüßten genau, was schön und wieder was scheußlich ist."

Doch nun machte der Admiral der Aussprache endlich ein Ende, schlief doch Frau Feldmann nun bald völlig ein. Er zog die Uhr und sagte:

„Meine Herren, es ist bereits halb zwölf. Wir wollen die Geduld dieser Damen nicht mißbrauchen. Wir haben ja noch zwei ganze Wochen zum Abschluß dieser Aussprache Zeit.“

Hierauf erhoben wir uns sämtlich, auch Alverighi, der vor Freuden strahlte. Man las ihm auf seinem Gesichte das Frohlocken, das er empfand, sich doch nun einmal endgültig Luft machen zu können und noch dazu so siegreich, war er doch bis zum letzten Augenblick Herr der Lage geblieben. Hinter dem Admiral, der Frau Feldmann den Arm reichte, die Treppe hinabsteigend, hörte ich denn auch, wie er ihr zuflüsterte: „Ach, es ist leider so, hochverehrte Frau. Schon in Brasilien begegnen Sie manchem jungen Manne, der New-York schöner hält als Paris. Gewiß, es sind noch nicht viele, aber . . .“

Er sagte nichts weiter. Frau Feldmann gähnte.

VI.

„Aber warum mußte gerade jenem Kopfe und zu Rosario, den Ufern des Paranà, diese Idee entspringen?“ fragte ich mich, als ich mich wenige Minuten später auszog.

Und ich sah in meiner kleinen Kabine im Geiste den ungeheuren Strom langsam und gelb unter dem weiten blauen Himmelsgewölbe in der einsamen Ebene zwischen den bald grünen und bald wieder kahlen, fernen und niedrigen Ufern zur Rechten und zur Linken dahinfließen. Daß Alverighi an den Gestaden des Paranà mit mir des langen und breiten von den Reichtümern Amerikas und dem Fortschritte der Welt gesprochen hatte, wunderte mich im Grunde nicht; was mir aber wirklich sonderbar erschien, war, wie fein und ursprünglich er an Bord der „Cordova“ von Schönheit und Kunst gesprochen hatte. Strahlte doch unter den von ihm an jenem Abend gesprochenen so mancherlei häßlichen Dingen, wenn ich es mir so recht über-

lege, eine Wahrheit in meinem Geiste so schlicht und einleuchtend wider, daß ich es einfach nicht verstehen konnte, daß sie vor ihm noch niemandem hätte eingefallen sein sollen. Vergeblich stöberte ich in den Schlupfwinkeln meines Gedächtnisses umher, ob sie nicht etwa irgend ein großes Licht der heimischen oder ausländischen Philosophie schon seit einiger Zeit entdeckt hätte. Nein, in keinem antiken oder modernen Buche war ich bei meiner Lektüre jemals auf einen ähnlichen Gedanken gestoßen; und doch war es wahr, war es wirklich wahr, daß die Kunst ein für gewöhnlich ungewisses, nebelhaftes, unsicheres, schwankendes und keineswegs notwendiges Vergnügen ist, das ich heute empfinde und morgen nicht, das dem einen zuteil wird, dem anderen nicht, das geheimnisvoll kommt und geht und das die Menschen sich vergeblich bemühen genau zu bestimmen und zu erklären und der Allgemeinheit zugänglich zu machen durch die Beweiskraft der Vernunft, indem sie den anderen erklären und rechtfertigen, was sie empfinden und warum sie es empfinden. Und es war auch weiter wahr, daß sich mit Hilfe der Vernunft von jedem Kunstwerk beweisen läßt, was man will und daß es keinerlei Mittel gibt zwischen zwei hartnäckigen Gegnern, einen Streit, was schön und scheußlich sei, zu schlichten. Ich löschte das Licht aus und dachte noch lange über diese Dinge nach; da schienen sich so ganz allmählich der Ruhm so mancher bewunderter Meisterwerke, die Erinnerung an das von so manchen Erzeugnissen des menschlichen Geistes erfahrene Vergnügen, die für gewöhnlich mit gebieterischem Hochmut vorgetragenen kritischen Leitsätze und ästhetischen Lehren auf dem Gebiete der Kunst in ein Wellenmeer von Unsicherheit aufzulösen, die sich wie ein Nebel über das Antlitz der Welt verbreitete und alles untereinander mengte. Es war das wohl nicht die bloße Wirkung der Reden von Alverighi, sondern auch die der wohlverdienten Ruhe, die mich nun beschlich und des von Vasquez nur zu freigebig

kredenzten Weines; der Wein scheint über mich die eigenartige Macht zu haben, die Bestimmtheit auch noch so fester Gedanken zu schwächen, mich, ich möchte fast sagen, aus der Wirklichkeit der Dinge zu reißen und meine Seele endlos von Warum zu Warum zu dem unergründlichen letzten Ziele, wie auch erstem Anstoß aller Dinge zu jagen.

„Nein!“, schloß dann auch ich. „Wir besitzen kein Maß für eine ästhetische Beurteilung der Dinge; alle Maßstäbe, die wir entdeckt zu haben glauben, sind trügerisch, subjektiv und illusorisch. Schön ist immer nur das, was gefällt. Die Kunst gibt keine andere Wahrheit als jenes unbestimmte, wandelbare und subjektive Vergnügen ohne vorliegende Notwendigkeit. Ich dachte über diese Formel nach und sie schien mir immer wieder höchst sinnig zu sein und immer wieder fragte ich mich: „Warum mußte diese Formel von einem Spekulanten aus Rosario entdeckt werden, der ein noch rechtzeitig den Bagnos des europäischen Intellektualismus entronnener Flüchtling war?“

Als ich am Morgen darauf gegen einhalb neun meine Kabine verließ, war das Meer ruhig und der Himmel heiter. Der Admiral hatte ganz richtig prophezeit. Aber die Brücke war noch verlassen und leer. Die „Cordova“ war nur ein kleiner Dampfer im Vergleich mit den modernen Ozeanungeheuern; sie hatte einen geringeren Gehalt als fünftausend Tonnen und konnte höchstens siebzig „Klassenfahrgäste“, wie man in der Matrosensprache sagt, aufnehmen und auf jener Fahrt beherbergte sie sogar nicht viel mehr als so um dreißig herum. Daher war auch die Gesellschaft so klein und das Leben so ruhig, um nicht zu sagen spärlich, das sonst so beliebte Hasardspiel nur wenig aufregend; selten war noch jemand über zwei Uhr früh wach zu sehen und höchst unschuldig und harmlos das Flirten. Ich schlenderte ein wenig für mich allein, um noch einmal in aller Ruhe kurz die Unterhaltungen des vorangegangenen Tages und meine Phantasien

vom letzten Abend in meinem Geiste zu überfliegen und mich dann in das Refektorium zu begeben, in dem Alverighi bereits sein Frühstück einnahm, während die Schiffskellner in weißer Leinenjacke um ihn herum den Saal aufräumten.

„Amerika ist gestern Abend zu Ehren gekommen!“ sagte ich scherzend. Und nicht ohne einen Anflug von Ironie fragte ich ihn, wie er noch bei allen seinen Geschäften zu Rosario am Paranà und bei seinen Streiffahrten durch Argentinien sich die Zeit erübrigt und die Neigung bewahrt hätte, über das Schöne an sich und über diejenigen Bedürfnisse, die Vergnügen erwecken sowie über diejenigen Vergnügungen, die überhaupt keinem Bedürfnis entspringen, so reiflich nachzudenken.

Er lächelte schelmisch und sprach:

„Wie ich mir die Zeit erübrigt und die Neigung bewahrt habe? Von Zeit und Neigung kann gar keine Rede sein. Ich habe mir alle diese Dinge zwischen Freitag abends und Sonnabend früh ausgedacht. Drüben hatte ich zu so etwas keine Zeit. Doch Freitag abends ärgerte es mich, euch alle sagen zu hören, New-York sei scheußlich, scheußlich, scheußlich! Und wenn schon! Selbst wenn es scheußlich wäre, bedeutete denn das gleich wirklich das Ende der Welt? Ist denn Schönheit wie Butter genießbar, die auf Brotschnitten gestrichen werden kann? Da wollte ich euch einmal alle so richtig in der Patsche sehen. Nun heißt es für euch herauszukommen. Wie leicht ist es doch, eine philosophische Theorie zu machen. Wäre doch das Machen von Millionen ebenso leicht.“

Auf dem Lande hätte ich eine so ausfällige Bemerkung nicht ohne Widerspruch hingehen lassen. Aber hier hielt mich die so wohl verdiente Muße zurück. Ich tat, als ob ich es nicht hörte und ich fuhr fort zu scherzen. Da gab Alverighi plötzlich der Unterhaltung eine andere Wendung.

„Ach nebenbei gesagt!“ fuhr er mit einem Male dazwischen. „Wissen Sie auch, was für ein gebildeter Mann

dieser Herr Rosetti ist? Wir haben gestern Abend noch unmittelbar vor dem Schlafengehen ein paar Gedanken ausgetauscht und ich habe den Eindruck, als ob wir in vielem einer Meinung sind. Sie kennen ihn doch wohl?"

Ich erzählte ihm dann in gedrängter Kürze die Lebensgeschichte von Rosetti. Zu Forlimpopoli in der Romagna im Jahre 1840 geboren, war er bei der von der italienischen Regierung in den Kirchenstaaten vorgenommenen ersten Heeresaushebung im Jahre 1860 als Soldat eingestellt worden. Als Garnisonsort wurde ihm Turin angewiesen, wo er in der Genietruppe in der alten Kaserne der Via dell'Arcivescovado dienen mußte und meinen Vater kennen lernte, der damals gleichfalls unter den Fahnen stand. Zu Turin wurde es Rosetti ermöglicht neben der Erfüllung seiner Dienstpflicht gleichwohl auch noch fleißig die Vorlesungen der Hochschule zu besuchen, um sich im Jahre 1865, unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst, im Ingenieurfach diplomieren zu lassen und zu doktorieren. Da bekam er plötzlich eine Berufung von der argentinischen Regierung, die damals in Italien für die neugegründete Technische Hochschule Professoren suchte, und so lehrte er zwanzig Jahre lang, von 1865 bis 1885, physikalisch-mathematische Wissenschaften am Polytechnikum und Physik am Collegio Nacional; er hat fast alle jene Männer, die heute eine leitende Stellung in Argentinien einnehmen, als seine Schüler zu seinen Füßen gesehen und hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der Ingenieurwissenschaft ausgeführt. So gelang es ihm denn auch, ein niedliches kleines Vermögen zu sammeln und bereits mit fünfundvierzig Jahren mit demselben und zudem mit einem reichen Ehrensolde von Seiten der ihm dankbaren argentinischen Regierung in die alte europäische Heimat zurückzukehren; er vermochte sich das Leben seitdem mit einer gewissen edlen und würdigen Einfachheit — einem herrschaftlichen Hause zu Mailand und einem hübschen Land-

häuschen zu Bellaria bei Rimini — zu gestalten, um sich nun freien Studien zu widmen und den mathematischen und physikalischen Wissenschaften Geschichte, Archäologie, Nationalökonomie und Philosophie hinzuzufügen, jede Art Bücher zu lesen, die vor allem auf eigene Rechnung, unabhängig von den rein materiellen Interessen und den gelehrten Konventikeln, über die Menschen und Dinge der Welt in stiller Einsamkeit nachzudenken. Ich selbst hatte ihn in Mailand im Jahre 1897 kennen gelernt; er war der Schwager von Ernesto Teodoro Moneta; er brachte mir großes Wohlwollen entgegen, das ich ihm von meiner Seite mit einer gleichen Neigung erwiderte, voller Bewunderung für seine aufrichtige Güte, seine unerschütterliche Milde und Heiterkeit, seine unvergleichliche Einfachheit und Besonnenheit und sein so tiefes Wissen, mit dem er es ebenso verschmähte, irgend welchen Staat zu machen, als auch irgend welchen Gewinn herauszuschlagen.

„Er war einer der Italiener," so schloß ich, „die drüben in Amerika für Italien die größte Liebe und Achtung erweckt haben. Und er ist ein Philosoph, doch auf seine Art und von anderer Gattung als wir übrigen Menschen von Geist und Feder. Wir leben nachgerade von unseren Ideen wie der Hirt von seinen Schafen; wir müssen sie jeden Morgen melken und Monat um Monat scheren. Er hingegen ist frei und unabhängig von jedem materiellen Interesse."

„Wie sind doch die Kräfte Amerikas!" rief Alverighi plötzlich aus voller Brust. „Sehen Sie? Wäre dieser Mann in Europa geblieben, auch er wäre noch, wie so viele, irgend ein Lasttier oder ein Zugtier in irgend einer öffentlichen Verwaltung. Und dann sagt man in Europa . . ." Er schwieg einen Augenblick, um alsbald fortzufahren: „Wir haben noch gestern Abend ein paar Worte über die Unterhaltung des gestrigen Abends kurz vor Schlafengehen gewechselt. Und er hat mir recht gegeben. Ja, wissen Sie, wie er mir die ästhetischen

Urteile zu bezeichnen vorschlug? Nun, als solche, die jederzeit umstoßbar seien. Er hat mir gesagt, daß sich von jedem Kunstwerk, was man will, beweisen läßt, weil die ästhetischen Urteile alle umstoßbar seien. Die Formel gefällt mir. Das Schöne und das Scheußliche lassen sich nach Belieben durcheinanderwerfen; jeder Vorzug kann zu einem Laster werden und jedes Laster zu einem Vorzug, soweit sie durch Nachdenken in ihr Gegenteil verkehrt werden. Ein guter Fund, beim Bacchus!"

Er fragte mich endlich, wie eigentlich Rosetti auf die „Cordova" gekommen sei. Ich setzte ihm auseinander, daß er alle zwei bis drei Jahre aus gewissen persönlichen Interessen immer wieder nach Argentinien zurückkehre und daß er dieses Mal die „Cordova" erwartet hätte, um mit mir gemeinschaftlich die Fahrt von Rio nach Genua zu machen.

Nachdem ich ihn verlassen hatte, begegnete mir kein Bekannter mehr. So schlenderte ich denn bis zur Stunde des Frühstücks einsam über die beiden Decke dahin, um abwechselnd einige Bücher zu durchstöbern, dann wieder einmal ins Meer zu starren, um meine Gedanken noch einmal durchzukauen und schließlich auch, um mit den Fahrgästen zu schwatzen, die nach und nach, allesamt im Sommeranzug, aus den Kabinen herauskamen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich wieder einmal, wie der Juwelenhändler Levi in dem Vorraume des Speisesaales zu drei Damen sagte:

„Ganz bestimmt, sie scheint wirklich die Frau eines Milliardärs zu sein. Ich hatte es schon einmal gesagt, erinnern Sie sich nicht? — Freitag Abend. So sind wir Juweliere. — Zeigt uns die Perlen oder die Diamanten einer Frau, und wir sagen euch gleich, wer sie ist!"

Sie sprachen natürlich von Frau Feldmann und redeten nur dummes Zeug, war doch ihr Mann zwar sicher ein äußerst tüchtiger Finanzmann und ein äußerst fähiger Leiter einer einflußreichen New-Yorker Bank und infolgedessen auch ein

recht wohlhabender Mann, doch niemand in New-York hatte ihm eines jener Riesenvermögen der Neuen Welt zuschreiben zu müssen geglaubt, die die Menschen der Alten Welt in ihrer Phantasie noch so gern übertreiben, nur, um sich über die Kleinheit des eigenen Besitzes zu trösten. Doch ich staunte weiter nicht, daß sich meine stille Voraussage vom vorangegangenen Tage so voll und ganz bewahrheitete. Schon begannen andere Geschichtlein den Dampfer zu durchschwirren; noch kurz vor dem Frühstück erklärten mir die Frau des Arztes und die schöne Genueserin wahrhaftig allen Ernstes, daß die seidenen Strümpfe, die Frau Feldmann trug, tausend Lire das Paar kosteten und daß sie jedes Paar immer nur einmal trüge.

Beim Frühstück fehlte sowohl Cavalcanti wie Rosetti und so verloren wir uns in nichtssagenden Gesprächen. Als wir nach dem Frühstück, unmittelbar vor der Siesta, rauchten, zog ich den Admiral beiseite, um ihm zu berichten, was so alles auf Rechnung von Frau Feldmann verbreitet würde. Er brach in Gelächter aus und bemerkte:

„Würden Ihnen nicht alle diese Leute — sie müßten bloß keinen Bart haben — wie spielende Kinder vorkommen? Der Pantoffel hier ist ein Geschütz, der Kehrbesen eine Prinzessin und der Sessel ein Palast."

Er schwieg einen Augenblick, um dann plötzlich, zu mir gewandt, auszurufen:

„Herr Professor, seit zwanzig Jahren schon dreht sich die Welt nicht mehr um ihre alte Achse und wir kennen uns nicht mehr darauf aus. Die Schätze Amerikas haben die Köpfe verdreht gemacht und alles in der Welt verwirrt und damit das Gleichgewicht der materiellen Güter wie das der abstrakten Ideen gestört. Haben Sie es nicht gestern Abend gesehen? Ehe dieser Advokat zugibt, daß New-York eine scheußliche Stadt ist, steckt er lieber die ganze Welt in Brand. Weil Amerika reich ist, kann New-York nicht scheuß-

lich sein. Doch ich schaue bestürzt um mich. Denkt denn keiner mehr, daß die Menschen fühlen, einer Nation anzugehören, weil sie dieselbe Sprache sprechen, in den Schulen dieselben Klassiker lesen und dieselben großen Männer bewundern? Wohin sollen wir schließlich kommen, wenn der Erstbeste sagen darf, daß die griechische Bilderkunst scheußlich und New-York schön ist? Gibt es etwa eine Nation ohne Geschichte und ohne Literatur? Heute sind unsere Heiligen die großen Männer; wer aber jedem Menschen die Freiheit geben will, die Meisterwerke der Kunst und Literatur, wie es ihm gefällt, zu beurteilen, der sät Anarchie!"

Ich sah den Sprecher nicht ohne Verwunderung an. Wie dachte und redete jemals ein Admiral — und noch dazu ein amerikanischer und für gewöhnlich dermaßen schweigsamer — so schlicht und einfach, von den so unerwarteten und tiefgehenden Fragen der Welt? Waren denn an Bord der „Cordova" auch die Admirale alle Philosophen? Ich sagte nichts, doch ich dachte während der Siesta, anstatt zu schlafen, an jene ernsten Worte, die mir wie vom Himmel zu stammen schienen. Und plötzlich verfiel ich in einen großen und schweren Zweifel. Wie sollte es möglich sein, allen das richtige Urteil beizubringen, wenn ein allgemeines Kriterium für das Schöne fehlt? Ein so schwerer Zweifel, daß, da ich ihn nicht zu lösen vermochte, ich ihn gegen fünf Uhr Cavalcanti auf dem Promenadendeck am Backbord darlegte. Unabsehbar, von kleinen weißen Wogen brausend, legte der Ozean bereits mit dem Herannahen des Abends den leuchtenden Nachmittagsschleier ab, um sich zu verfinstern; das Tageslicht schien nach oben zu steigen, um sich in den Himmelsräumen zu sammeln, die eine frohe Heiterkeit erfüllte und wo auf allen Seiten Wolken von dem roten und goldenen Scheine widerstrahlten. Auf das Treppengeländer gestützt, unterhielten wir uns leise bei dem Winde, der in

bestimmten Zwischenräumen immer wieder kräftig über unsere Häupter blies, um dann immer wieder in Schweigen zurückzusinken und uns zwischen dem Lichte, das zum Himmel aufstieg und dem Schatten, der ins Meer versank, die Einsamkeit des Wassers anzusehen, das wie ein Fluß zu unser Linken dahinströmte.

Cavalcanti hörte mit Aufmerksamkeit auf die Zweifel, die ich ihm vortrug, um mir schließlich folgendes zu antworten:

„Gewiß, die Schönheit eines Kunstwerkes zu bewundern bedeutet, sie empfinden, und wer sie wahrhaft empfinden will, darf nicht zu viel daran herumkritteln. Der Admiral wertet gut und verständig und auch ich hatte gestern Abend einen gleichen Gedanken, nur ein wenig anders ausgedrückt. Bei alldem muß ich zugeben, daß auch der Advokat, so sehr ich ihn auch gestern bekämpft habe, in einem gewissen Umfange recht hat. Die Menschen fühlen sich infolge ihrer unendlichen Verschiedenheit in der Beurteilung des Schönen von Natur dazu hingezogen, die Gründe, für das, was sie empfinden, zu suchen. Und hier beginnen die Schwierigkeiten dadurch, daß wir immer wieder unter den Fundamenten des Hauses, in dem wir leben, graben und wühlen wollen, um zu sehen, ob sie auf festem Boden ruhen, und eines schönen Tages laufen wir Gefahr, das ganze Haus einstürzen zu sehen. Der Mensch hat nun einmal das Bedürfnis, über die Dinge nachzudenken, und dann entdeckt, findet doch auch jemand, der wühlt und gräbt, so manche verborgenen Schätze."

Cavalcanti beschwichtigte die eigenen Sorgen mit der bequemen Spruchweisheit, die der moderne Optimismus so gerne gebraucht und so häufig mißbraucht: „Im Weltall hält alles das Gleichgewicht!" Aber mich beruhigte er nicht. Ich dachte, daß über diesen Satz noch so manches, ja noch so manches zu sprechen sei. Aber sich auf eine

Debatte einzulassen, widerstrebte mir augenblicklich angesichts meiner immer größer werdenden Faulheit und so verzichtete ich. In diesem Augenblick fuhr eine heulende Windsbraut auf uns nieder, die uns förmlich betäubte, unsere Worte davontrug und geradezu den einen von der Seite des anderen zu reißen schien, bis sie sich schließlich brüllend in dem unruhigen Meer verlor. Und wir glaubten uns damit gewissermaßen einander von neuem zu nähern, nahmen aber gleichwohl, durch die heftige Böe etwas bestürzt, nicht sobald die Rede wieder auf. Cavalcanti betrachtete das Meer lange in stummem Schweigen. Dann meinte er, mit einem plötzlichen Sprunge seiner Gedanken auf den Horizont hinweisend:

„Wasser, Wolken, Wind! Heute wie gestern, wie morgen, wie immer! Immer dieser in allen seinen Teilen sich selbst gleiche und völlig unbeständige und ewig bewegliche, geschlossene Kreis. Scheint es nicht auch Ihnen, als ob sich der Ozean in diesem Kreise immer mehr verkleinere? Ein seltsames Phänomen, in der Tat. Das Wasser belebt alle Gegenden der Erde, ist es doch das Bewegungsprinzip inmitten all der starren Formen von Bergen und Ebenen. Wenn aber erst auf dem Ozean die unwandelbaren Formen der Erde aus dem Gesicht gekommen sind, dann gleicht diese unaufhörliche Bewegung der Wogen mit einem Male der ewigen Unbeweglichkeit einer Wüste. Nein, der Ozean ist nicht eine lebendige Unendlichkeit; er ist eine tote Einsamkeit, ist er doch ewigem Wechsel unterworfen und gibt es nichts in ihm, das sich nicht einmal veränderte?

Wir schwiegen von neuem. Leichte Brisen umfächelten uns. Das Meer verfinsterte sich in demselben Maße wie die Wolken am Himmel droben in immer hellerem Lichte erstrahlten. Von dem Zwischendeck stiegen Gesänge auf, die der Wind alsbald zerstreute. Ich wandte mich um; das Deck war leer; nur ein Offizier durcheilte es hastig; unweit von

uns strich ein Matrose langsam und geräuschlos die Decke. Da berichtete ich Cavalcanti, daß ich ein gewisses Erstaunen empfunden hätte, den Admiral so philosophieren zu hören, wie er es getan hatte.

„Und Sie ahnen den Grund nicht?“ fragte mich lächelnd Cavalcanti. „Wollen Sie denn nicht auch unterwegs etwas nachdenken, der Sie doch in Rio eine so bedeutende geistige Rolle gespielt haben? Merken Sie denn nichts? Der Admiral ist doch ein Anhänger der positivistischen Philosophie eines Auguste Comte!“

Wir bemerkten alsdann, daß einige gebildete und studierte Fahrgäste an Bord waren. Das brachte mich auf Rosetti und ich wiederholte Cavalcanti, was ich schon morgens Alverighi erzählt hatte. Von Rosetti ging die Unterhaltung auf die anderen Reisegefährten über. Cavalcanti hielt sie sich stets alle vor Augen gegenwärtig, worüber ich mich nicht wunderte, weil für ihn, der Romane schrieb, das Beobachten von Bewegungen und Figuren nur ein angenehmer Zeitvertreib und eine gute Übung war. So sprachen wir zunächst von den Kaufleuten aus Asti und dann von jenem jungen Paare, das wir am ersten Abend auf dem Verdecke getroffen hatten, er ein kleiner, untersetzter, brünetter Mann und sie eine hochgewachsene, dürre und hagere Blondine. Cavalcanti berichtete mir, daß der junge Ehemann ein Argentinier aus Tucuman sei, der drei Jahre vorher zum Studium der Ingenieurkunst die Universität Ithaca bezogen habe.

„Im Staate New-York?“ fuhr ich dazwischen. „Wozu aber brauchte er so weit zu reisen, um das Bauen von Häusern zu erlernen?“

„Das fragte ich ihn gestern auch. Wir plauderten eine halbe Stunde zusammen in englischer Sprache. Und wissen Sie, was er mir geantwortet hat? Daß die Vereinigten Staaten das Land seien, das in den letzten dreißig Jahren

in Industrie wie im geschäftlichen Leben überall als erstes triumphiert habe."

Ich dachte an den Satz des Admirals: „Seit zwanzig Jahren dreht sich die Welt nicht mehr um ihre alte Achse!"

Inzwischen berichtete mir Cavalcanti des weiteren: Der junge Mann, der nach Amerika auf die Suche nach Wissen gegangen sei, habe dort inzwischen eine Ehefrau gefunden, es war das eine junge Dame, die ebenfalls in Ithaca studierte. Nachdem sie als Neuvermählte der Familie des Mannes einen Besuch gemacht hätten, seien sie alsdann wieder nach Ithaca zurückgekehrt.

Schließlich kamen wir auf Frau Feldmann. Ich faßte für Cavalcanti noch einmal all das zusammen, was sie mir von New-York erzählt hatte und ich erklärte ihm, nicht verstehen zu können, daß sie sich bereits mit zweiundzwanzig Jahren verheiratet habe. Er antwortete mir, daß er, da er sie wie ihren Gatten nur ab und zu bei Empfängen in Rio gesehen habe, mir nichts weiter sagen könne, als daß sie bereits eine verheiratete Tochter habe und näher an fünfundvierzig als an vierzig Jahre sein müsse.

Plötzlich rief Cavalcanti:

„Welche Katze mag wohl dahinterstecken, um mit euch Italienern zu reden? Ihr Gatte verschwand vor einem Vierteljahr unversehens aus Rio; sie selbst reiste über Nacht wie eine Ausreißerin ab. Wäre sie das nicht, hätte sie nicht so ein bescheidenes Schiff wie die „Cordova" benutzt. Aus welchem Grunde hat auch sonst gestern die Dame so viele Fragen über die amerikanischen Ehescheidungen an Sie gerichtet? Ich möchte nicht, daß gerade Sie, ohne es zu wissen, ihr den Weg gezeigt hätten, die Fesseln der Ehe in aller Stille zu lösen."

„In Bezug darauf besteht gar keine Gefahr," antwortete ich. „Ich habe gestern Abend übertrieben. Gewiß, wohl werden in dieser Weise Ehescheidungen zwischen umher-

irrenden und halb namenlosen Auswanderern ausgesprochen. Doch eine den höheren Klassen angehörende Dame könnte, glaube ich, auf diesem Wege nicht dem Gefängnisse der Ehe entweichen."

„Wirklich?" fragte Cavalcanti. „Jedenfalls will ich bei Guimararas Erkundigungen einziehen. Der Admiral muß Bescheid wissen. Er ist der vertrauteste Freund der Familie."

So plauderten wir auf dem verlassenen Stege, zum Okeanosstrom hinabgeleitet, unter den abwechselnden Stößen des Windes, der uns immer wieder die Sätze und Gedanken aus dem Munde zu reißen schien, um sie gleich Blättern über die beweglichen Wogen des Meeres ungestüm zu verwehen. Doch in diesem Augenblick erinnerte sich Cavalcanti, daß er bis zur Stunde noch nicht wüßte, welchen Weg wohl das Schiff am vergangenen Tage zurückgelegt habe. Wir gingen daher ans Steuerbord, wo fünf bis sechs Fahrgäste kreischend und lachend mit Marken spielten; wir ersahen aus der aufgehängten Landkarte, daß wir an jenem Tage zu Mittag bei einem Punkte von 16° 4′ Breite, also etwa auf der Höhe von St. Helena und von 37° 22′ Länge angelangt waren; wir gingen noch ein paar Mal um das Deck herum und wollten uns bereits trennen, als ich, die Augen nach Westen richtend, plötzlich rief:

„Schauen Sie, schauen Sie, Cavalcanti, da hinten am Horizont! Die Alpen!"

In diesem Augenblick schwieg der Wind und gegen Westen erhob sich aus den Fluten in einem milden Grau unter dem unendlichen Abendrot, den zu Turin auf der Piazza d'Armi beim Verschwinden der Sonne so häufig in ihrer dann ganz einzigen Schönheit beobachteten Alpen vergleichbar, eine langgestreckte Bergkette, die von Zacken, Hörnern und Nadeln in unzähliger Menge starrte und die zur Linken von der spitzigen und gewaltigen Pyramide eines noch höheren Gebirges überragt wurde, eine Kette von Bergen, die trübe

in Nebeln und hell in Flammen lagen und die an der Grenze zwischen Tag und Nacht auf eine Stunde von leichtem Windhauch umstrichen wurden, eine unbekannte Bergkette, die bisher keiner von den auf dem Ozean umherirrenden kleinen Menschen begrüßt hatte oder wohl auch jemals nach uns begrüßen würde, die letzte Grenze der Einsamkeit des Weltmeeres und die letzte Ruhestätte der Sonne auf ihrer einsamen Fahrt zu den Reichen der Nacht. Überrascht, geblendet, ja fast erschüttert von jenem glänzenden Gaukelwerk, das so unvermutet auf dem Meere und am Himmel erschien, um uns an die Erde zu erinnern, standen wir bewundernd da. Doch schau, schon blies der Wind von neuem über die Einsamkeit des Weltmeeres, lang und traurig, und bei diesem Windeshauche sah man die ersten Sterne am Abendhimmel erzittern, ganz klein und schüchtern, als ob sie sich erst an dem letzten Tageslicht entzünden wollten und aus dem Abendschatten, der von allen Seiten herannahte, leuchteten die fernsten Gebirge und die letzten Strahlen der dahinter verschwindenden Sonne nur um so lebhafter hervor. Einen Augenblick schauderte meine Seele von einem dunklen Beben, als ob der Wind atmete, als ob die Sterne funkelten und als ob die Strahlen der untergehenden Sonne noch einmal aus den Tiefen der Unendlichkeit zurückgeworfen würden. Dann schwieg der Wind wieder von neuem, dann begann er wieder von neuem zu blasen und von neuem schien sich wieder der dahinsterbende Tag an seinem Hauche zu entzünden, um sich dann wieder bei seinem Schweigen zu verdunkeln; die Kette der geheimnisvollen Berge aber schien bei dem Lichte immer weiter auf uns zu kommen und beim Heranbrechen der Nacht sich immer mehr von uns entfernen zu wollen, um dann in ihrem weiteren Verlaufe ganz zu verschwinden.

Wir konnten uns an diesem wundervollen Phantasiebilde des Lichtes und des Windes gar nicht sattsehen und trennten uns erst, als es Zeit war, uns zur Hauptmahlzeit

zu rüsten. Als ich nun nach vollendeter Toilette meine Kabine wieder verließ, traf ich alsdann auch Rosetti, den ich den ganzen Tag lang noch nicht gesehen hatte. Wir unterhielten uns ein wenig über die Debatte des vorangegangenen Abends und er bekannte mir, Alverighi Recht zu geben, weil alle ästhetischen Urteile, das Schöne wie das Scheußliche, in der Tat keine endgültigen seien und sich nach Belieben in ihr Gegenteil umkehren ließen. Das veranlaßte mich meinerseits, ihm das noch einmal zu wiederholen, was mir der Admiral gesagt hat: „Wer den Menschen die Freiheit einräumt, die Meisterwerke der Literatur und der Kunst zu beurteilen, sät Anarchie!“ Doch Rosetti sah mich lächelnd an und sprach:

„Gottes Gnade! Welche Furcht! Ausgerechnet Anarchie! Warum nicht gleich Gemetzel und Plünderung? Schon diese gesegneten Soldaten! Kaum setzen sie den Fuß aus der Tür ihrer Kaserne, da . . .“

„Doch wenn sich die ästhetischen Urteile in ihr Gegenteil umkehren lassen,“ fuhr ich jäh dazwischen, „wird, glaube ich, jeder mit Verstand ausgestattete Mensch die Arbeit, die ein anderer als sein Meisterwerk betrachtet, ebenso gut mißachten dürfen, ohne daß irgend wie nachweisbar ist, wer von beiden recht und wer von ihnen unrecht hat. Und so hat Alverighi recht; ich sehe wirklich nicht, wie sich die Bewunderung für einen Dante oder einen Raffael aufzwingen läßt in einem Zeitalter, das alles frei bespricht und kritisiert, selbst Gott.“

„Es ist wahr, dieser arme liebe Gott,“ antwortete mir immer wieder lächelnd Rosetti, „verfügt in der heutigen Welt weder mehr über Bajonette, noch auch über einen gut gefüllten Geldschrank und ohne Gold und ohne Eisen vermag auch Gott nicht, sich inmitten dieses unseres entarteten Menschengeschlechtes seinen Kredit zu erhalten. Die Kunst umgekehrt . . .“

„Hat sie denn Bajonette und Gold," unterbrach ich noch einmal überrascht, „um sich ihren Kredit zu erhalten? Und was für welchen? Und wo? Und wie viele?"

Doch da tönte das erste Glockenzeichen zur Mahlzeit.

„Hörst du?" fuhr Rosetti auf. „Mittlerweile ist es höchste Zeit, sich zur Mahlzeit zu begeben. Und du weißt, daß bei Tische ich nicht gern spreche. Also, bitte, jetzt nicht mehr. Nach dem Essen wollen wir dann weiter sehen."

Bei Tisch war es ruhig und still. Nur Doktor Montanari stimmte ellenlange Klagelieder über die armen Auswanderer an und riet allen denen, die nur irgend auf die Güte des Volkes vertrauen, auch einmal eine Fahrt über den Ozean dritter Klasse zu machen. Er meinte unter anderem, daß unter diesen, seiner Obsorge anvertrauten, bedauernswerten Opfern der boshaften Bourgeoisie „so manche seien, die über eine gespicktere Börse verfügten als ich selbst, der ich doch als ein dicker Bourgeois gälte." Nach Schluß der Mahlzeit zerstreuten wir uns. Eine halbe Stunde darauf machten Alverighi und ich einen Abendspaziergang auf dem Deck rauchend und fröhlich und ich berichtete ihm die dunklen Dinge, die mir Rosetti unmittelbar vor Tisch erzählt hatte, als uns dieser gerade in den Weg gelaufen kam. Er gesellte sich zu uns, um mit uns gemeinsam über das Deck zu schlendern. Schon nach wenigen Schritten wandte er sich an Alverighi.

„Ich möchte," sprach er, „Ihnen eine Frage anläßlich der gestern Abend von Ihnen besprochenen Dinge mit Ihrer gütigen Erlaubnis stellen. Sie haben gestern Abend dargelegt, daß weder das Gefühl noch die Vernunft uns einen Maßstab für das Schöne zu bieten vermögen, der für alle Geltung hätte und für die Gesamtheit verbindlich sei und daß es infolgedessen — dieser Schluß stammt nicht von Ihnen, sondern von mir, findet aber hoffentlich Ihren Beifall — eine Gewaltsamkeit ist, den anderen das eigene Urteil über

dieses oder jenes Kunstwerk aufzunötigen. Ihre Darlegung, so einfach wie sie ist, hat auch auf mich den Eindruck der Unüberwindlichkeit gemacht. Wenn gleichwohl die Kunst, wie Sie ganz richtig sagen, ein von jedem Bedürfnis unabhängiger und daher nicht bloß subjektiver, sondern auch schwankender und nicht allzu gesicherter Genuß ist, der kommt und geht und der zu empfinden und auch nicht zu empfinden ist, je nach dem Temperamente, der Erziehung, dem Jahrhundert, dem Geschlechte, dem Tage, der Stunde, ja sogar der Minute und den zufälligen Nebenumständen, wie etwa dem genossenen Kaffee und dem mehr oder weniger gut verdauten Mittagbrote, wenn es daher eine Gewaltsamkeit ist, den anderen die eigene Meinung aufzudrängen, wie erklären Sie dann, daß die Menschen fast ausnahmslos in Anspruch nehmen, daß das, was ihnen selbst schön erscheint, sich auch allen anderen als schön erweisen muß und dem anderen ein Urteil aufdrängen wollen, das in sich selbst so wenig gesichert ist? Wenn Sie, bitte, übrigens beachten wollen, ich denke nicht etwa daran, wie es so mancher Philosoph sagt und behauptet, sagen zu wollen, daß es so sein muß, ich sage bloß, daß es leider so ist und gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht, die Menschen nun einmal diesen Wahn haben. Schauen Sie sich um und Sie werden sich überzeugen. Wie oft geraten nicht zwei Leute, die um ein Kunstwerk streiten, schließlich einander in die Haare? Anstatt jeder für sich ruhig seine Meinung zu vertreten, wie es einfach vernünftig wäre, wollen die Menschen fast immer, daß ihnen die anderen recht geben sollen und bemitleiden, verhöhnen, beschimpfen und schmähen sie, wenn sie es nicht tun, ja fühlen bisweilen in der Hand ein Kitzeln und Jucken, als sollten sie, um ihnen die eigene Bewunderung gewaltsam einzutrichtern, ihnen wirklich den Kopf durchlöchern. Und doch würden sie, zur Rechenschaft gezogen, diese ihre Bewunderung nur unzulänglich zu begründen wissen."

Alverighi dachte einen Augenblick nach, um alsbald ruhig zu bemerken:

„Diese so willkürliche, tyrannische Anmaßung geht in ihrem Ursprung auf die dauernden Mystifikationsversuche der Kritiker und Ästheten zurück. Sie haben so oft dem Publikum marktschreierisch zugerufen, daß, wer nicht das, was ihnen wohlgefällt, bewundert und das, was ihnen mißfällt, haßt, ein Dummkopf ist, bis dieses arme Publikum schließlich auch einmal wild geworden ist."

„Diese Erklärung ist sinnig," versetzte Rosetti, „wenn auch etwas oberflächlich und einfach. Ich möchte Ihnen mit Ihrer gütigen Erlaubnis eine andere vortragen."

„Ich bin ganz Ohr."

„Gestern Abend," fuhr Rosetti fort, „wurde die Unterhaltung über den ‚Hamlet' für einen Augenblick durch eine solche über das Gefrierfleisch Argentiniens unterbrochen. Irgend jemand, ich weiß nicht mehr recht wer, meinte, dieses Fleisch müsse schlecht sein; Sie und Herr Vasquez widersprachen lebhaft. Also behauptete zwar die gleiche Person, daß von den Werken eines Dante, eines Sophokles oder eines Shakespeare wohl der eine denken könne, daß sie scheußlich, der andere aber, daß sie schön seien, wollte aber später um keinen Preis zugeben, daß sich die Menschen auch zu den beiden entgegengesetzten Ansichten über argentinische Koteletts und Filetbeefsteaks bekennen könnten. Und das scheint mir, offen gesagt, etwas seltsam. Zwar erkenne ich gern an, daß das Gefühl für das Schöne unsicher und nebelhaft ist, aber dann darf ich auch nicht zugeben, daß die Empfindungen des Gaumens sicher, klar, deutlich und beständig sind. Sonst müßte sich noch heute Imanuel Kant im Grabe herumdrehen. Aus welchem Grunde nun stellen Sie es mir frei, einen Shakespeare nach meinem Belieben zu beurteilen, nehmen aber umgekehrt für sich in Anspruch, mir Ihre Meinung über die argentinischen Koteletts aufzwingen zu wollen?"

Alverighi brach in ein stürmisches Gelächter aus. „Der Grund scheint mir einfach und klar. Ich besitze einige Estancias und mehrere Aktien auf einen großen Saladero zu Buenos Aires, zwar nicht ganz so viele wie Vasquez, doch immerhin noch genug. Wenn sich die ganze Welt nach dem Fleisch Argentiniens sehnen wird, wird uns das so manchen Heller bringen. Das ist auch ein Grund, weshalb wir beide nach Europa gehen."

„Also das nackte Interesse," entgegnete Rosetti. „Könnte nicht auch irgend etwas Entsprechendes auf dem Gebiete der Kunst vor sich gehen?"

„Auf dem Gebiete der Kunst?" fragte Alverighi bestürzt.

„Das, worauf ich anspiele, ist nicht etwa ein einzelnes Interesse," entgegnete Rosetti. „Vielmehr handelt es sich hierbei um die vielfältigsten und verschiedensten Interessen. Sehen wir einmal zu. Liegt nicht vielleicht vor allem das nationale Interesse vor? Ein jedes Volk scheint nur das Bedürfnis zu haben, eine gewisse Zahl von Schriftstellern und Künstlern bewundern zu müssen, um mit der eigenen Größe prahlen zu können. Ist dieses nicht etwa auch der Grund, warum jeder Staat mit Hilfe seiner Schulen dem Volke die Bewunderung für gewisse Klassiker aufdrängt? Der Admiral hat recht: es gibt weder eine Nation noch ein Vaterland ohne eine Literatur und es besteht keine Literatur ohne amtlich abgestempelte Ruhmestitel. Aber, so werdet ihr sagen, wir bewundern ja bloß nicht die einheimischen Kunstwerke. Gewiß, aber nur, weil und soweit andere Interessen im Spiele sind. Wir bewundern die Schriftsteller und Künstler, sei es der befreundeten Völker, auf deren Hilfe wir angewiesen sind, sei es der stärkeren Völker, die uns Furcht einflößen, oder wir bewundern wohl auch ausländische Schriftsteller und Künstler, um ältere Schulen und Künste von uns selbst in Verruf zu bringen, die bei uns aus

irgend einem Grunde, sei es, daß sie zu traditionell oder zu national geworden sind, wie das besonders in Zeiten der Bürgerkriege geschieht, sich nicht mehr der Gunst des Publikums erfreuen. Der Kampf zwischen Romantik und Klassizismus in Frankreich und Italien dürfte vielleicht ein Beweis dafür sein. Ich sage noch mehr. Ich glaube, daß auch in der Welt der Kunst die materiellen Interessen eine große Bedeutung haben. Jede Kunst ernährt eine große Zahl von Personen, die sich bemühen müssen, gewissen ihren Arbeiten den Ruf von Meisterwerken zu erhalten oder auch nur einzubringen, auf die Gefahr, im entgegengesetzten Falle ihr Brot zu verlieren. So werden beispielsweise heute Bücher aller Sprachen in alle Sprachen übersetzt. Glauben Sie, daß dieser kosmopolitische Geschmack eine aus eigenem Triebe aufgewachsene Pflanze ist? Ich möchte viel eher meinen, daß er von den Verlegern, den Übersetzern und den Kritikern, die von seinen nicht immer wohlschmeckenden Früchten zehren, mit großem Fleiße angebaut und gepflegt worden ist. Ein gleiches ließe sich über die Musik und die Malerei sagen. Beispielsweise haben die Händler mit Gemälden . . .“

Rosetti sprach einleuchtend schlicht und ruhig mit jenem Tone leichter Ironie, den er gern anschlug, zumal, wenn er über ernste Dinge redete. Alverighi, der bisher aufmerksam und stumm zugehört hatte, warf in diesem Augenblick dazwischen:

„Es ist doch aber wohl schwer zu leugnen, daß wir doch wenigstens manche Kunstwerke ganz uneigennützig bewundern. Sehen wir denn nicht allüberall Männer und Frauen, die Geld, Zeit und Mühe opfern, um einen in der Ferne lebenden ausländischen, noch unbekannten Musiker, den sie selbst niemals persönlich gesehen haben, zu Ansehen zu bringen oder auch wohl, um bereits seit Jahren, ja seit Jahrhunderten verstorbene Schriftsteller wieder ans Tageslicht zu ziehen? Welches Interesse sollte denn sie bewegen?“

„Ein politisches oder pekuniäres Interesse gewiß nicht!“ versetzte Rosetti. „Aber zu den Interessen möchte ich doch auch die Launen der Eitelkeit rechnen, die Kunst, die Literatur und in einem gewissen Maße selbst die Wissenschaft sind heute für einige wenige das, was für andere der Luxus, die Orden und die Adelstitel sind, nämlich die Mittel aus der gemeinen Masse der Menschen hervorzuragen. Wenn diese Leute danach streben, einen von der Allgemeinheit verkannten Schriftsteller oder Künstler zu Ehren zu bringen, wollen sie da nicht etwa vor allem, daß der Künstler aus der Feuerprobe triumphierend hervorgehe? Oder wollen sie nicht vielmehr selbst triumphieren, in dem stolzen Gefühl und Bewußtsein, wie sehr sie sich der Masse an Geist und Verstand überlegen gezeigt haben? Eine solche Ansicht erscheint in der Regel um so annehmbarer, je weniger gut sie begründet ist.“

„Sie haben ganz recht!“ Beispielsweise beklatschen viele Leute im Theater Shakespeare nicht etwa aus persönlicher Überzeugung, sondern lediglich aus Rücksicht auf die allgemeine Meinung, weil sie sonst fürchten müßten, bei den anderen als ungebildet oder rückständig zu gelten. Viele haben mir das auch offen eingestanden, besonders in Frankreich.“

„Sicher!“ meinte Rosetti. „Es liegt in allen unseren künstlerischen Neigungen wohl eine größere Menge Eitelkeit, als im allgemeinen angenommen zu werden pflegt. Wie kommt beispielsweise noch heute ein Kunstwerk dazu, in weiten Kreisen Bewunderung zu finden? Doch nur, wenn sich zunächst eine kleine Zahl von einflußreichen Verehrern in dasselbe verliebt oder mit anderen Worten ihre ganze Eitelkeit daran setzen, es bei ihren Mitmenschen zu Ehren zu bringen und die ewigen Zweifel und Schwankungen der urteilslosen Mehrheit zu überwinden, indem sie ihr immer wieder in die Ohren schreien und einhämmern, daß es sich

bei der betreffenden Arbeit um ein Meisterwerk handle. Natürlich ist diese Laune der Eitelkeit für gewöhnlich nur eine vorübergehende und vergängliche; doch die Interessen, die einem Schriftsteller oder einem Künstler zur allgemeinen Bewunderung in der ganzen Welt verhelfen, sind nicht ganz so unsicher wie die anderen. Ja, ich möchte im allgemeinen sagen, daß der Ruf eines Künstlers oder eines Schriftstellers um so dauerhafter sein wird, je fester und beständiger das Interesse, das er auf sich zu zielen weiß, ist. Besonders glücklich sind jene Bevorzugten zu preisen, deren Ruhm der Staat selbst sich hat angelegen sein lassen."

Alverighi hatte nachdenklich zugehört. Doch in diesem Augenblick warf er fast wie im Selbstgespräch, als ob es den anderen gar nichts anginge, dazwischen:

„Würden wir etwa noch in dem Jahre des Heiles, in dem wir leben, einen Vergil und einen Pindar bewundern, wenn sich nicht von einem bis zum anderen Ende Europas die Professoren des Griechischen und des Lateinischen zu einem furchtbaren Syndikat zur Erhaltung der klassischen Studien und auch ihres eigenen Gehaltes zusammengeschlossen hätten?"

„Kurz," schloß Rosetti, Alverighi beifällig zunickend, „jeder, der nur ein wenig in den Falten seines Gewissens wühlt, wird bemerken, daß wir die Kunstwerke fast immer aus vorgefaßter Meinung bewundern, eben, weil wir sie bewundern wollen und wir wollen sie bewundern, weil wir von irgend einem, sei es politischem oder auch nationalem oder auch religiösem, intellektuellem oder Berufsinteresse oder auch einem Interesse der Eitelkeit dazu gedrängt werden. Mit diesem Interesse beeinflussen, treiben und überbieten wir uns gewissermaßen gegenseitig. Die Interessen können jedoch die Bewunderung nicht aufzwingen, wenn sie nicht über eine ausreichende Macht verfügen. Daher kann auch nicht irgend welche künstlerische oder literarische Schönheit lange Zeit

nach den Höhen des Ruhmes streben, wenn sie nicht gleichzeitig von einer der großen Mächte oder Autoritäten, die die Welt regieren, unterstützt wird, sei es von einer Religion, die sie mit ihrer Heiligkeit weiht, oder auch von einem Staate, der sie in den öffentlichen Schulen aufnötigt, oder auch von einer Gruppe, einer Klasse, einer Partei, die mit ihrem Einfluß, ihrem Geld und den Sophismen ihrer Kritiker und Ästheten den Menschen den Willen aufzwingt, auf ihre Taten bewundernd zu schauen oder auch von einem Volke, das den anderen Völkern eingeredet hat, mehr zu sein als sie, oder auch von einer Welle von Begeisterung, von einer Übertragung, von Suggestion, die in den Köpfen einen allgemeinen Umschwung herbeiführt. Doch wehe der ganzen Kunst oder demjenigen Rufe, die sich auf ein ohnmächtiges Interesse stützen. Sie werden dahinsinken, untergehen, verschwinden."

Ich fragte mich seit einiger Zeit, ob Rosetti im Ernste oder ironisch sprach, so seltsam schienen mir seine Argumente zu sein, wenn ich auch nicht leugnen konnte, daß sie geistreich und miteinander gut verknüpft waren. Alverighi umgekehrt lauschte gespannt und mit atemloser Stille, ohne ein Zeichen oder eine Bewegung von sich zu geben. Nun endlich fuhr er auf:

„Jetzt, jetzt überzeuge ich mich: wir sind ganz gleicher Meinung, Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen. Sie ergänzen die gestern von mir vorgebrachten Dinge, doch Sie bringen nichts ihnen Widersprechendes vor. Denn Sie werden doch wohl etwa nicht annehmen wollen, daß das, was rein von weltlichen Interessen diktiert ist, ewig und absolut sei. Solche weltliche Interessen können lediglich augenblickliche und hinfällige sein. So werden Sie doch wohl nicht noch einmal behaupten wollen, daß Amerika nur darum scheußlich und barbarisch ist, weil es den europäischen Ästhetikern und Kritikern nicht gefällt."

„Nein, ich werde das nie wieder sagen!“ antwortete Rosetti. „Ich bin ein halber Amerikaner und habe 20 Jahre in Amerika gelebt; Amerika verdanke ich auch meine geistige Freiheit und die Muse, deren ich mich gegenwärtig so sehr freue. Ich meinerseits habe also ein Interesse, Amerika zu verteidigen. Haben das aber auch Menschen, die in Europa leben und nicht, gleich mir, von einem amerikanischen Staate ein Ruhegehalt beziehen? Werden alle Menschen von ihrem Interesse gedrängt werden, auch den anderen Menschen das als schön aufzudrängen, was ihnen selbst so erscheint, dann ist es klar: schön wird für alle das sein, was die stärkere Macht als schön angesehen zu wissen verlangen wird, mag diese stärkere Macht nun durch ein ganzes Volk oder durch eine einzelne Klasse oder durch eine Partei oder durch eine eigennützige Clique oder durch die Umtriebe der Kritiker oder durch die Interessen des Handels usw. vertreten sein. Mit einem Wort: das Schöne wie das Scheußliche wird von der jeweiligen Macht abhängig sein, und ihre beiderseitige Daseinsfrage wird sich auf eine einfache Machtfrage zurückführen lassen. Nun gut, wenn sich also Europa und Amerika in Streit über das Schöne und das Scheußliche befinden, ist es mithin ganz klar, daß das schön sein wird, was von demjenigen unter den beiden Weltteilen als solches verkündet worden ist, der dem anderen seine Meinung aufnötigen kann! Ist es nun überhaupt möglich, daran zu zweifeln, daß Europa in diesem ästhetischen Zweikampf heute noch besser ausgerüstet ist als Amerika? Ich würde gern das Gegenteil behaupten, schulde doch gerade ich Amerika so mancherlei, aber, aber, aber! — Europa hat eben Überlieferungen, Schulen, Museen, Denkmäler, Philosophien! — Sie sehen es auch an Bord dieses Schiffes: Sie und ich, die wir beide in Europa geboren und aufgewachsen sind, stimmen nahezu ihrer Meinung überein, Cavalcanti und der Admiral aber, die doch Amerikaner sind, sind geradezu entrüstet, das, was wir

denken, anhören zu müssen. Amerika selbst also hält sich nicht in der Lage der Welt auch nur ein einziges seiner Kriterien für das Schöne zu diktieren, sondern hält sich für verpflichtet, dasjenige oder diejenigen Kriterien anzunehmen, die Europa ihm, für gewöhnlich noch ziemlich unhöflich, darzubieten sich herabläßt. Und dann? Sie haben nachzuweisen gesucht, daß alle jene Argumente, mit denen diese europäische Übermacht gerechtfertigt werden soll, Sophismen sind. Sie haben ganz recht! Doch was vermag diese Ihre so scharfsinnige und tiefgründige Kritik in dem Augenblick, wo sie einem ganzen Bündel so mächtiger Interessen einsam und für sich allein gegenübersteht? Denken Sie sich die Staaten — was hier nichts anderes besagen will, lieber Ferrero, als die Bajonette —, die Religionen, die Schulen, die Museen, die Philosophie, die Zeitungen, die Zeitschriften, die Kritik, ein unendliches Heer von hungernden Künstlern und Schriftstellern, ein anderes, nicht weniger riesenhaftes Heer von öffentlichen Beamten, aber auch eine Menge Industrielle und Kaufleute, von den Verlagsbuchhändlern bis zu den Fabrikanten von Musikinstrumenten und Gemäldehändler. Und da ist es wieder das Gold, lieber Ferrero! — Ja, Bajonette und Gold sind es gleichmäßig, die im alten Europa die Rolle spielen! — Bilden Sie sich wirklich ein, Herr Rechtsanwalt Alverighi, daß Sie mit Ihren Reden in den Klubs zu Rosario und an Bord der ‚Cordova' diesen furchtbaren Mächtebund zu vernichten imstande sein werden? Ich vermute nein. Nun dann still und glauben Sie mir, wenn dieses Ziel erreicht werden sollte, müßte sich Amerika auch selbständig etwas rühren, sich aufraffen und der Welt eine neue Lehre des Schönen zu schaffen und sie zu dem Bekenntnis zu zwingen suchen, daß die Wolkenkratzer dem Palazzo Vecchio an Schönheit überlegen sind."

„Das möchte ich sehen!" rief ich aus.

Rosetti wandte sich nun plötzlich nach mir um und erwiderte mir mit ruhigem Lächeln:

„Du glaubst also, daß die Menschen nie, wirklich nie die Wolkenkratzer zu bewundern vermögen werden? Da bildest du dir wirklich etwas auf deinen Geschmack ein. Mein Lieber, es gibt nichts, was nicht die Menschen zu bewundern imstande sind, wenn sie es wollen, wofern sie es nur w o l l e n." Und er sprach jede der beiden Silben gesondert und für sich aus. „Das Alte und das Neue, das Krumme und das Gerade, das Arabeske und das Geometrische, das Große und das Kleine, das Regelmäßige und das Regelwidrige, das Verhältnismäßige und Verhältniswidrige, das Klagende und das Emphatische, das Stabile und das Labile, das Klassische und das Rokoko, das Attische und das Barock, die Rose und die Orchidee, das Einfache und das Erhabene, die italienische Majolika und die chinesische Keramik, die wilde Gebirgslandschaft und die künstlich angelegten Gärten, die Überlieferung und der Futurismus: alles, alles das kann unsere Nerven mit einem gewissen wohltuenden Hauche von Behagen berühren, einem Hauche, der sich, wenn sich nicht Interessen hineinmischen, wenigstens für einige Zeit als ein Offenbarungszeichen für ein absolutes Maß des Schönen durchzusetzen vermag. So wird allerdings auch einmal der Tag kommen, an dem selbst für die Wolkenkratzer die Stunde des Weltruhmes schlagen wird. Doch beruhige dich, mein Freund, der du auf den Ruhm der alten Welt so viel Wert legst und beruhige auch den Admiral, der sich so vor der Anarchie besorgt: es wird Zeit erfordern, bis einmal New-York in den Augen der Menschheit als eine schöne Stadt erscheint. Die Ansicht, nach der die Künste Europas die Vorbilder der Schönheit liefern, wird von einer so starken Verbindung der verschiedenartigsten Mächte erzwungen, daß Amerika noch Jahrhunderte lang dem Kampfe nicht gewachsen sein wird. Europa diktiert heute noch immer und wird auch noch auf lange

hin die Gesetze der Schönheit diktieren und Amerika wird vorläufig noch auf der anderen Seite des Weltmeeres zitternd und etwas beschämt das etwa herbe und nicht immer ganz aufrichtige Urteil der Alten Welt geduldig über sich ergehen lassen müssen. Sie tun nicht recht, lieber Anwalt, fortwährend die Freiheit anzurufen, genau so wenig, wie umgekehrt der Admiral, wenn er sich vor derselben Freiheit fürchtet! Ja, wie Sie schon selbst sagen, der moderne Mensch verlangt sogar, auch dem Schöpfer seine Rechnungsbücher einsehen zu dürfen. Doch auf dem Gebiete der Kunst — nein. Da dient er willig und mit Lust. Da will er nicht befreit sein, sondern sucht er vielmehr eine Autorität, der er sich beugen darf, die Klassiker, die amtlich gestempelten Ruhmestitel und die unanfechtbaren und unerschütterlichen Grundlehren. Wenn Sie ihn aber von diesem Joche befreien, werden Sie bald sehen, wie er sich schon bald wieder dazu drängt, neue Herren zu finden, sich ihnen zu Füßen zu werfen und seinen Nacken für ein neues Joch hinzustrecken. Diese neuen Herren wird er in jenen vermessenen marktschreierischen Schwindlern, den Kritikern und Ästheten finden, die, wie Sie ganz richtig sagen, ihm einreden wollen, als ob sie selbst wüßten, was schön und was scheußlich ist. Doch irgend eine Autorität und irgend einen Gebieter muß er um jeden Preis haben."

Rosetti schwieg; Alverighi antwortete nicht und stumm, ohne ein Wort hervorzubringen, durchmaßen wir zu dreien zweimal hin und zurück das Promenadendeck. Es war nur zu verständlich, daß Alverighi verwirrt und verlegen war. Da tönte die Glocke, die die Fahrgäste zu dem gewohnten Becher Sorbet oder der Schale Eis rief, wie sie ihnen jeden Sonntag abends kredenzt wurden.

„Wollen wir uns nicht einen Augenblick erfrischen?" fragte ich schüchtern.

Doch Rosetti sagte nein und Alverighi erklärte, er wolle sich ein wenig zurückziehen; so überließ ich sie denn sich selbst und begab mich ohne sie in den Speisesaal. Auch ich zog mich eine halbe Stunde später zurück, mit der Absicht, mich zu Bette zu begeben. Doch kaum war ich auf die Brücke hinausgetreten, da vernahm ich schon die mir vertraute Stimme von Cavalcanti.

„Hören Sie, Hören Sie bloß, was alles passiert!“ rief er mir zu. „Wie konnte ich mich nur so verhauen!“

Der Admiral hatte ihm soeben erzählt, wie der Gatte von Frau Feldmann drei Monate zuvor nach den Vereinigten Staaten gereist sei, weil ihn vorgeblich dringende Geschäfte dorthin riefen; er hatte erklärt, etwa vier Monate fortbleiben zu wollen; so wartete sie zu Rio in aller Ruhe auf seine Rückkehr, als sie mit einem Male drei Tage vor der Abfahrt der „Cordova“ ein Telegramm von Herrn Loeventhal, dem Onkel ihres Gatten, empfing, in dem sie gebeten wurde, unverzüglich nach Europa und den Vereinigten Staaten abzufahren, da in New-York das Gerücht umgehe, daß ihr Gatte vorhabe, ein Scheidungsverfahren gegen sie einzuleiten. Ganz außer sich wäre nun Frau Feldmann zu dem Admiral gelaufen gekommen, um seinen Rat zu erbitten, und der Admiral hätte nun, weil er sich binnen drei Tagen auf der „Cordova“ einzuschiffen hatte, sie überredet, mit ihm mitzufahren, damit er sie auf der Reise beraten könne. Das war also der Anlaß, aus dem sie sich an Bord der „Cordova“ befand. Doch vor ihrer Abfahrt telegraphierte sie noch schnell an Herrn Loeventhal, an ihren Anwalt und noch einige New-Yorker Freunde, sie möchten doch bloß Nachrichten sammeln und ihr auf telegraphischem Wege zugehen lassen, sei es nach Rio, wenn sie bis zu ihrer Abreise noch etwas erführen, oder sonst auch nach den Kanarischen Inseln, wo das Schiff erste Station machen würde. Da bis zu ihrer Abfahrt keine Drahtung eingelaufen war, sah sie ein, daß sie erst in zehn Tagen

auf den Kanarischen Inseln etwas Genaueres erfahren können würde; am ersten Tage war sie noch hinreichend ruhig gewesen; aber dann hatte sie wahrscheinlich mein unvorsichtiges Gerede über die leichte Art der Ehescheidungen in Amerika von neuem aus dem Häuschen gebracht. Die Abspannung, von der sie am vorhergehenden Sonnabend abends überfallen worden war, war nicht etwa, wie wir irrtümlich angenommen hatten, ein Überdruß an unserem Philosophieren; es war vielmehr eine Erschöpfung als Folgeerscheinung der Angst, in der sie dauernd schwebte.

Darüber sehr traurig, bat ich Cavalcanti, dem Admiral zu sagen, daß ich mir eine Übertreibung hätte zuschulden kommen lassen. Er erwiderte mir, er hätte das schon getan und der Admiral hätte sich zufrieden erklärt. Schnell berichtete ich ihm dann noch über die eben stattgefundene Unterhaltung und ihren Verlauf. Wir sahen uns erschrocken ins Antlitz; nach einem Augenblick rief er aus:

„Sollte dann also die Kunst eigennützig sein? Das ist doch wohl nicht möglich, wenn es wenigstens wahr ist, daß die Schönheit den uneigennützigsten aller Genüsse gewährt."

„Auf diese Weise freilich," warf ich ein, „wird New-York wieder scheußlich und die europäischen Städte wieder schön und Alverighi muß schweigen. Das ist immerhin ein Gewinn "

Er dachte einen Augenblick nach und antwortete dann kopfschüttelnd:

„Wenn nur der Preis dafür nicht zu teuer wird."

An dem hierauf folgenden Montag schien es uns so vorzukommen, als ob der Sonnengott mitten im Weltmeere mit einem Male seine feurigen Rosse nur noch im Schritt laufen ließ. In demselben Maße, wie sich ein Schiff nach und nach immer mehr von dem Lande entfernt, werden die Stunden, sobald die Neuheit der Gesellschaft und des Ortes die Gemüter nicht mehr so eindringlich beschäftigt und so angenehm zerstreut, immer länger, und, wenn ihnen die Tage

und die Nächte so ewig dauern, können die Fahrgäste jene Unendlichkeit des Weltmeeres, die Cavalcanti vorher mit den Augen so wenig erfassen konnte, erst wirklich so richtig ermessen. Es gehen Tage und Wochen dahin und man sieht nicht den zurückgelegten Weg, doch man macht sich eine gewisse wirre Vorstellung davon, wenn man sich die unermüdliche Fahrt des kleinen Schiffes über das unendliche Wasser vorstellt; es kommt einem dann gerade so vor, als ob das Schiff scheinbar, ohne sich vorwärts zu bewegen, durch eine undurchdringliche Einsamkeit dahinführe, außerhalb aller Zeit und mit nichts anderem in dem weiten Weltall vor Augen als die Sterne; denn nur sie, diese kleinen Sterne, begleiten und beobachten es jeden Abend in ihrer Höhe stumm und wachsam, indem sie auf dem Quadranten der unermeßlichen Himmelskugel in dem Register der Ewigkeit auch die fast unmerkliche Bewegung dieser so winzigen Arche durch die Bahnen der Unendlichkeit notieren.

Dieser Tag war also der erste, an dem wir aus der Stärke unseres Überdrusses die Unendlichkeit des Weltmeeres zu fühlen begannen. Vormittags sah ich Alverighi nicht und so konnte ich auch nicht durch eine einzige Neuigkeit das durch Cavalcantis Bericht aufgepeitschte Sensationsbedürfnis und die Wißbegierde in bezug auf die Schicksale der Frau Feldmann befriedigen und ich hielt es auch nicht für passend, in der Unterhaltung mit dem Admiral das Gespräch zuerst darauf zu bringen; er aber kam nicht darauf zu reden. Zur Mittagszeit erreichte die „Cordova", allem Anschein nach nicht ohne Anstrengung, den Parallelkreis von 11° 6′ und den Meridian von 33° 6′, und bei der tropischen Hitze, die immer stärker wurde, war der Nachmittag ermüdend, einschläfernd und einfach starrend vor langer Weile. Es klingt das etwas seltsam und ist doch nicht zu viel gesagt, so sehr wird einem die Muse der langen Überfahrten über. So wäre dieser Nachmittag, zumal da sich auch Alverighi an ihm nicht sehen ließ, sicher

ganz unbeachtet an uns vorübergegangen, hätte nicht die Frau des Antonio, jenes ehemaligen Pförtners, den ich am Sonnabend nach so vielen Jahren zum ersten Male wiedergesehen hatte, meiner Frau durch einen Matrosen sagen lassen, daß sie sie zu sprechen wünsche und daß sie, da sie nicht zur ersten Klasse hinaufsteigen dürfe, sie bitten lasse, doch zur dritten hinunterkommen zu wollen. Meine Frau ging nun wirklich zu ihr, um erst nach Verlauf von zwei vollen Stunden wiederzukehren, hatte doch Magdalena — so hieß Antonios Frau — es nicht anders getan, als ihr aufs umständlichste ihre beiden Geschichten zu erzählen. In Argentinien gelandet, hatten sie in der Provinz Santa-Fé auf drei Jahre hundert Hektar Landes gepachtet, um hier den in Europa unter der Bezeichnung Mais allgemein bekannten türkischen Weizen anzubauen.

„Hundert Hektar!“ warf ich verwundert dazwischen. „Dieser Taugenichts hat hundert Hektar gepachtet? Wie hat er sie bloß bebaut?“

„Nun, Magdalena hat arbeiten müssen,“ meinte meine Frau.

Und nun erzählte sie weiter, wie nach Ablauf des Mietvertrages Magdalena und Antonio unter den ersten erschienen waren, mit der Absicht, ein neues Pueblo oder Dorf, das die Erben des Alessandro Roca, des Bruders des ehemaligen Präsidenten, an der ehemaligen Eisenbahnlinie, die von Rio Quarto nach Villa Carlotta geht, in einer großen Estancia gründeten, von der sie einen Teil der Beackerung überlassen wollten. Von ihrer und ihres Mannes gemeinsamer Geschichte war dann Magdalena auf ihre persönlichen Leiden gekommen; es ging ihr gesundheitlich nicht gut und sie bat meine Frau doch, wie schon früher einmal in Turin, zu ihr zu kommen und sie besuchen zu wollen. Doktor Montanari hatte ihr befohlen, den Tag an einem bestimmten Teile des Deckes einsam und ohne sich zu regen zu verbringen und sich niemals vom

Platze zu rühren. Meine Frau konnte sogleich erraten, daß Magdalena an Tuberkulose erkrankt war und tatsächlich hatte sie ihr, nachdem sie sie in Augenschein genommen hatte, gesagt, daß die Vorschriften des Schiffsarztes durchaus verständig seien und ihr gleichzeitig feierlich versprochen, sie dem Wohlwollen des Doktors empfehlen zu wollen. Was wir auch in Bälde erfüllten. Doch er erwiderte uns sogleich:

„Ein schöner Kerl von Ehemann, der! Er will absolut nicht, daß ich seine Frau behandle."

Und er berichtete uns, daß er die Tuberkulösen zu isolieren versuche, indem er ihnen tagsüber einen gegen Wind geschützten Verdeckplatz anwiese und sie nachts in der Lazarettabteilung für ansteckende Krankheiten schlafen ließe, und weiter, daß er ihnen verordnete, dauernd in ein Läppchen zu speien, um es alsdann sogleich ins Meer zu werfen, und schließlich noch, daß er ihnen eine besondere Ration Eier, Milch und Fleisch verschriebe. Nur Magdalena fügte sich nicht, obwohl er ihr damit gedroht hätte, sie auch tagsüber in den Krankenraum einzuschließen, und ihr Mann, wie ihm die Seeleute und mehrere Auswanderer wieder erzählt hatten, verleitete sie sogar, nicht auf seine Anordnungen zu hören, ja, er ging so weit, sie auszuzanken, wenn sie es doch tat.

„Gestern habe ich diesem Menschen einmal den Kopf gewaschen, so wie er es verdiente," schloß der Arzt. „Doch was hilft's? Solchem Gesindel müßte man schon jeden Augenblick mit aufgepflanztem Seitengewehr gegenüberstehen."

Er schwieg einen Augenblick, die Hand auf den Kopf stützend und dann mit einem Male herausplatzend, wie jemand, der sich Luft macht, auszurufen:

„Herr Professor Ferrero, Herr Professor Ferrero!" wandte er sich an mich. „Ich wünschte, daß sie ein halbes

Jahr einmal meine Arbeit zu machen hätten! Ja, dann würden Sie Amerika erst richtig kennen lernen. Sie würden bald sehen, daß das etwas ganz anderes ist, als immer bloß zu reisen und Vorträge zu halten, wie Sie es tun. Ich muß immer lachen, wenn ich über Auswanderer und Auswanderung reden höre. Wissen Sie, was für diese Leute hier notwendig wäre? Ein Irrenarzt und nicht so ein einfacher Medicus, wie ich es bin. Unter hundert Auswanderern gibt es, glauben Sie mir, nicht einen, der sein Gehirn auf dem richtigen Flecke hat. Sie sind alle verrückt oder wenigstens auf dem besten Wege, es zu werden!"

Ich widersprach dem Doktor lachend und erklärte das für eine arge Übertreibung. Gewiß, diese große Horde, die alljährlich das Weltmeer durchquerte, besäte förmlich ihre lange Bahn mit Opfern. Doch andererseits — aber er ließ mich nicht ausreden.

„Das alles," rief er, „ liest sich wunderschön in Büchern und Zeitungen. Doch, ich wiederhole Ihnen noch einmal, in Wahrheit verhält sich das ganz anders. Sie brauchten nur acht Tage an meiner Stelle zu sein und Sie würden sehen. Geht es ihm gut, nun, dann bringt ihn das viele Geld, das er verdient, geht es ihm schlecht, bringen ihn die Verluste aus dem Geleise; in beiden Fällen büßt er das bißchen Verstand ein, das ihm Gott — ach, nur so wenig — gegeben hat. Glauben Sie wirklich, daß ein Mensch, ohne sein Gleichgewicht zu verlieren, so dauernd zwischen Europa und Amerika hin- und herpendeln kann, daß er im gleichen Augenblicke mit dem einen Fuße diesseits und mit dem anderen jenseits des Atlantischen Ozeans zu stehen scheint? Der Mensch ist von Natur dazu bestimmt, ebenda, wo er geboren ist, auch zu sterben. Doch heute mit den modernen Ideen! Verrückt, verrückt! Kurz und gut, lauter Hysteriker und Halbidioten oder sie werden es wenigstens noch. Das wäre ja an und für sich gar nicht so schlimm; schlimm ist nur, daß gerade ich, Armer da sein

muß, dem hier alle zur Behandlung in die Hände fallen und sie kurieren soll!"

Ich sah ein, daß es ganz zwecklos war mit ihm darüber weiter zu streiten, und so brachte ich die Unterhaltung auf Antonio zurück, bis der Doktor das Gespräch mit folgenden Worten abschloß.

„Wissen Sie, sprechen Sie, der Sie ihn doch kennen, einmal ein wenig mit ihm und sagen Sie ihm, er solle doch nicht so dumm tun, es ginge doch um die Haut seiner Frau. Möge ihm diese auch so wenig gelten."

„Ich will es versuchen!" antwortete ich. „Doch bin ich mir nicht sicher, ob das nicht einen Schlag ins Wasser bedeutet. Antonio ist ein unverschämter Bursche. Sie hätten hören müssen, welche Antworten er gab, so lange er noch in unserem Dienste stand. Welche Antworten, glauben Sie, würde er wohl erst heute geben?"

Zur Hauptmahlzeit wechselte Frau Feldmann nun schon zum dritten Male während des Tages ihren Anzug. Während des Essens plauderten wir zunächst noch ein wenig über die Interessen der Kunst, aber Alverighi, so unglaublich es klingen mag, bildete lediglich einen stummen Zuhörer und sprach auch nicht eine Silbe. Rosetti erklärte seine Anschauungsweise durch irgend ein neues Beispiel; Wir erhoben keine Einwürfe, so daß sich darüber kein Kampf oder Streit erhob. Der Abend verlief ruhig, ohne mir jedoch irgend welche Aufklärung über Frau Feldmanns Schicksale zu bringen, weil Cavalcanti entweder nicht den Wunsch oder nicht die Macht hatte, den Admiral zum Sprechen zu bringen. Nach der Mahlzeit war Alverighi von neuem verschwunden. Um so länger unterhielt ich mich noch bis in die Nacht hinein über Antonio und Magdalena mit meiner Frau und wir kamen zu dem übereinstimmenden Schlusse, daß im Gegensatz zu seiner Faulheit sie über die Maßen gearbeitet haben müsse, sonst wäre es ganz unerklärlich, wie sie beide, sie krank und er neu aus-

staffiert, in die Heimat zurückgekehrt wären. Jedenfalls begab ich mich, um mein Versprechen zu halten, am Morgen des folgenden Tages, eines Dienstages, in die dritte Kajüte hinab und fing hier mit Antonio, neben dem ich mich unmittelbar vor der Schiffsküche der dritten Klasse auf einen Haufen dicker Schiffstaue niederließ, unweit der Treppe, die zu dem Promenadendeck führte, unter dem Hin und Her der Auswanderer und der Matrosen, angesichts der ganz in Weiß gekleideten Köche, die, um diesen zahlreichen Leuten kleinen Herkommens Mittagbrot zu bereiten, sich im Hintergrunde der Küche zu tun machten, ein Gespräch über seine Frau an.

„Du weißt Antonio," begann ich zu ihm zu sprechen, „gestern machte meine Frau deiner Magdalena einen Besuch, sie ist ernstlich erkrankt."

Doch da fuhr er plötzlich mit einer jener an ihm so gewohnten scheußlich dummen Antworten, wenn auch mit einem bei ihm sonst unbekannten außerordentlich höflichem Tone, dazwischen:

„Ich weiß, ich weiß. Und der Herr Kommissär will sie mir nicht behandeln. Er hat es immer eilig und ist immer jähzornig und für keinen zu sprechen. Ich und kein anderer hat Magdalena geraten, sich von Frau Gina Ferrero beraten und behandeln zu lassen."

Über den seltsamen Ausfall gegen den Arzt wie über den ungewöhnlich sanften Ton, den er mir gegenüber anschlug, ein wenig überrascht, antwortete ich ihm, daß ich bisher immer des Glaubens gewesen wäre, daß sie von dem Kommissär besichtigt und untersucht worden sei.

„Ja, gewiß, gleich am ersten Tag nach der Einschiffung, eine halbe Minute, und auch da zeigte er sich uns in seinem Jähzorne, ich weiß nicht recht warum. Aber später hat er sie nicht mehr besichtigt; er verordnete ihr nur, sich öfter drüben auf das Verdeck für sich allein hinzusetzen. Und das ist seine

ganze Behandlung. Wie soll er mir dann wohl eine Frau wie Magdalena kurieren? Was denken Sie? Sie kennen sie, die auch nicht gewöhnt ist, nur eine einzige Minute müßig zu sein!“ Und er brach in ein schallendes Gelächter aus.

Nein, dachte ich bei mir, Amerika hat ihn nicht klüger gemacht.

Und teils, um nicht die Zeit in unnützen Unterhaltungen zu verlieren, teils auch, um auf ihn Eindruck zu machen, sagte ich ihm in etwas ärgerlichem Tone, er möge sich hüten, doch die Dinge etwas ernster zu nehmen. Magdalena brauche große Pflege und vor allem Ruhe.

„Denn,“ fügte ich absichtlich etwas lächelnd mit boshafter Miene hinzu, „mir hat mal jemand als großes Geheimnis ins Ohr geflüstert, daß sie in Amerika viel mehr als du gearbeitet habe.“

Antonio ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und so antwortete er mir ernst, ja diesmal ohne jedes Lächeln, mir ins Gesicht schauend, mit Festigkeit und beinahe sogar mit Würde:

„In Amerika hat sie ebenso gearbeitet wie ich. Wir haben alle beide wie Neger gearbeitet.“

„Du, wie ein Neger?“ erwiderte ich ihm.

„Sogar des Nachts, wo ich, wenn der Mond schien, das Feld pflügte. Amerika ist nicht Italien, Sie wissen es.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete ich ironisch. „In Amerika ist alles schöner und größer und auch Sie geruhen da drüben zu arbeiten.“

„In Amerika,“ antwortete er nun, „da lohnt es doch wenigstens noch, sich anzustrengen, da trägt einer zwar seine Haut zu Markte, kann aber dafür auch schon in acht bis zehn Jahren einen schönen Spargroschen zurücklegen.“

„Warum bist du dann bloß nicht damals, als du das erste Mal hinübergingst, in Amerika geblieben?“

„Nun, weil ich ohne Frau gegangen war. Magdalena fürchtete sich so vor dem Meere. Ein einzelner Mensch verdient gar viel in Amerika, doch das Geld zerrinnt ihm zwischen den Fingern."

„So bist du also nur zurückgekehrt, um Magdalena zu holen?" fragte ich ihn.

Er antwortete mir, ohne eine Silbe zu sprechen, allein durch ein Lächeln, in dem sich gleichmäßig Bosheit und Befriedigung mischten.

„Wir also," so redete ich auf ihn ein, noch immer fest bei meiner Überzeugung beharrend, daß er ein ganz dummer Einfaltspinsel sei, „haben uns drei Jahre gequält, dich für das Amt eines Burschen und Pförtners auszubilden, du aber dachtest inzwischen nur daran, deine Frau zu überreden, dir nach Amerika zu folgen?"

Wieder lächelte er mit jener ihm angeborenen Bosheit. Da blitzte zum ersten Male ein Zweifel in meiner Seele auf. Könnte nicht möglicherweise „Se. Exzellenz der Kahlkopf," wie wir ihn nannten, umgekehrt nur den Dummen gespielt haben, um drei Jahre auf unsere Kosten ohne viel Anstrengung zu leben? Doch nein, der Zweifel war albern, Antonio war nicht danach, uns alle zum besten zu haben. Jedoch vermochte ich, von einer gewissen Neugierde getrieben, zumal nachdem nun einmal dieses Thema angeschnitten war, es nicht zu unterlassen, mich bei ihm nach seinen Schicksalen in Amerika zu erkundigen. Er erzählte mir, daß er, drüben angekommen, mit Hilfe seiner bescheidenen Ersparnisse in der Provinz Santa-Fé hundert Hektar Land, in einer Gegend, auf die er schon auf seiner ersten Reise sein Auge geworfen, gemietet hätte; er hätte nun dort Mais angepflanzt und wäre innerhalb dreier Jahre von zwei ganz außerordentlich fruchtbaren begünstigt gewesen und hätte damit annähernd dreißigtausend Lire verdient, doch er hätte das Glück nicht länger versuchen wollen.

„Die Ernte," so sprach er, „hängt in Argentinien nur zu sehr von dem Regen und den Heuschrecken ab, heutzutage verlangen auch die ‚Peones' gar zu viel für das Mähen."

„Sie folgen nur deinen Lehren," warf ich dazwischen.

Doch Antonio verstand die beißende Ironie nicht und fuhr in seiner Erzählung ruhig fort. Er wäre dann nach dem Pueblo Alessandro gegangen, wo er mit Hilfe seines Kapitals Gastwirt und Krämer geworden sei; er hätte eine halbe Cuadra, d. h. etwa fünftausend Quadratmeter Land erworben und darauf eine jener einstöckigen, plumpen, roten Bauten errichtet, wie sie jeder, der einmal das grüne Argentinien bereist hat, auch schon einmal gesehen hat und weiß, wie sie sich immer in Gruppen zu acht bis zehn an den Eisenbahnstationen hinziehen; in einem solchen hätte er eine kleine „Posada" und ein „Almacen" eingerichtet. Gasthof und Geschäft hätten geblüht, doch er hätte sich hier nicht mehr als fünf Jahre aufhalten wollen; denn die ersten seien die besten, sagte er mir, und manchmal verfielen die Pueblos, wenn die Grundbesitzer ihre Herden in das Land zurücktreiben, schon nach sieben bis acht Jahren. Ich konnte nicht umhin, an dieser Erzählung eine gewisse, gleichsam unbewußte Wirkung von italienischer Vorsichtigkeit und amerikanischen Wagemut zu bewundern und fragte darum wie abschließend:

„Du hast also dein Glück gemacht?"

Er gab mir zur Antwort, daß er sich gegenwärtig jedes beliebige Gut unter der Sonne leisten könne; eine in sich hinlänglich deutliche Antwort, die aber noch deutlicher wurde durch das Lachen, durch das sie erst ihre richtige Melodie bekam. Nun begriff ich endlich in einem einzigen Augenblicke, was ich so viele Jahre hindurch nicht begreifen vermocht hatte. Ich begriff, daß unter dem „Kahlkopf" ein listiges und verschlagenes Hirn wohne, das einen geheimen Gedanken Jahre und Jahre lang mit zäher Ausdauer zu verfolgen verstanden hatte. Ich begriff, daß er uns alle genarrt

hatte, indem er sich mit schlauer List die Verpflichtung zunutze machte, in der er meinen Oheim seinen angeblichen Beschützer, in dem manche in Wahrheit seinen Vater sahen, verbunden wußte, indem er sich die Schwächen zunutze machte, in die die Mitglieder der höheren Klassen bei ihrem Verkehr mit den Leuten aus dem Volke so häufig verfallen, wie die launenhafte Güte, die wunderlichen Zornesausbrüche, die Gewissensbisse, die den wilden Leidenschaften folgen, den Überdruß, der aus dem Beharren entspringt, den Leichtsinn, mit dem jene Mitglieder der höheren Klassen so häufig bei der Beurteilung des Volkes Unwissenheit und Dummheit verwechseln. Woher es dann den Leuten aus dem Volke leicht gelingt, die tückischesten Waffen hinterlistiger Verschlagenheit in ihrer Unwissenheit zu verhüllen und zu verbergen. Ich begriff, daß bei diesem Menschen augenblicklich, wo sein Bedürfnis, mich zu belügen, nachgelassen hatte, jene natürliche Achtung des Volkes für diejenigen, die nun einmal mehr wissen, vermögen und besitzen, als eben dieses Volk selbst, wieder die Oberhand gewann, daß er sich von nun an, von meiner Autorität frei fühlend, die alte Frechheit des mürrischen Dieners ablegte und, ohne irgend etwas zu verschweigen oder zu beschönigen, die Tatsache bekannte, uns genarrt zu haben, daß er sie bekannte, nicht durch unverschämte Frechheit, sondern ganz treuherzig und sogar ehrfürchtig, um sogar noch mit jenem geringen Anteil an Verstand, den ihm die Natur zuerteilt hatte, einigermaßen Staat zu machen und nur andererseits Bewunderung für seinen schönen Erfolg einzuflößen, zwei Gefühle, die nur allzu menschlich sind, als daß sie nicht auch andere Herzen, als bloß die von Schriftstellern und Künstlern, erregen könnten. Noch eine letzte Neugierde trieb mich; ich wollte doch noch zu gern wissen, wie er schließlich seine Frau zu der großen Reise überredet hatte. Da schlug er schon wieder sein verständnisinniges, boshaftes Lachen an.

„Ich habe ihr, wenn sie nicht mitkäme, gedroht, mir in Amerika eine andere Frau zu nehmen und nicht mehr wiederzukehren."

Er hielt inne, doch ich sah ihm ins Gesicht und zum zweiten Male fuhr es blitzartig durch meine Seele. War das nicht auch der letzte Grund, weshalb er seiner Frau ihren Fehltritt vergeben hatte? Um die Furcht vor dem Weltmeere, die sich zwischen ihr bisheriges Leben und ihr erhofftes zukünftiges Glück schob, besiegen zu können, hatte er ihr da nicht ganz deutlich gesagt: Ich verzeihe dir doch nur unter der einen Bedingung, daß du mit hinüber kommst.

Der Fall war eigenartig und ich konnte mir es nicht versagen, auch einmal mit meinem Reisegefährten darüber zu sprechen. Während des Frühstückes begann ich in der Tat dem Doktor Montanari den Teil unserer Unterhaltung zu berichten, der ihn anging und in dem sich Antonio über die Magdalena vorgeschriebene Kur beklagte.

„Das ist sehr gut!" rief er aus. „Als ob es meine Schuld wäre, wenn seine Frau im Sterben lag. Sie sind übrigens alle gleich; wenn es zu verdächtigen, zu beschuldigen und die Autorität zu verlästern gilt, welches Talent haben sie dann nicht alle. Heiliger Bambus!"

Doch meine Frau erklärte sich Antonios Beschwerden ganz anders. Die von dem Doktor verordnete Kur stand wahrscheinlich im Widerspruch mit irgend einer Idee, die Antonio in seinem Innern mit sich herumtrug und so mußte er Gründe erfinden, aus denen er die Überzeugung gewann, daß diese Kur zwecklos sei. Das Volk ist nun einmal so. Es wurde noch darüber ein wenig hin und her gestritten, bis ich schließlich die ganze Geschichte von Antonio noch einmal erzählte. Doch der Doktor, der mich mit äußerster Aufmerksamkeit angehört hatte, rief, sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand immer wieder an die Stirn klopfend, mit Ungestüm aus:

„Jetzt begreife auch ich, warum er nicht will, daß ich seine Frau behandle. Es ist das seine Rache. Er hat sich zunächst des Fehltrittes seiner Frau bedient, um sie zu erlösen, mit Gewalt nach Amerika fortzuschleppen und sie wie eine Sklavin bis zur Erschöpfung arbeiten zu lassen; jetzt, wo er Gold gemacht hat, gibt er ihr ihren schwer verdienten Lohn und martert sie so langsam zu Tode."

Ich verwahrte mich gegen die übermäßige Strenge des Doktors. Antonio war, wie so viele Leute des Volkes, ein Gemisch von roher Intelligenz, ursprünglichem Eigennutz, Hinterlist und Unbefangenheit: er hatte weiter nichts als aus seinem Großmut Kapital schlagen wollen.

„Und das würde Ihnen wenig erscheinen," versetzte der Doktor, „selbst wenn er nichts weiter getan hätte?"

In diesem Augenblick legte sich Alverighi ins Mittel, der eben endlich wieder auf der Bildfläche aufgetaucht war. Am Vormittag hatte ihn niemand bemerkt, doch einer der beiden Kaufleute aus Arti hatte mir erzählt, er hätte ihn in der vergangenen Nacht gegen zwei Uhr früh auf dem oberen Deck einsam wandeln sehen.

„Und was hätte er nach Ihrer Meinung machen sollen?" fragte der Anwalt. „Sollte er ihr etwa die Kehle abschneiden?"

„Ein anständiger Mensch schlägt niemals Geld aus der Schuld eines anderen" erwiderte der Doktor. „Der Volksgenosse, der seine Frau beim Ehebruch ermordet, ist sicher weniger verdorben als der, der daraus ein Geschäft macht."

„Aber Sie," unterbrach ich ihn, „stellen ja Antonio einem Ehemann gleich, der seine Frau verkauft; das scheint mir nicht richtig; da ist doch wohl ein großer Unterschied."

„Der Mensch, der aus einem Mißgeschick noch immer etwas Gutes zu ziehen weiß, ist ein Weiser!" erklärte Alverighi mit Nachdruck. „Ich wundere mich nicht, daß Antonio in Amerika ein Vermögen gemacht haben soll."

„Auch ich nicht," erwiderte der Doktor. „Die Unverschämtheit, mit der er seine Lehrherren in Europa prellte . . ."

„Prellte?" warf Alverighi barsch dazwischen. „Natürlich! Arbeitete er doch so gering, wie er bezahlt wurde, nur mit äußerstem Widerwillen!"

„Wenn Sie der Meinung sind," versetzte der Doktor, „daß, wer eine Stellung annimmt, noch nachträglich das Recht hat, sie nicht zu behalten, weil nach seiner Meinung angeblich die Abmachungen nicht billig sind?"

„Nein, er hat das Recht nicht," versetzte schlagfertig Alverighi, „wenn die beiden verhandelnden Parteien gleiche Macht haben. Doch in Europa ist die Prellerei, wie Sie das nennen, die letzte Rettung des Armen, wenn ihn der Reiche erbarmungslos bedrängt. Sie ist für ihn der Altar, den einst im Altertum der Hilfeflehende unter verzweifelten Anrufungen der Götter umfaßte."

„Und so ist," entgegnete der Doktor mit sardonischem Lächeln, „dem armen Proletarier Diebstahl, Betrug, Lüge, Sabotage erlaubt?"

„Keineswegs!" versetzte der andere. „Doch Vernunft, Gefühl, gesunder Menschenverstand und im schlimmsten Falle ein lobenswerter Geist des Aufruhrs werden dem Armen stets das Recht zubilligen, die ihm von der Gewalt des übermächtigen Reichen auferlegten Bedingungen mit einer gewissen Weitherzigkeit zu deuten. Ja, ich weiß, den Reichen in Europa würde es schon gefallen, die Türen auch dieses letzten Asyles schließen zu dürfen!"

Im Hasse gegen Europa verstieg sich der Advokat bis zum Bekenntnis eines Anarchisten.

„Und warum sollte dieser Biedermann", fragte der Doktor, „dann nicht mit Recht seine Frau verkaufen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet? Er hat wohl daran getan, sagen Sie, den Schleier der Vergessenheit über die Schuld der Frau

zu breiten, weil er einen Vorteil daraus gezogen hat. Warum sollte er nicht ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal den Schleier der Vergessenheit darüber breiten, wenn er auch nur einen geringen Vorteil darin findet? Es ist das eine Frage des Maßes und der Entschädigung."

Diese scharfe Erwiderung brachte über Alverighi ein wenig Verwirrung, so daß er nach einem Augenblick Stillschweigens und Zögerns statt einer stichhaltigen Erwiderung eine Antwort gab, die sich so weit vom Thema entfernte wie nur möglich.

„Glauben Sie denn eigentlich," bemerkte er schüchtern, „daß es in Fragen dieser Art immer leicht oder auch nur einfach möglich ist, so mir nichts dir nichts, wie Sie das tun, zu urteilen: ‚Du hast unrecht oder du hast recht?' Kategorischer Imperativ ist etwas Schönes, aber er ist wie die Trüffeln, er ist ein Leckerbissen, den man nicht alle Tage essen kann. Die winzigen Alltäglichkeiten des Lebens sind so zahlreich und so verschieden!"

„Eines weiß ich gewiß," fuhr Montanari rauh dazwischen, „ich kann in jedem Augenblick einen Schuft von einem Ehrenmann unterscheiden."

„Glauben Sie ernstlich? Ganz sicher?" entgegnete der Advokat fragend. „Dann sind Sie wirklich glücklich zu preisen. Doch erlauben Sie mir, daß ich daran zweifle. Solange es sich ausschließlich um einfache Tätigkeiten handelt, spricht unser Gewissen eine klare und deutliche Sprache: ‚Geh' diesen Weg, meide jenen anderen.' Niemand wird zögern, den Sohn zu verfluchen, der seine Mutter ermordet, um ihr Habe zu rauben. Doch sobald die Dinge verwickelter werden, beispielsweise wenn die Frage aufgeworfen wird, ob, wann, wie, in welchem Maße es erlaubt sei, in der Politik zu lügen, zu bestechen und zu betrügen oder um des öffentlichen Wohles willen die geschriebenen Gesetze und die Satzungen der Ehre zu verletzen und zu schänden, dann haben wir weder einen

Führer mehr noch einen leitenden Faden. Gute Gründe fehlen einem feinen Geist niemals, und, handelt es sich erst gar darum, das eigene Interesse zu verteidigen, dann werden sogar die Geister, die so massiv sind wie eine Säule des Pantheon, so fein wie eine Nadel, ja so fein, daß sie schließlich das Böse zu rechtfertigen und das Gute anzuklagen verstehen. Die Jesuiten haben das bewiesen, und das Leben beweist das noch besser als die ehrwürdigen Väter. Wo wäre wohl die Lampe, die uns so erleuchtete, daß wir das Gute sicher vom Bösen zu unterscheiden wüßten? I c h sehe sie nicht."

„Aber i c h sehe sie," antwortete der Doktor, ohne sich irgendwie in seiner Seelenruhe stören zu lassen. „Doch es ist eine Laterne: die Laterne des Polizisten. Wenn diese Laterne im Hintergrunde der Straße leuchtet, wissen die Menschen sogleich das Gute vom Bösen zu unterscheiden, zweifeln Sie nicht."

Es brach ein allgemeines Gelächter aus, das der Kapitän benutzte, um die Tafel aufzuheben, und so fand die Unterhaltung auf Kosten von Alverighi einen jähen Abschluß. Wir begaben uns nun zum Steuerbord und lasen von der Karte ab, daß wir jetzt zur Mittagszeit bei dem Parallelkreis von 6° 17′ und dem Meridian von 32° 35′ angekommen waren. Morgen müßten wir also zum Äquator gelangen. Doch der Tag war glühend, der Himmel und das Meer von einem tiefen Blau, die Luft von dem blendenden Weiß riesiger Wolken erfüllt, die einsam in dem Azur dahinwandelten, und so verschwanden wir schnell in unseren Kabinen zu einer kleinen Siesta. Nachmittags schlugen schon wieder neue Gerüchte über Frau Feldmann an Cavalcantis Ohren; es hieß, daß sie in Newport ein feenhaftes Schloß besäße, in dem auf den Tafeln Schüsseln von Gold erglänzten und sich über sie so viele und so herrliche Blumen ergossen, daß schon sie allein zweitausend Lire kosteten. Wieder zuckte der Admiral, den

wir darüber befragten, lachend die Achseln; er beschrieb uns Frau Feldmanns Villa in Newport, wie sie war: klein, vornehm und gastlich, doch alles in allem im Vergleich zu so manchen altehrwürdigen und prächtigen europäischen Villen äußerst bescheiden. Woher stammten denn also alle diese märchenhaften Gerüchte? Übrigens betrachteten es nunmehr die beiden Kaufleute aus Asti, der Doktor aus Sao Paulo und seine Frau, die schöne Genueserin, Levi und die anderen Fahrgäste des gleichen Ranges als ein berechtigtes Privileg der gebildetsten und wohlhabendsten Elemente unter den Fahrgästen — wie des Admirals, Cavalcantis, Alverighis und unser beiden —, mit der Milliardärin näher verkehren zu dürfen, obwohl sie in Wirklichkeit bloß darum mit uns Umgang pflegte, weil wir allein die beiden von ihr gesprochenen Sprachen kannten: Französisch und Englisch. Die anderen waren ganz zufrieden, sie selbst mit einem schüchternen Kopfnicken und einem unterwürfigen Lächeln begrüßen zu können und dafür lieber ihre Kammerzofe zur Freundin zu haben: Lisetta, eine Nizzaerin, die italienisch sprach, eine schöne, hochgewachsene, jugendliche Brünette, die, gewandt und verschmitzt, wie sie war, scheinbar nur wider Willen und sich sträubend darauf einging, ihre Herrin und die amerikanische Hautefinance bei den Reisenden geringeren Standes zu vertreten.

Gegen fünf Uhr wohnten wir der sogenannten „Feuerübung", einer, wie es scheint, von den Deutschen ersonnenen kleinen Komödie bei, die gleichzeitig zur Beruhigung wie zur Zerstreuung der Reisenden diente. Plötzlich ertönte ein Glockensignal, das sich in einemfort wiederholte, um ein erdichtetes Feuer zu melden, das am Bug des Schiffes ausgebrochen sein sollte, und die ganze Mannschaft lief nach Wasser an die Pumpen, einschließlich sogar der Köche, die Küche und Kessel im Stich ließen. Doktor Montanari erschien nicht bei Tische und so gab es keinen Wortwechsel, wohl

aber eine neue Debatte, zu der uns die Unterhaltung ganz zufällig anregte. Der Admiral hatte nämlich soeben vor Tische am frühen Nachmittage eine Runde durch das Deck dritter Klasse gemacht und seiner Gewohnheit gemäß mit mehreren Auswanderern gesprochen; da hatte ihm einer von diesen Leuten, ein Kalabrese, gesagt: „Wir müßten alle insgesamt an unserer Brust Denkmünzen mit dem Bildnis des heiligen Christoph Kolumbus tragen!“ Beim Hören dieses Geschichtleins war Alverighi plötzlich in den Ausruf ausgebrochen:

„Er hat recht, er hat recht! Die Kirche kann wirklich vom Volke noch sehr viel lernen!“

Und er erklärte uns diese dunklen Worte alsbald, indem er uns erzählte, wie etwa vor einem halben Jahrhundert die Kirche drauf und dran gewesen war, Christoph Kolumbus heilig zu sprechen und wie schon die Prozedur von Pius IX. eingeleitet war. Da hatte ein gewisser Abt Sanguinetti in einer gelehrten Schrift auf Grund von urkundlichen Dokumenten nach den strengsten Methoden moderner wissenschaftlicher Kritik nachgewiesen, daß dem Kolumbus noch in späten Jahren von dem Fräulein Beatriz Enriquez de Cordova ein außerehelicher Sohn namens Fernando geboren sei. Da wurde der große Seefahrer, der sich bereits auf der Straße zum Paradiese befand, noch auf halbem Wege von allen schnöde im Stiche gelassen und das Verfahren der Kanonisierung ins Ungewisse verschoben. Über diese so traurige Engherzigkeit des Klerus herrschte bei uns allen nur eine Stimme des Tadels und der Entrüstung. Frau Feldmann, die an diesem Abend noch bleicher als sonst war und am Hals eine neue Perlenkette trug, jammerte, wie die Menschen noch immer gegen das Andenken eines schon bei Lebzeiten so unglücklich gewesenen großen Mannes wüten könnten. Cavalcanti fragte, ob die Entdeckung von Amerika nicht von so entscheidendem Gewichte wäre, eine wilde Ehe

auf der Wage selbst der göttlichen Gerechtigkeit ausgleichen zu können. Der Admiral beteuerte, daß, alles in allem genommen, einer Beatriz zum Trotze Kolumbus das Paradies nicht in Verruf gebracht haben würde. Nur Rosetti sagte nichts. Allen Anwesenden zum Troste berichtete Alverighi, daß sich in Nordamerika ein Verein der „Kolumbusritter" gebildet habe, der sich zum Ziele setzte, Rom und die Kirche von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Entdecker Amerikas endgültig in den Himmel zu versetzen. Die Unterhaltung verbreitete sich über Kolumbus im allgemeinen. Ich äußerte meine hohe Verehrung für die herrlichen Studien eines Henri Vignand über die Entdeckung Amerikas, von denen ich eine ganz kurze Analyse gab. Nach Henri Vignand hatte Kolumbus seine kleinen Segel zu jener großen Reise, aus der eine so weittragende Umgestaltung der Weltgeschichte hervorgehen sollte, keineswegs dazu aufgezogen, um über den Westen einen neuen Weg nach Ostindien zu finden, sondern vielmehr dazu, um in der Unendlichkeit des Weltmeeres jenes unbekannte Land wieder aufzuspüren, dessen Vorhandensein ihm einer seiner Freunde, der durch einen Zufall an die Küsten Amerikas verschlagen und von dort sterbend zurückgekehrt war, noch im Todeskampfe enthüllt hatte. Es entspann sich eine kleine Debatte, wie weit wohl diese neue Überlieferung, die so viel wahrscheinlicher und menschlicher als die andere war, geeignet wäre, den Ruhm des Kolumbus zu verdunkeln oder noch glänzender zu gestalten. Von hier aus kam die Unterhaltung wie von selbst auf das große Denkmal, das ihm gerade damals die Italiener zu Buenos Aires errichteten, und auf die Frage, wie weit es die einzelnen Anwesenden schön fänden oder nicht; von dem Denkmal zu Buenos Aires ging die Unterhaltung dann weiter auf die anderen Denkmäler über, mit denen Amerika diesen seinen Vater geehrt hat; alle einigten sich indessen dahin, daß sie in der Regel mehr oder weniger

häßlich seien. Da warf Cavalcanti plötzlich ein unbedachtes Wort dazwischen.

„Und doch lebt heute der Bildhauer, der jene Fähigkeit besäße, nicht etwa ‚ein', sondern ‚das' Denkmal des Christoph Kolumbus zu schaffen. Es ist das kein anderer als Auguste Rodin!"

Wäre dieser Name doch bloß niemals Cavalcantis Lippen entglitten! Alverighi sprang auf, als hätte er eine Backpfeife bekommen.

„Rodin? Rodin?" schrie er. „Welcher Troglodyt? Der Bildhauer der prähistorischen Höhlen?"

„Sie lieben also Rodin nicht?" fragte Cavalcanti.

„Wie sollte ich solche Ungeheuer lieben können?"

„Ihre Augen," entgegnete Cavalcanti in aller Ruhe, „sind offenbar zu sehr an die griechischen Formen gewöhnt. Doch wir brauchen für die verschiedenen Künstler und Schriftsteller auch verschiedene Nerven. Rodin ist der Bildhauer des sogenannten Transformismus, der dem Menschen die ursprüngliche Tierheit seines Wesens enthüllt hat. Nachdem ein Lamarck, ein Darwin und ein Haeckel ihre Entwicklungslehre verkündet hatten, war es nicht mehr möglich, den menschlichen Körper in seiner idealen Schönheit nach Art der Griechen zu meißeln; es galt, ihn nunmehr in seiner wilden und rohen Tierheit darzustellen, wie das Rodin getan hat."

„Das ist einmal wieder ein schönes Beispiel von einem verkehrten Schlusse", dachte ich so bei mir.

Und in der Tat entgegnete auch alsbald Alverighi:

„Deshalb also stellt er Antropoiden, Troglodyten und sonstige derartige Ungeheuer dar! Deshalb also hat er in seinem ‚Penseur' (Denken) den Verstand, d. h. also die höchste Fähigkeit der Seele, in dem plumpen Leibe eines Lastträgers der Markthallen verkörpert. Wollen Sie aber umgekehrt den Gedanken in einem Marmorblock wahrhaft

strahlen sehen, dann schauen Sie sich doch einmal die Büste des Dichters Homer im Louvre an!“

„Aber im ‚Penseur‘,“ entgegnete Cavalcanti, „hat gerade Rodin das in der Materie gefangene menschliche Denken, das beständig mit ihr lebt und ringt, darstellen wollen. Die Schönheit dieser Statue erwächst eben aus dem Gegensatz zwischen dem idealen Ausdruck des träumerischen Gesichtes und der trägen Materie des plumpen Körpers.“

Hier griff Frau Feldmann in die Unterhaltung ein, der sie von Anfang bis zu Ende, obwohl sie italienisch geführt wurde, gefolgt war dank der wiederholten freundlichen Unterstützung durch den Admiral, von dem sie sich immer wieder einmal einen Satz übertragen ließ.

„Rodin,“ so erklärte sie nun in französischer Sprache, „ist darum ein so gefeierter Bildhauer, weil in seinen Schöpfungen stets eine Idee herrscht. Und die Idee macht oft erst das recht klar, was in der Statue im ersten Augenblick sonderbar oder auch unharmonisch erscheint.“

„Die Ideen finde ich auch in Büchern,“ entgegnete ebenfalls in französischer Sprache Alverighi, „im Marmor verlange ich schöne Formen oder gewaltige Gefühlsausdrücke.“

„Ja, dann verstehe ich allerdings,“ erwiderte Frau Feldmann, „daß Ihnen einige Statuen von Rodin nicht gefallen. Aber gewisse andere müssen Ihnen hinwiederum sehr gefallen. Sie haben beispielsweise gewiß seinen Victor Hugo im Garten des Palais Royal gesehen? Welche feierliche Ruhe atmet nicht dieses sinnende Antlitz! Und welches herrliche Gebärdenspiel! Erinnern Sie sich des Armes, jenes Armes, den er so gestreckt hält“ — und sie ahmte die Bewegung nach, indem sie ihren schönen entblößten Arm kraftvoll ausstreckte —, „als ob er damit eine gewisse Beruhigung stiften und eine gewisse Macht ausüben wollte? Wenn ich diesen Arm anblicke, glaube ich immer eine ungeheure erregte Menge zu sehen, die auf eine Handbewegung

des Dichters hin sich besänftigt, Ruhe hält und aufmerksam lauscht, was er zu sagen hat."

Aber Alverighi sah nicht einmal diesen wundervollen, blendend weißen, lebendigen Arm, der sich seinen Blicken in so allernächster Nähe bot, geschweige denn, sich überreden zu lassen, jenen fernen aus Marmor zu bewundern.

„Jenen riesigen Arm?" warf er ein. „So streckt den Arm nur, wer einen Faustschlag geben will, nicht, wer in tiefe Gedanken versunken ist. Die Statue erscheint mir wie ein übergroßer Arm, an dem ein kleiner menschlicher Körper hängt. Und wenn man wüßte warum?"

So überstürzten sich bei dem Advokaten die Argumente, doch diesmal mit Vorsatz und im Ernste und nicht, wie vorigen Sonnabend bei seinem Vortrag über „Hamlet", im Spasse und sie würden auch noch dem Spasse, wer weiß wie lange, Widerstand geleistet haben, wenn sich nich Cavalcanti ins Mittel gelegt hätte.

„Die augenblickliche Unterhaltung," sagte er zu Alverighi gewandt, „ist so recht ein lebender Beweis dafür, daß die ästhetischen Urteile immer nur widerruflicher Natur sind. Um aber Ihre Darlegung vollständig zu machen, müßten Sie mir noch erklären, welches wohl das Interesse ist, aus dem Frau Feldmann, Sie und ich uns um die Kunst von Rodin so erhitzen. Denken denn Sie und Herr Rosetti nicht daran, daß es in der Kunst keinen Haß und keine Bewunderung gibt, die wir dem anderen aufzudrängen streben, ohne daß wir irgend ein Interesse hätten?"

Alverighi dachte einen Augenblick nach, als ob er mit der Antwort etwas zögerte.

„Was Frau Feldmann angeht," erklärte er dann mit etwas unsicherem Tone, „so ist wohl die Sache ganz klar. Frau Feldmann ist Französin. Bei ihr ist also der Patriotismus das Interesse."

„Und welches sollte dann mein Interesse sein?“ fragte sogleich Cavalcanti.

„Ihr Interesse?“ entgegnete Alverighi. „Diese Sache ist schon weniger klar. Wahrscheinlich werden Sie von jener Art Stolz getrieben, den wir alle empfinden, wenn wir die neuen Versuche bewundern, die entweder wirklich den anderen mit Kühnheit vorangehen oder es wenigstens scheinen.“

„Und welches Interesse bewegt Sie selbst,“ fragte endlich Cavalcanti, „die Kunst eines Rodin so niedrig einzuschätzen?“

Alverighi schwieg einen Augenblick von neuem; dann erklärte er einfach und trocken:

„Rodin ist mir nun einmal nicht sympathisch.“

Cavalcanti und Frau Feldmann wollten davon nichts wissen.

„Scheint Ihnen das ein genügender Einwand?“ fragte der erste.

„Aber er ist ja der entzückendste Mensch in der ganzen Welt! Ich kenne ihn sehr genau“, fiel die zweite fast gleichzeitig in französischer Sprache ein.

Aber Alverighi gab nicht nach.

„Er ist mir nun einmal nicht sympathisch,“ wiederholte er mit Nachdruck. „Er hat, so muß ich es wenigstens nennen, den Mut gehabt, in der französischen Zeitschrift ‚La Revue‘ zu schreiben, daß das höchste Interesse in der Kunst die Schönheit ist. Das höchste Interesse? Etwa auch bei der Anlage von Städten? Rodin wäre allerdings imstande, Nordamerika in Acht und Bann aller Gesittung zu tun, und zwar bloß aus dem einzigen Grunde, weil ihm New-York nicht gefiele.“

„Das wäre gar nicht so unwahrscheinlich,“ entgegnete Cavalcanti. „Und wäre denn das im Munde eines Künstlers eine Ketzerei und Lästerung? Eine Übertreibung, das will ich gelten lassen, aber eine Übertreibung, die mich weder

beleidigt, noch überrascht, da ich mich durch nichts überraschen oder beleidigen lasse als höchstens durch Sie, der Sie ausschließlich nach Amerika gekommen sind, um reich zu werden . . .“

„Um reich zu werden?“ war die barsche Erwiderung auf den unerwarteten Angriff. „Wer hat Ihnen denn nur das gesagt?“

Von allen den wunderlichen Dingen, die uns der Anwalt seit einigen Tagen immer wieder vortrug und herbetete, verwunderte uns keines mehr als das augenblickliche.

Cavalcanti schwieg einen Augenblick, um dann fast stammelnd zu fragen:

„Aus welchem Grunde sind Sie denn sonst nach Amerika gegangen?“

Doch Alverighi wollte — als ob er sich über unser Erstaunen freute — es durch ausweichende Antworten nur noch größer machen.

„Ich soll, um mich zu bereichern, nach Amerika gegangen sein? Aber wissen Sie denn nicht, daß ich mit achtzehn Jahren wie ein mittelalterlicher Mönch ein Gelübde der Armut geleistet hatte? Ich war besessen von der Idee, etwas zu werden, ich wußte nicht recht was, jeden Tag etwas anderes, ein großer Dichter, ein großer Philosoph, ein großer Romanschriftsteller, eines von diesen Dingen oder auch alle zusammen, mit einem Wort ein wirklich einzigartiger Mensch, wie Sie, Cavalcanti, das neulich Abend nannten. Ich war wie toll darnach, alles zu vereinen; doch sollte fürs erste ein Postchen als Professor an einem Gymnasium in Sizilien mein ganzes irdisches Reich sein und mir genügen. Doch ein Sümmchen von hundert Lire monatlich, ohne Abzug in bar zahlbar, schien mir damals noch eine hinlängliche Entschädigung für einen Mann von Genie zu sein, der sich mit der Schöpfung unsterblicher Meisterwerke trug. Ich stamme aus einer Asketenfamilie, die . . .“

„Aber warum sind Sie denn dann nach Amerika gegangen?“ fragte Cavalcanti immer von neuem.

„Warum? Nun, weil ich bereit war, ein dauerndes Gelübde der Armut abzulegen, aber gleichzeitig ein großer Gelehrter werden wollte. Und da ich in einem Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren bemerkte, daß Europa mir nicht die Wissenschaft geben wollte . . .“

„Sind Sie nach Amerika gegangen, um sie hier zu finden?“ rief Cavalcanti, voll Entsetzen die Arme zum Himmel hebend.

Doch Alverighi kreuzte, wie er es gewohnt war, ohne alle Aufregung die Arme, lehnte sich gegen das Tischchen und sprach, Cavalcanti seine Augen fest ins Antlitz bohrend, ganz ruhig, Wort für Wort hervorstoßend:

„Gewiß! Ich bin nach Amerika gekommen, um die Wahrheit zu suchen. Und ich habe sie nicht nur gesucht, ich habe sie auch gefunden! Sie glauben es mir nicht? Es scheint Ihnen seltsam? Auch Sie denken also, daß Amerika allein für die Goldsucher da ist? Welche Schande!“

Cavalcanti blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm, ohne Zweifel, weil er, wie übrigens wir alle, nicht mehr wußte, was er von diesen sonderbaren Reden halten sollte. Dann sagte er mit einem Male scherzend und lächelnd:

„Sie wissen doch aber, daß es mich sehr interessieren würde, zu erfahren, wie dieses Wunder zustande gekommen ist. Denn, offen gesagt, ich glaubte bisher wirklich nicht, daß Amerika noch solche Wunder hervorzubringen vermöchte.“

„Das zu berichten,“ entgegnete Alverighi ernst, „würde wohl etwas lange dauern.“

„Wir haben ja Zeit,“ meinte Cavalcanti.

Alverighi schien einen Augenblick zu überlegen; dann erklärte er, mit den Achseln zuckend:

„Nun, wenn Sie wollen. Meinetwegen.“

„Bitte, noch heute Abend."

Hierauf wandte sich Alverighi zu Rosetti hin und sprach zu ihm die folgenden Worte:

„Kommen auch Sie, Herr Ingenieur! Ich hoffe, Ihnen versprechen zu vermögen, daß auch diese letzte Tyrannei des alten Europa, die sie für unausrottbar oder so gut wie unausrottbar halten — ich meine die Kunst —, auf dem Punkt ihres Unterganges steht. Ja, sie ist schon so gut wie untergegangen! Neue Zeiten ziehen auf. Die Welt wird endlich ihr Glück in Reichtum und Freiheit finden. Diese Entdeckung habe ich heute Nacht gemacht. Gerade weil der Beweggrund unserer ästhetischen Bewunderungen durch das bloße materielle Interesse gebildet wird, kann die geistige Herrschaft Europas nicht länger bestehen."

VII.

Und wirklich saßen wir drei, Cavalcanti, Rosetti und ich, eine Stunde später auf dem Promenadendeck auf den Korbsesseln hingestreckt gemeinsam mit Alverighi, dessen vertraulichen Mitteilungen wir lauschten, im Kreise um ein kleines Tischchen bei zwei Flaschen Sekt und ein paar Kisten Zigarren; wir befanden uns in dem leeren Raume, den die eiserne Wand, die sich hinter der Tür zu den Kabinen hinzog, mitten auf dem Schiffe bildete. Es war Neumond und eine warme Nacht; dumpf hallte unter unseren Füßen die metallene Masse der „Cordova"; das von dem Bug durchschnittene Weltmeer rauschte in dem Dunkel unaufhörlich, gleich wie ein unsichtbarer naher Wasserfall. In aller Eile verschlang noch der Advokat einen Becher Wein, zündete sich noch eine mächtige Havanna an, stützte seine Ellbogen auf die Armlehnen des Korbsessels, bog sich, als ob er uns näher rücken wollte, ein wenig zu uns hinüber und hob, ohne weiter auf die Mitfahrenden zu achten, die allein oder paarweise auf dem Verdeck lustwandelten, folgendermaßen an:

„Wie ich schon einmal gesagt habe, stamme ich aus einer Familie von Asketen. Meine Eltern — bei dem Gedanken, daß sie nun tot und ich inzwischen ein reicher Mann geworden bin, empfinde ich auch heute noch immer unwillkürlich einen Stich im Herzen — waren von Gott mit allen nur denkbaren natürlichen Vorzügen gesegnet; Schönheit, Güte, Verstand, nichts fehlte ihnen! Doch welchen Nutzen brachte ihnen das alles in dem greisenhaften Europa? Sie lebten in Armut und Knechtschaft, der Vater den Jungen ‚rosa rosae' beibringend, die Mutter mit tausend Sorgen verschiedene Kinder großziehend, ohne daß sich auch nur einer von ihnen beiden jemals beklagt hätte, aber auch ohne den kleinsten Nutzen für irgend einen in der Welt zu stiften. Ach, wenn unter den Tausenden von Schülern, die ihm schon durch die Hände gegangen waren, auch nur einer gewesen wäre, der im späteren Leben noch irgend etwas von seinem Latein gewußt hätte! Und da sollte ich einfach wieder die Familientradition fortsetzen! Mit achtzehn Jahren trat ich in eine schönwissenschaftliche und philosophische Fakultät ein. Wie ich schon einmal offen bekannt habe, war ich dazumal noch so wahnsinnig, ernstlich zu glauben, daß ich durch Studium an einer europäischen Hochschule etwas Ordentliches lernen könnte. Aber ich fand sogleich staatliche Wärter, die mir Duschen verabreichten, die ganz dazu angetan waren, mich von diesem Wahne zu heilen! ‚Wenn Sie ein wissenschaftliches Thema wünschen, untersuchen Sie doch den Aorist in den Fragmenten des Xenophanes!' beschied mich eines Tages einer dieser Professoren, ausgerechnet, nachdem ich ihm anvertraut hatte, ich möchte einmal den Versuch machen, eine Studie über die Geschichte der Idee des Fortschrittes zu schreiben. Meine Erklärung, daß ich ein Gelübde der Armut abgelegt hätte, o nein, sie genügte ihnen noch lange nicht; meine gelehrten Kerkermeister wünschten auch um jeden Preis, alles Geistige in mir zu ertöten und meinen

Verstand zu verblöden. Und so schlossen sie mich in alte, dumpfe Grabverließe ein, in denen sie sich damit belustigten, die Meisterwerke der Literatur und die großen philosophischen Ideen in tausend kleine Bröckchen zerlegt vorzukauen und vorzusetzen, indem sie uns zwangen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend an sie gefesselt, zu ihren Füßen die Nase auf den Boden geheftet, ihre kaum wahrnehmbaren Brosamen heute hier, morgen da aufzulesen. So büßte ich ohne meine Schuld vier schöne Jahre meines Lebens ein. Nicht, als ob ich inzwischen die Hände völlig in den Schoß gelegt hätte! Ganz im Gegenteil! In diesen vier Jahren schmierte ich einen Roman, zwei Dramen, ein philosophisches System und noch wer weiß wie viele andere solcher Albernheiten zusammen. Doch die schöne Wirkung all dieses Geschreibsels und Gefasels war, daß ich mich mit achtzehn Jahren noch für ein Universalgenie hielt, was ganz irrig war, umgekehrt aber mit zweiundzwanzig Jahren nach achtsemestrigem Studium bereits in größter Sorge schwebte, zu nichts gut zu sein, was mindestens ebenso irrig war. Hat mir doch alles in allem unser Herrgott einen gewissen Anteil Geist gegeben und habe ich doch wohl, wie ich glaube, im Laufe meines Lebens bewiesen, daß ich einiges zu leisten verstand. Zu meinem Glücke empörte ich mich schließlich und flüchtete nach Amerika. Erinnern Sie sich, lieber Freund Ferrero, ich habe Ihnen einmal in Rosario von einem meiner alten Professoren erzählt. Es war der einzige, der mir wohlwollte, aber, ach, der Arme war schon ein wenig kindisch geworden und so sprach er von Amerika, als ob er dort zu Hause wäre, während er es doch in Wahrheit nur gerade so kannte wie etwa den Planeten Mars. Wie zum Teufel hatte er sich bloß in den Kopf gesetzt, daß Amerika ein so großes Bedürfnis und noch dazu ausgerechnet nach der europäischen Philosophie habe. So viel steht fest, er wiederholte mir bei jeder Gelegenheit, daß, was in Europa zu viel, in Amerika

an Philosophie zu wenig vorhanden sei und daß es darum vor allem darauf ankäme, eine Auswanderung von Denkern und Philosophen von der Alten in die Neue Welt zu lenken. Tollheiten! Doch wie möchte ich sie jetzt segnen, diese Tollheiten. Gaben sie mir doch gerade den Antrieb, dessen ich bedurfte! So entschied ich mich eines schönen Tages und fuhr — lachen Sie nicht! — mit der Absicht nach Amerika ab, dort drüben Philosophie zu dozieren. Ich tat das aufs Geratewohl, nur blind auf das Wort dieses meines Lehrers schwörend, der mir so oft wiederholt hatte: ‚Gehe, ja geh nur, mein Sohn! Ein junger Mann von Geist, wie du es bist, wird drüben gleich eine Stellung finden. Bei den jugendlichen Völkern machen die Jugendlichen ihr Glück'!"

Einen Augenblick schwieg er, in Nachdenken versunken wie ein Mensch, der über fernliegende Ereignisse und Begebenheiten noch einmal Rückschau hält. So schwiegen auch wir. Dann aber fuhr er fort:

„So war das, was mich aus Europa vertrieb, nicht etwa die Armut, sondern vielmehr die Unzulänglichkeit jener seiner so viel gerühmten Kultur, die erbärmliche und empörende Traurigkeit seines niederen, mittleren und im besonderen auch Hochschulwesens, die Ohnmacht seiner amtlich abgestempelten Wissenschaften. Sie wundern sich, meine Herren? Und doch ist es so. Keiner von Ihnen aber wird sich wundern, wenn ich Ihnen sage, wer an den Toren Amerikas bei meiner Ankunft zu meinem Empfange bereit stand. Es war der Hunger! Ganze Wochen lang haben meine gesamten Tagesmahlzeiten aus weiter nichts als einer Tasse Milch bestanden! Doch schließlich läßt sich auch von bloßem trockenen Brote leben und in den ersten Zeiten war das Magenknurren nicht einmal meine schlimmste Qual! Erinnern Sie sich wohl noch, Freund Ferrero, was ich Ihnen seinerzeit zu Rosario von diesen schrecklichen Zeiten des langen und breiten erzählt habe?"

Ich erinnerte mich dessen nicht nur, sondern ich fügte noch von mir aus hinzu, daß ich es auch bereits in aller Kürze Cavalcanti und Rosetti weiter erzählt hätte.

„Sehr schön," sprach Alverighi weiter, „dann wissen auch Sie, meine Herren, daß ich nun noch mit vierundzwanzig Jahren einen neuen Beruf erlernen mußte, und zwar einen, der weit ernster als der eines Philosophen war; es galt, mit den Studien noch einmal ganz von vorn anzufangen, und mit was für Studien! Aber auch das Studium der Juristerei, die ich nunmehr wählte, genügte nicht. Ich mußte doch leben. Ich spielte Buchhalter, verfaßte Hochzeitslieder und schrieb einen Führer für Buenos Aires zusammen. Ach, was war das für eine Qual, für eine Verzweiflung, für eine Wut! Ich, ich, der ich drüben darnach gestrebt hatte, ein einzigartiger Mensch zu werden! Jetzt, wo jede Hoffnung verloren war, schien es mir plötzlich gewiß, daß ich es, wenn ich in Europa geblieben wäre, in wenigen Jahren zu einem großen Schriftsteller gebracht hätte; hier umgekehrt, fühlte ich, verdummte ich langsam! Stellen Sie sich vor, daß ich ganze drei Jahre lang mich nicht traute, die Bücher aus dem Kasten zu nehmen, die Bücher, die doch das Entzücken meiner Jugend gewesen waren. Wie oft habe ich nicht verzweifelt weinend auf meinem Bette gesessen, wie oft habe ich nicht Amerika verwünscht! Manch einen Tag dachte ich daran, Hand an mich selbst zu legen, manch anderen wieder, mich nach Europa einzuschiffen. Wenn ich die Anschläge der verschiedenen transatlantischen Schiffahrtsgesellschaften ansah, empfand ich stets ein Brennen der Augen. Wenn ich nicht zurückkehrte, geschah das allein aus Stolz."

Hier machte er eine Pause und goß unsere Gläser voll Sekt; wir tranken nun alle und Rosetti bemerkte zwischendurch, daß so mancher in Amerika nur darum triumphiert hätte, weil er in dem Augenblicke der Verzweiflung kein Mittel gefunden hätte, sich zu retten. Cavalcanti fügte hinzu,

daß noch bei allen Unternehmungen die Notwendigkeit mehr Helden schaffe als die Natur. Während wir noch so sprachen, sah ich mit einem Male Lisetta, die Kammerjungfer von Frau Feldmann, aus der Kabinentür treten und an uns fast rennend vorübergleiten.

„Endlich," fuhr nun Alverighi fort, errang ich den so geweihten Advokatenlorbeer, um sogleich in die Schreibstube eines Rechtsanwaltes einzutreten und mich unverzüglich an den so widrigen Dienst zu machen. Wer hätte mir das in Italien gesagt! Welch manche Trübsale sollte ich noch erleben! Europa lag mir noch immer in der Seele. Ich glaubte, verloren zu sein. In dieser Zeit war es auch, wo ich ganz allmählich anfing, Reichtum zu begehren, doch nicht etwa um seiner selbst willen, sondern nur, um mich zu betäuben und mir einen Ersatz zu schaffen und nicht so ohne Zweck und Ziel durch die Welt zu gehen. In Argentinien verdient der Mensch, der arbeitet, auch sehr viel Geld; ich arbeitete unermüdlich ohne Ruhe und Rast. Nach Verlauf von zwei Jahren setzte sich mein Anwalt zur Ruhe und überließ mir seine Praxis unter sehr vorteilhaften Bedingungen. Im Jahre 1894 hatte ich mir bereits 30.000 Piaster gespart; da kaufte ich mir, wie das drüben so allgemein üblich ist, ein Grundstück; es lag in der Provinz Buenos Aires und kostete 50.000 Piaster. Der fehlende Betrag wurde mir sogleich von einer Bank vorgeschossen. Und nun kam auch endlich der Tag, der schöne Tag, an dem Fortuna auch mir lächelte und unversehens um den Hals fiel in einem Augenblicke, wo ich es wirklich am allerwenigsten erwartete. Es ist das eines jener Späßchen, wie sie Fortuna in Amerika so oft und so gerne macht. Ihr glaubt sie tausend Meilen fern und dabei ist sie schon längst ganz heimlich, ohne von euch bemerkt worden zu sein, auf den Zehenspitzen von hinten an euch herangeschlichen und sieht euch bereits lächelnd über die Schulter. Der Zufall wollte es nämlich, daß gerade in dieser

Zeit ein kleines goldblätteriges Pflänzchen die argentinischen Ebenen zu Tausenden überschwemmte. Erinnern Sie sich noch, Freund Ferrero, jener endlosen Luzernenfelder, wie es auf der ganzen Welt keine schöneren gibt, und wie wir sie gemeinsam mit der Eisenbahn durchfahren haben? Jener elysäischen Gefilde der modernen Welt, in denen das Leben neu aus der gleichen nämlichen Wunde sprießt, durch die es vorher verstümmelt und zerschlagen worden ist, in denen jener goldene Schneckenklee, wenn er einmal gesät ist, nach dem Schnitte immer wieder und wieder wächst bis dreimal im Jahre und so jedes Jahr gleichmäßig? Jener Pflanze, die von selbst wächst und keiner weiteren menschlichen Fürsorge bedarf, da sie mit ihren langen Wurzeln das Wasser aus der Erde bis zwei Meter unter dem Boden ganz selbständig schöpft? Es genügt, sie einmal zu säen, um sie immer wieder ernten zu können."

Während Alverighi noch so sprach, sah ich Lisetta mit dem Admiral zusammen eilig zurückkommen und beide in Gemeinschaft zu der Tür eintreten, die unmittelbar zu den Kabinen führte.

„Eine Pflanze, die zu ihrer Pflege so wenig Arme erfordert," fuhr nun der Advokat fort, „war für Argentinien eine wahre Gabe der Götter, die jedoch lange Jahre hindurch nicht bemerkt worden war."

„Aber Don Bernardo de Irigoyen," fuhr Rosetti dazwischen, „hat mir doch wiederholt berichtet, daß er schon vor soundso vielen Jahren, wenn ich mich recht erinnere sogar schon im Jahre 1860, versuchte, jenen Schneckenklee anzupflanzen, doch dabei eine beträchtliche Geldsumme zugesetzt hatte."

„Das ist richtig, ganz richtig!" entgegnete Alverighi. „Doch damals wurde auch noch nicht das Kraut nach Europa ausgeführt, fand doch zu jener Zeit noch nicht einmal die Ausfuhr des Fleisches statt. Argentinien kannte noch

keine Stallungen; es genügten noch die natürlichen Weideplätze. Kurz, der günstige Augenblick war noch nicht gekommen! Aber, als der Augenblick gekommen war! — Doch ich will Ihnen nur mein Schicksal berichten, als eines unter tausenden! Denn derartige Fälle begegnen sich in Amerika alle Tage und niemand achtet mehr darauf. Nur den Europäern, diesen armen Teufeln, scheinen sie wunderbar. Also drei Monate, nachdem ich mein Grundstück gekauft hatte, entdeckte ich, einen Meter unter der Erde, Wasser und schon ein Jahr später verkaufte ich es für 200.000 Piaster. Auch nach Zurückerstattung des Bankvorschusses blieben mir noch immer über 170.000 Piaster, also nahezu 400.000 Lire, die ich innerhalb eines einzigen Jahres verdient hatte, eine Summe, die genügte, um nach Italien zurückfahren und dort notdürftig von meinen Renten leben zu können! Ich gestehe, daß, als ich so ein halbes Milliönchen in meiner Tasche fühlte, ich mich auch wirklich einen Augenblick dazu versucht fühlte, aber eben doch nur einen Augenblick!"

Er machte wieder einmal eine Pause, um jäh ein Glas Sekt herunterzugießen und unverzüglich mit noch erhöhter Lebhaftigkeit fortzufahren:

„Ich entschied mich, ganz ruhig dazubleiben. ‚Amerikanischer Materialismus!', so würde das entrüstete Europa sagen. O nein, ich blieb, um ein Weiser zu werden! Amerika und das persische Güldenkraut und nicht Europa und seine Universitäten haben mich zum Philosophen gemacht! Erinnern Sie sich noch, lieber Freund Ferrero, all jener französischen, englischen, deutschen, italienischen und argentinischen Bankmänner, Gutspächter, Estancieros, Chacareros und Getreidehändler, die Sie zu Rosario in den Klubs bei den Empfängen, bei den Festmahlen in jenen drei Tagen, die Sie unter uns weilten, zu sehen bekommen haben? Sie haben dieselben nur ganz flüchtig gesehen, doch ich, der ich mich kopfüber in die Geschäfte geworfen hatte, bin wirklich genötigt

gewesen, eine längere Zeit in ihrer Mitte zu leben. Aber immer größeres Erstaunen ergriff mich, je näher ich sie kennen lernte! Ich traute meinen Augen nicht und glaubte zu träumen! Ich war ganz betäubt! Doch wie? Diese Leute, die aus allen Enden der Welt herbeikamen, hatten sich also zufällig an den Gestaden des Paranà zusammengefunden; nicht alle unter ihnen waren Menschen von großem Wissen und hoher Bedeutung, aber alle lebten in der niedrigen Welt der Materie, wie das so in Europa heißt, einzig und allein damit beschäftigt, Geld zu machen, reich zu werden? Und doch! Haben Sie sich nicht selbst überzeugt, Ferrero? Ist es nicht wahr? Auch in Nord- und Südamerika sind die Geschäftsleute Menschen und keine wilden Tiere; sie kämpfen und beißen sich, aber sie zerfleischen sich nicht; was jeder will, ist nur der eigene Vorteil, doch nicht etwa auch der Schaden, die Demütigung, die Verzweiflung und der Tod des Nebenbuhlers; für den, der sich nicht entmutigen läßt, gibt es drüben keine unwiderbringliche Niederlage; ein jeder ist hier Optimist und würde sich schämen, von der Zukunft nichts Gutes mehr zu erhoffen. Der amerikanische Optimismus! Er ist ein wundervolles Morgenrot; dieser amerikanische Optimismus, in der grauen Geschichte der Welt. Und da wagt Europa noch manchmal, diesen Optimismus wie eine Kinderei zu verlachen. Übrigens haben wir auch hier an Bord der ‚Cordova' einen vorbildlichen Verfechter des Optimismus in der Persönlichkeit von Vasquez. Gibt es einen stilleren, ruhigeren, heitereren, gesetzteren, gemesseneren, zuverlässigeren Menschen und einen seiner Sache sicheren Optimisten als ihn? Und wenn Sie bedenken, daß dieser so einfache und leutselige Mann Ländereien von einem so mächtigen Umfange besitzt, wie ihn etwa die Lombardei hat! Denken Sie sich: die Lombardei zu besitzen! Es gibt da drüben Dinge, die einen in Europa schwindelig machen würden! — Doch in Amerika, wer kümmert sich da darum? Es kann das eines schönen

Tages jedem einmal begegnen! — So sah ich mich fortgerissen wie in einem Traume, inmitten frischer, gewandter, behender und kräftiger Gestalten, die nichts so im Auge haben wie die Verteidigung ihrer persönlichen Interessen, aber darum weder verbittert noch boshaft und schlecht sind! Sie sind frei von jener schrecklichen Eifersucht, vermöge deren jeder Erfolg eines anderen so quält, als ob es sich um eine eigene Schlappe handle; sie wissen sehr wohl, daß die kleinen Streitigkeiten des Tages sich versöhnen in dem über die ganze Welt gehenden Fortschritt, der auch jedes einzelne Land mit sich reißt: gediegene Menschen alles in allem, ganze Männer und keine Schatten, „nice fellows", wie es in Nordamerika heißt, die in der Tat so viel Gold wert sind, wie sie besitzen! Ganz verdutzt wandte ich mich dann Europa zu, und ich sah die Menschen, die ja so erhaben über den schmutzigen Interessen des Reichtums in der olympischen Atmosphäre der Ideen und der reinen Formen leben sollen."

Hier machte er eine kleine Pause."

„Ich sah sie wütend, neidisch, boshaft, verlogen, unduldsam, schändlich und schmutzig!" platzte er nunmehr mit ganzer Leidenschaft heraus.

Wir lächelten unmerklich. Doch in demselben Augenblick ging gerade ein Kellner vorüber, näherte sich uns, als er unsere Gläser leer sah, und füllte dieselben mit dem übriggebliebenen Weine noch einmal bis zum Rande. Wir brachen die Unterhaltung ab und tranken, um uns alsdann von Rosetti vorschlagen zu lassen, doch lieber aufzustehen und uns ein bißchen auf dem Deck zu ergehen, wobei wir uns ja ganz ruhig weiter unterhalten könnten. Rosetti und Alverighi in der Mitte, Cavalcanti und ich ihnen zur Seite, Cavalcanti auf der Wandseite und neben Alverighi, ich neben Rosetti und auf der Seite des Geländers; so wandelten wir zu vieren an dem erleuchteten engen Rande des unendlichen Dunkel entlang, vorüber an dem wasserfallartigen Rauschen

des von dem Schiffe durchkreuzten Weltmeeres, um uns bald dem Bug, bald dem Heck zuzuwenden und ein jeder immer wieder kehrt zu machen, so oft wir an einem der beiden Enden anlangten. Mittlerweile sprach Alverighi weiter:

„Sie fragten mich neulich, Herr Cavalcanti, in Ihrem wundervollen Vortrag . . . nebenbei bemerkt, es waren Ideen in diesem Vortrag! Ach, wenn Sie bloß nicht so viel europäisierten! — Was sagte ich doch gleich? Sie fragten mich damals, warum wohl in Europa jeder Philosoph, jeder Schriftsteller, jeder Künstler für sich allein sein wolle und, wenn er könnte, alle seine Nebenbuhler vernichten würde und, da er sie weder vergiften, noch von Meuchelmördern töten, noch mit einer neuen Lettre de cachet, mit einem neuen Haftbrief in eine neue Bastille oder in ferne, sumpfige, fiebererzeugende Gegenden schaffen kann . . ."

„Ich denke ja gar nicht daran," warf Cavalcanti lachend dazwischen, „die hohe Kultur Europas so vieler Verbrechen angeklagt zu haben! Ich habe nur beklagt, daß Europa so unduldsam ist!"

„Kurz und gut," nahm Alverighi seine Rede wieder auf, „da er seine Nebenbuhler nicht aus dem Wege räumen kann, sucht er sie wenigstens mit jedem nur möglichen Mittel um ihren Ruf zu bringen. Warum tut der Lehrer den Schüler in seinen Bann, wenn er nur einen Schritt über die Grenzen seines Wissensgebietes hinaus tut und warum beeilt sich hinwiederum der Schüler, seinen Meister zu verleugnen, sobald jener nur eben bemerkt, daß er diesen bis auf die Haut ausgedrückt hat? Warum wollen die Alten den Anschein erwecken, die Jungen nicht zu sehen und warum schreien hinwiederum die Jungen den Alten von hinten zu: ‚Möchtet ihr doch so rasch als nur irgend möglich krepieren!' Warum sind Junge und Alte, Große und Kleine, alle miteinander Kannibalen?"

Er machte wiederum eine Pause. Doch Cavalcanti brachte nicht ein Wort hervor.

„Das scheint Ihnen unerklärlich, nicht wahr?“ fuhr er nun wieder fort. „Ganz natürlich! Sie sind Amerikaner. Doch ich, der ich Europäer, leider nur zu lange Europäer gewesen bin, ja ich erkläre es mir. Als ich schließlich auf die glückliche Idee kam, der Alten Welt meinen Rücken zu kehren und nach Amerika abzudampfen, da hatte ich doch schon — würden Sie das für möglich halten? — mir sämtliche Sumpffieber der mittelländischen Welt zugezogen! Ja, sämtliche, ohne Ausnahme mit nur 22 Jahren! Das philosophische, literarische, das politische Fieber und sämtliche Fieber der Malaria, die in dem alten griechisch-lateinischen Sumpfe gären: die chronische Leidenschaft, die anderen Mitmenschen zu überragen, zu genießen und inmitten all der Zwistigkeiten, Kriege, Trümmer und all der Unordnung einzig und allein aus Widerspruch nach Größe, Reichtum, Macht und Berühmtheit zu streben! In jenem zarten Alter war ich schon abwechselnd Verist und Romantiker, Mystiker und Materialist, Frömmler und Atheist, Monarchist und Sozialist gewesen, wie es in Europa so üblich ist, nicht etwa aus Liebe zu einem Prinzip, sondern vielmehr aus Anmaßung, aus Eitelkeit, aus Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip und die Menschen, die sich zu ihm bekennen, aus Wut, eine Laufbahn zu machen oder irgend ein Amt an sich zu reißen oder von sich reden zu machen! — Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagte Heraklit. Doch Argentinien heilte mich wieder. Als ich mich so unbedeutend und unerfahren jenseits dieses ungeheuren, ruhigen Weltmeeres mit seinen unendlichen Ebenen, die sich in dem göttlichen Frieden ihrer grünen Farbe von einem Horizont zum anderen ausdehnen, befand und hier — etwas anderes als diese ewigen Bücher und Klatschereien! — säen, ernten, weinlesen und mähen mußte, da begann ich endlich einmal nachzudenken. Sich vor Kummer das Herz verzehren,

sich belügen, sich jede Art von Entbehrungen auflegen, jede Art von Treulosigkeiten begehen, sich gegenseitig zerfleischen und sich gegenseitig die Herrschaft über bloße Namen, den Besitz bloßer Stimmerzeugnisse, die Gewalt über Worte, die keinen Sinn haben, und Meinungen, die wechseln wie die Wolken, wo doch noch so viele Ebenen unberührt dalagen, in die sich der Pflug renken ließe. Was gibt es wohl im Leben für ein edleres, erhabeneres und schöneres Beginnen als Reichtum zu erzeugen, d. h. Güter, also Dinge, die schon nach ihrem bloßen Wortsinn gut sind, die allen nützen, die allen Glück, Befriedigung, Bequemlichkeit, Vergnügen und Sicherheit gewähren? Aber sagen Sie mir doch! Was hat der Mensch schon in den ältesten Urzeiten sehnsüchtiger erträumt als das irdische Paradies, das gelobte Land, den Garten der Hesperiden, das goldene Zeitalter, das glückliche Arabien, alles ein und dasselbe unter den verschiedensten Bezeichnungen, die Herrschaft über die Natur und die Fülle? Und verwirklicht sich nicht vielleicht schließlich die so viele Jahrhunderte hindurch wütend erträumte erhabene Lage jenseits des Weltmeeres in jenen Wunderländern, wo ein einziges Bodenerzeugnis für sich ganz allein, wie jenes persische Guldenkraut, Getreide, Flachs, Baumwolle, Kaffee in wenigen Jahren, wie im Märchen, aus einem Bettelmanne, wie ich war, einen Millionär und aus einer Einöde und einem Dorfe einen blühenden Staat und eine herrliche Stadt, wie es bei Sao Paulo in Brasilien der Fall ist, machen können? Und wie ist es möglich, daß sich Europa dafür kein Verständnis verschafft und fortfährt zu wüten, zu hassen, in den Bann zu tun und zu fluchen und Foltern und Gewalttaten ersinnt und Tausende von blühenden, jugendlichen Altern verstümmelt, um eine Entscheidung herbeizuführen, ob die Welt im Namen Gottes oder im Namen des Volkes zu regieren ist, ob die klassische Kunst die romantische an Schönheit überragt, ob irgend ein befähigter Kopf das Recht oder umgekehrt nicht das Recht

hat, wenn es ihm gerade paßt, Homer und Cicero zu allen Teufeln zu jagen und auch, welches Land wohl am meisten wert sei, Frankreich, England oder Deutschland, drei so kleine Länderfetzen, daß man schon die Lupe nehmen muß, um sie auf der Landkarte neben unseren Staaten zu erkennen! Und von jenem damaligen Tage bis zum heutigen Morgen habe ich ebenso langsam wie unablässig nach und nach aus der Blindheit, in der ich mich befand, meinen Gesichtssinn wieder erlangt und allmählich wieder angefangen, zunächst wie in einem Zwielicht, dann aber immer klarer und deutlicher die Welt in einem ihrer Teile sich freuen und wie im Morgenrot erstrahlen, in dem übrigen Teile aber, wie bei Sonnenuntergang, trauern und sich verfinstern zu sehen, den einen Teil seine freien Energien auf die Eroberung der Fülle unter fröhlichem Gesange werfen, den anderen Teil dumpf und bekümmert unter der Tyrannis einer Oligarchie von Juristen, Philosophen, Literaten, Künstlern und Theologen schmachten zu sehen; da habe ich denn, nach unendlichen Bemühungen, Anstrengungen, Zweifeln, am heutigen Morgen an Ihre Ausführungen von neulich, Herr Ingenieur, denkend, endlich begriffen, ja begriffen, ich habe begriffen, daß die Geschichte sich eine geraume Zeit hindurch verirrt hatte!“

Doch in diesem Augenblick hörte ich mich beim Namen rufen; ich wandte mich um und sah, nur wenige Schritte entfernt von mir, den Admiral, der mir winkte, zu ihm zu kommen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe!“ sagte er mir, als ich in seiner nächsten Nähe war, „doch ich brauche Sie, gerade Sie! Cavalcanti hat Sie doch wohl über die verschiedenen Schicksalswechsel im Leben der Frau Feldmann unterrichtet. — Nun! — Zwar trifft Sie dabei keine Schuld und haben Sie davon nichts ahnen können, aber jene verwünschten Dinge, die Sie über die Scheidung in den Vereinigten Staaten

ausgeführt haben, sind seit zwei Tagen der armen Frau wie ein Dorn im Herzen. Sie erregt sich auch jetzt noch unaufhörlich, schreit, klagt und jammert darüber, daß die Scheidung eine abgeschlossene Tatsache ist, daß sie nicht mehr rechtzeitig wird ankommen können (um ihre Rechte geltend zu machen) und daß sie sich das Leben nehmen möchte. Ich habe sie zu beruhigen versucht, aber sie glaubt mir nicht; sie meint, daß das nur alles fromme Lügen von mir sind! — Haben Sie, bitte, die Güte, mit mir zu kommen, um ihr persönlich zu wiederholen, was Sie Cavalcanti gesagt haben!"

So wenig es mir auch paßte, die Unterhaltung im schönsten Augenblick im Stich lassen zu müssen, so folgte ich doch dem Admiral auf das obere Deck, wo sich die Luxuskabinen befanden. Noch immer in dem prächtigen, ausgeschnittenen, blauen Leinenkleide lag Frau Feldmann über das Bett gebeugt, den linken Arm im Bogen auf das Kissen gestützt, die Stirn über den Arm gebeugt und das Gesicht völlig verborgen; sie schluchzte gerade leise vor sich hin, während neben ihr Lisetta, die Zofe, auf den Beinen war, mit einem Glas und einem Löffel in der Hand, mit dem betrübten, traurigen Aussehen jemandes, der einem Kranken vergeblich eine bereits zurückgewiesene Medizin immer wieder anzubieten sucht. Von den wundervollen Haaren, die das Kissen zur Hälfte bedeckten, bis zu den beiden niedlichen, kleinen Füßchen, die mit ihren seidenen Schuhen unter dem Rocke vorsahen, lag dieser schöne Körper am Ende des Bettes in einer Haltung wie tot in dumpfster Verzweiflung. Nur die entblößten Schultern zitterten von Zeit zu Zeit, von den hervorbrechenden Seufzern hin- und hergeschüttelt, als ob sie vom Rumpfe aufspringen wollten. Als wir eintraten, rührte sie sich auch nicht im mindesten. Es herrschte die tiefste Ruhe. Endlich ließ sich der Admiral auf Französisch vernehmen:

„Gnädige Frau, Herr Professor Ferrero ist da!"

Als Frau Feldmann meinen Namen hörte, regte sie sich plötzlich. Sie erhob sich schnell, setzte sich und sammelte die Falten ihres Kleides um ihre Beine; während sie nun ihre Kämme und ihr Haar möglichst in Ordnung zu bringen suchte und sich die Tränen aus den Augen wischte, bat sie mich um Entschuldigung, daß sie mich auf solche Weise empfangen müsse. Ich gab eine höfliche Antwort, um alsbald, während sich Lisetta in eine Ecke zurückzog, ein passendes Gespräch anzuknüpfen, das das vom Sonnabend wieder aufheben mußte, indem ich sie zu überzeugen suchte, daß ein Mitglied der besseren Gesellschaft in jener Weise nicht die Scheidung vornehmen könne; das würde einen zu großen Skandal geben! Sie hörte mich eine Zeitlang an, ihre Augen unbeweglich auf die meinen heftend; dann schüttelte sie plötzlich den Kopf und jammerte mit verzweifelter Miene:

„Der Skandal, der Skandal! Wie sollte sich wohl mein Mann vor dem Skandal fürchten! Er weiß, daß ihn alle anderen brauchen, er aber niemanden! Und diese Macht der Bank!“

Ich suchte ihr nachzuweisen, daß niemand, auch nicht der Mächtigste unter allen Bankmännern, heute die öffentliche Meinung und ihre Vorurteile über ein gewisses Maß herausfordern könne. Doch sie wies meine ganzen Beweisführungen lebhaft zurück und stellte meinen Scharfsinn auf immer neue Proben. Während ich noch so hin- und herredete, mit dem Unbehagen jemandes, der fühlt, daß ihm selbst die eigenen Gründe entgleiten, anstatt in die Seele des anderen Sprechenden einzudringen, blieben meine Blicke an einem weißen Gegenstande haften, der in unmittelbarster Nähe des Bettes, wenige Schritte von den Füßen der Frau Feldmann entfernt, auf dem Boden lag, den ich aber bisher nicht bemerkt hatte. — Ich erkannte das prächtige Perlenhalsband wieder, mit dem sie sich an dem damaligen Abend geschmückt hatte und das aller Wahrscheinlichkeit nach gleich bei dem

ersten Erguß der Tränen und des Seufzers zu Boden gefallen war.

„Sieh doch bloß, daß es keiner zertritt!“ das war der Gedanke, der mir gleich in der Seele aufblitzte. Und zu dem einen Unbehagen vergeblich zu sprechen, gesellte sich bei mir noch ein zweites. Ich konnte während meiner ganzen Rede meine Blicke nicht von den Perlen trennen, ich fühlte mich getrieben, aufzustehen und sie aufzuheben; ich mußte immer wieder Lisetta ansehen, als ob ich sie fragen wollte, ob sie denn blind wäre. Durch diesen neuen Nebengedanken abgezogen, antwortete ich auch immer schwächer auf die Einwürfe meiner Gegnerin. Je mehr aber diese triumphierte, um so mehr verzweifelte sie.

„Es scheint schon wieder ein Anfall bevorzustehen!“ dachte ich.

Und tatsächlich rief sie plötzlich aus:

„Wer hätte das wohl vor einer Woche gesagt! Ich, die ich ihn so ruhig und zufrieden erwartete? Und er, der mir so zarte Briefe schrieb! Mein Gott, und welche Überraschung! Ich muß wohl träumen! Nach 22 Jahren der einträchtigsten Liebe, ohne jeden Schatten, ohne jeden Argwohn. Ist es denn möglich, so etwas?“

Und sie preßte ihr Taschentuch an ihren Mund, brach in Tränen aus, verbarg ihr Gesicht von neuem in ihr Kissen, schluchzte jammernd, ihr Leben sei zertrümmert, ihre Freunde, wenn anders sie wirkliche Freunde wären, müßten ihr Strychnin verschaffen. Der Admiral lief auf sie zu; auch die Zofe kam ihr so nahe, daß sie mit ihrem Rücken das Halsband auf dem Boden bedeckte; der Auftritt war wohl dazu angetan, das Mitleid zu erregen, doch ich muß gestehen, daß ich von den Tränen der Frau Feldmann nicht so sehr bewegt war, war ich doch ganz und gar von der Besorgnis beherrscht, jeden Augenblick die Perlen unter den Füßen der Zofe krachen hören zu müssen. Diese bestand immer von neuem

darauf, daß ihre Dame die Medizin nehmen müsse, doch die letztere weigerte sich jedesmal. Als sich Lisetta nun wieder ein wenig entfernte, sah sie nun endlich die Perlen und stieß sie nun wenigstens mit den Fußspitzen unter das Bett. Ich atmete auf, doch ich mußte mir unwillkürlich sagen, daß die Zofen der Milliardärinnen oder wenigstens derer, die für solche gelten, die Juwelen mit einer eigenartigen Leichtsinnigkeit behandeln. Mittlerweile beruhigte sich Frau Feldmann allmählich wieder und sie begann, ihre Aufregung langsam wieder zu verlieren, seitdem ihr der Admiral gut zuredete, dessen Reden wirkungsvoller zu sein schienen, als die meinen. Er erinnerte sie mit fast väterlicher Freundlichkeit und Autorität an die lange Eintracht, in der die beiden Ehegatten so viele Jahre gelebt hatten, ermahnte sie, nicht zu verzweifeln, da die Scheidung durchaus noch nicht abgeschlossen sei, wäre er doch nicht einmal sicher, daß ihr Mann wirklich die Absicht hätte, sich von ihr für immer zu trennen; denn die Depesche wäre nur eine sehr einseitige Stimme! Und ebenso wäre es mit den falschen Gerüchten dieser Tage! Wenn auch die Gründe Frau Feldmann nicht überzeugten, so stimmten sie doch die Erinnerungen milder; sie setzte sich von neuem aufrecht hin und stimmte sogar bereits gewissen Behauptungen des Admirals zu, um schließlich zu erklären:

„Wenn er wirklich etwas Derartiges gemacht haben sollte, dann ist es sicher der Grund, daß er verrückt geworden ist."

Und sich mir zuwendend, schloß sie:

„Ich möchte, daß Herr Lombroso, Ihr Schwiegervater, hier wäre! Er müßte mir seine Ansicht sagen und könnte mir sicher einen guten Rat geben!"

Frei von der Besorgnis wegen der Perlen äußerte ich, so gut wie ich konnte, noch einige Ansichten über den Wahnsinn und seine verschiedenen Formen.

„Verstehen Sie etwas von diesen Dingen?" fragte sie mich nunmehr.

„Ich, nein!“ antwortete ich. „Doch meine Frau ist ja Ärztin. Sprechen Sie doch mit ihr!“

Und so redeten wir noch eine Zeitlang von den verschiedensten Dingen; das Gespräch wurde immer ruhiger. Ich fragte mich in meinem Innern, warum wohl jene Frau, die, wie der Admiral mit dem Verfahren strenger Logik erwiesen hatte, so wenig Anlaß zur Besorgnis habe, doch so aufgeregt und unruhig sei und ob sie denn die Wahrheit spräche, wenn sie behaupte, daß die Scheidung unvermutet ein Zusammenleben zerreißen würde, das so lange ohne irgend welchen Zwist oder irgend welche Wolke bestanden hätte! Der Fall wäre dann sehr eigenartig gewesen! Als uns schließlich Frau Feldmann wieder ganz beruhigt erschien, zogen wir uns nunmehr zurück.

Es war schon ein Uhr nachts. Ich stieg auf das Deck, um zu sehen, ob Alverighi, Cavalcanti und Rosetti noch da wären. Das Deck war öde und verlassen. Fast zwei Stunden waren mit der Unterhaltung und Tröstung der Frau Feldmann vergangen und in zwei Stunden sollte die Erörterung oder besser gesagt die Abhandlung von Alverighi zu Ende sein? Ich stützte mich einen Augenblick auf das Geländer und richtete meine Blicke zu dem gestirnten Himmel empor. Da sah ich plötzlich zum ersten Male inmitten der dunklen Nacht leuchtend, fast so, als ob er stille lächelte, wie ein alter Freund, der mit seinem Erscheinen überraschen will, den großen Bären. Eine ungeahnte Rührung überwältigte mich. Es schien mir, als ob dieses große Sternbild der nördlichen Himmelskugel sich zeigte, um mir Nachrichten zu bringen von meinen Verwandten, meinen Freunden, meinem Vaterlande, denen allen ich mich immer mehr näherte, und jenem Mittelländischen Meere, an dem er seit ewigen Zeiten leuchtet, dieses Vaterland, das der redselige Alverighi mit einem von Miasmen und Fiebern erfüllten alten Sumpfe verglichen hatte.

Zweiter Teil.

I.

Wie, wann und wodurch sich die Geschichte verfahren hatte, hinterbrachte mir am nächsten Morgen um die neunte Stunde unser Ingenieur Rosetti. Ich war an jenem Morgen spät aufgewacht und, nachdem ich mich zu meiner Frau begeben und ihr Frau Feldmanns Reden und Klagen vom voraufgegangenen Abend berichtet hatte, auf das Deck gegangen, um das in unbestimmten Nebeln hin- und herschwankende Morgenlicht zu betrachten, diese aufgehende Sonne, die, obwohl sie bereits hoch am Himmel stand und stechend war, doch noch nicht den Schleier silbernen Morgendunstes, in dem sie sich so häufig bei ihrem Aufstieg aus den warmen Meeren einhüllt, ganz zerrissen hatte, jenen Flammenstrom, der vom Horizont aus mitten durch das blaue Weltmeer bis zur „Cordova" hinleuchtete. Auf dem Decke hatte ich mit mehreren Mitreisenden so mancherlei Fragen gewechselt, die sich eine wie die andere um den Äquator drehten, den wir an jenem Tage durchfahren mußten. Werden wir ihn durchfahren? Zu welcher Stunde? Mittags? Am Nachmittag? Und endlich hatte ich auch auf dem oberen Deck am Steuerbord unseren Freund Rosetti gefunden.

„Wohin hast du dich denn gestern Abend gedrückt?" fragte er mich, sobald er nur meiner ansichtig wurde.

Ich kannte seine Verschwiegenheit und beantwortete ihm seine Frage rückhaltlos.

„Schade, schade!“ rief er aus, als ich fertig war, „daß du nicht mehr die Lobrede auf Kolumbus gehört hast!“

Es war in der Tat die Entdeckung Amerikas, bei der die Geschichte im Sumpfe stecken geblieben war, und wer sie wieder ins richtige Geleise gebracht hatte, war eigentlich Christoph Kolumbus in eigener Person gewesen. Rosetti berichtete mir, wie Alverighi nach meinem Aufbruch eine volle Viertelstunde hindurch über dem Abgrund der Jahrhunderte geschwebt und sich zu der kühnen Behauptung verstiegen hatte, als daß bis zur großen französischen Revolution die Menschen den Wagen vor die Ochsen gespannt hätten anstatt umgekehrt, d. h. daß sie sich darauf versteift hätten, die Welt schön und gut gestalten zu wollen, ehe sie sie noch ganz erkannt und in Besitz genommen hätten, mit anderen Worten das Haus einrichten und ausschmücken zu wollen, noch ehe sie es erbaut hätten. Wäre nicht seit jener Zeit, wo Griechenland die Welt sich des Meißels, des Pinsels und der Feder zu bedienen lehrte, bis zum Mittelalter, das die Dome und Paläste der phantastischesten und vielgestaltigsten Kultur aller Zeiten aufgerichtet hat, seit jener Zeit, wo das Ägypten der Ptolemäer die letzten Strahlen griechischer Schönheit über die prächtigen Heime der mittelalterlichen Welt ergoß, bis zum päpstlichen Rom und jenem Venedig des sechzehnten Jahrhunderts, das seine Macht und seinen Wohlstand in marmorner, samtener und seidener Pracht zur Schau trug und bis zu jenem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, das seine drei Herrscher in einer der Welt eigens aufgenötigten Ausschmückungskunst verewigt, seit jener Zeit, wo Augustus Horaz und Vergil die beschützte und die dereinst in schlichtem Backstein errichtete Stadt ganz neu in Marmor aufbaute, bis zu jenem Ludwig XIV., der Racine und Molière beschützt und zu jener Marquise von Pompadour, die Paris zur Hauptstadt der eleganten Welt machen wollte, der höchste Ehrgeiz und die höchste An-

strengung aller ihres eigenen Glückes werten Machthaber der Vergangenheit stets darauf gerichtet, eine Form der Schönheit zu verewigen? Und wieviel Mühe ist nicht von jeher darauf verwendet worden, in der Welt die Herrschaft der Heiligkeit oder auch der Gerechtigkeit oder bisweilen sogar beider zugleich aufzurichten, von der römischen Kaiserzeit an, die überhaupt erst das Recht schafft, bis zum Christentum, das die menschliche Natur von dem Schmutze der Erbsünde reinigen will und bis zur großen französischen Revolution, die der Welt die Thronbesteigung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ankündigt? So suchten denn die Menschen in der Folge der Jahrhunderte überall einen Spiegel der Vollkommenheit, der in Wahrheit nirgends bestand, bis schließlich um die Neige des fünfzehnten Jahrhunderts der „mehr als göttliche" Mann in die Erscheinung trat, wie der ihn verherrlichende Alverighi Christoph Kolumbus bezeichnete. Christoph Kolumbus entdeckte nicht nur Amerika, sondern schenkte den Menschen zum zweiten Male den ihnen schon einmal von Gott geschenkten Erdball, insofern er sie mit ihnen bis zu seinen letzten Grenzen bekannt machte. „Mit jedem Schritt, den Kolumbus auf dem Weltmeere machte, erweiterte sich die Erde unter den Füßen dieses Mannes um eine Meile!" meinte Alverighi in einer klein wenig biblischen Sprache. Die Unternehmung des Christoph Kolumbus bringt, kurz gesagt, den Menschen endlich ein Verständnis für ihre Pflicht, die ganzen Planeten zu erforschen und zu erobern; doch je größer und größer die Menschen überall die Erde werden sahen, um so kleiner fühlten sie sich selbst und so entstand in ihnen zunächst schüchtern, um dann Kraft und Mut anzunehmen und sich eine Straße zu bahnen, der Vorsatz, ihre Kräfte der neuen Größe der Welt anzugleichen. Nichts anderes als diesen kühnen und schönen Vorsatz bedeutet das, was wir gewöhnlich den Fortschritt der Welt nennen. Und die

Menschen hatten ja diesen Fortschritt in der Tat dadurch gebracht, daß sie die Wissenschaft und die Maschine schufen. Die Eroberung der Erde, vermöge der Wissenschaft und der Maschine, war also die unter dem Namen des Fortschrittes seit der Entdeckung Amerikas in der Weltgeschichte inaugurierte große Handlung, und eine zwar langsame, doch ebenso unvermeidliche Wirkung dieser reuigen Selbsteinkehr der Geschichte war eine immer stärker werdende Gleichgültigkeit gegen die Kunst. Einst, bevor Amerika inmitten des Weltmeeres entdeckt und die Maschinen erfunden waren, als noch die Völker, die Städte und die Fürsten untereinander wetteiferten, den kleinen Strich Landes, auf dem ein jeder von ihnen lebte, immer schöner zu gestalten, konnte schon eine einzige Kunst, die Malerei, die Bildhauerkunst oder die Architektur beispielsweise für ein Volk eine Quelle reicher Gewinne und eine hervorragende Grundlage für sein Ansehen unter den anderen Völkern ausmachen. Der Staat, die Kirche, die Fürsten, die angesehenen Familien und die einflußreichen Männer bemühten sich daher, diese oder jene Kunst von der gesamten Menschheit bewundern zu lassen. Heute ist das nicht mehr der Fall; wir wollen und müssen mit den Kapitalien und den Maschinen die Erde erobern und keine menschliche Autorität bemüht sich also heute noch darum, den Menschen irgend ein Vorbild der Schönheit aufzunötigen, sondern jeder Mensch verfügt selbst über die Freiheit, sich aus seinem Innern sein Vorbild, sein Maß und sein Kriterium zu schaffen und so auch zu dem Urteil zu kommen, daß New-York die schönste Stadt der Welt ist. Viele Menschen haben noch nicht bemerkt, daß die Ketten dieser geistigen Knechtschaft von ihren Armen gefallen sind, sondern fahren noch immer fort, sich einem Tyrannen knechtisch zu fügen, der gar nicht mehr besteht; aus diesem Grunde hatte auch nur Rosetti glauben können, daß die Menschen selbst heute noch immer nach einem Meister und

Tyrannen in Sachen der Kunst fragen. Doch wer wüßte nicht, daß alle Autoritäten der Welt immer nur eine gewisse Zeitlang sich selbst überleben? Und Alverighi hatte den Schluß gezogen, daß auch die Schönheit in der gleichen Weise, wie alle übrigen menschlichen und göttlichen Machthaber, sich Jahrhunderte hindurch der Welt, wie Rosetti zu sagen pflegte, mit Bajonetten und Gold aufdrängte. Doch ihre tyrannische Herrschaft war dazu bestimmt, dem Ansturm der Maschinen Amerikas und seiner Reichtümer zu erliegen, die beide die gesamte Welt von der letzten Tyrannei des alten Europa befreien sollten.

„Wahrhaftig, unser Advokat könnte sich um einen Lehrstuhl der Philosophie der Geschichte bewerben!“ sagte ich lachend. „Doch vielleicht hat er sich alle diese schönen Theorien nur dazu zurecht gemacht, um für Sie eine Erwiderung zu haben auf all das, was Sie neulich Abend bezüglich der langen Herrschaft ausgeführt haben, die Europa auf die Kunst üben wird.“

„Ich glaube schon!“ entgegnete Rosetti lächelnd. „Und es hat ganz den Anschein, als ob er jene beiden Tage, an denen er sich so abseits von allem gehalten hat, nur darüber hätte nachgrübeln wollen, welche Erwiderung die beste wäre!“

„Und was haben dann Sie und Cavalcanti ihm erwidert?“ warf ich ein.

„Nichts! Wir sind gerade im entscheidenden Augenblick auseinander gegangen. Es war spät und wir hatten nicht, so wie du, den Abend dazu verwendet, schöne Damen zu trösten!“

In diesem Augenblick erschien meine Frau; sie sagte mir, sie käme gerade in diesem Augenblick von einem Besuche bei Frau Feldmann, die sie kurz vorher hatte bitten lassen, doch einmal schnell in ihre Kabine zu kommen, da sie unpäßlich sei und sie zu sehen wünsche. Bei diesen Worten hielt meine Frau inne, als ob sie gleichsam nicht

ganz sicher sei, wie weit sie in Rosettis Gegenwart sprechen dürfe; nachdem ich sie aber darüber aufgeklärt hatte, daß Rosetti in alles eingeweiht sei, erzählte sie uns, wie Frau Feldmann sie zu allererst gefragt habe, ob sich Liebe durch Suggestion in Haß verwandeln könne; weiter hatte sie sie auszuforschen gesucht über den Wahnsinn, über die Gehirnerweichung, über das Alter und seine Wirkungen; sie gestand ihr, daß sie schon seit ihren ersten Ehejahren, wenn sie auch nicht recht sagen konnte warum, daran gezweifelt habe, ob ihr Mann wirklich geistig ganz gesund sei. Sie habe den Charakter und das Temperament dieses eigenartigen und seltsamen Menschen niemals so recht eigentlich verstanden; nur einmal, es war gerade, als sie vor soundso vielen Jahren zu Paris meinen Vortrag über Nero in der „Société de Géographie“ hörte, sei es ihr so vorgekommen, als ob sie ihren Mann in der Gestalt dieses schwachen, launenhaften, reizbaren und durch Byzantinismus, Einfluß, Reichtum und die Möglichkeit, sich alles erlauben zu dürfen, verwöhnten Kaiser wieder erkennen müsse.

Unwillkürlich überkam mich ein Lachen. Eine eifersüchtige Frau schreckt also nicht einmal vor einem Vergleich eines amerikanischen Bankherren mit Nero zurück! Wir plauderten noch ein wenig über diese vertraulichen Mitteilungen, die mir die Behauptungen vom vorigen Abend über das unverminderte Einvernehmen in ihrem Eheleben doch einen ganzen Teil zu entkräften schienen. Aber während wir uns noch darüber unterhielten, siehe, da kommt plötzlich in seinem gewohnten Galopp Alverighi mit einem Buch unter dem Arm angelaufen; von Kopf bis zu den Füßen ganz neu in Weiß gekleidet, frisch gewaschen, gekämmt und gestriegelt.

„Ferrero, Ferrero!“ rief er mir zu, sobald er uns näher gekommen war und mich erkannt hatte. „Warum sind Sie gerade im schönsten Augenblick gestern Abend aufge-

brochen? Haben Sie jetzt Zeit? Ich will Ihnen gern noch einmal wiederholen, was ich da ausgeführt habe."

Aber, noch ehe ich Zeit fand, ihm zu antworten, war ich schon in alles eingeweiht; und es war auch gut so; denn wir sollten sogleich wieder durch das Glockenzeichen, das uns zum Frühstück rief, auseinander getrieben werden, um erst noch einmal schnell unsere Kabinen aufzusuchen. Schon eine Viertelstunde später fanden wir uns alle im Speisesaal zusammen, wo bereits Cavalcanti und der Admiral zugegen waren, die ich an jenem Vormittag noch nicht gesehen hatte nicht aber Frau Feldmann, die auch später sich nicht zeigte. Wir unterhielten uns zunächst etwas aufs Geratewohl über alles mögliche und so kamen wir auf die bevorstehende Durchfahrung des Äquators.

„Wann werden wir wohl die nördliche Hemisphäre berühren?"

„Noch heute Nachmittag!" hatte uns der Kapitän, durch unsere zudringlichen Fragen gereizt, kurzerhand geantwortet.

Und wir dachten alle — ich weiß nicht recht warum —, daß das jetzt um die Mittagszeit jeden Augenblick geschehen könnte und so wiegten wir uns inzwischen erwartungsvoll in alten Erinnerungen. Cavalcanti wurde, je mehr er sich dem Äquator näherte, wie man das nun schon bei ihm in gleicher Lage gewohnt war, immer melancholischer und sehnsüchtiger, schaute er doch in dem Augenblick, in dem er jedesmal die heimatliche Hemisphäre hinter sich zurückließ, wie in einem Spiegel plötzlich wieder jene wunderbaren Äquatoriallandschaften, in denen er seine Kindheit verbracht hatte. Doch der Admiral höhnte ihn.

„Seien Sie ohne Sorge!" meinte er zu mir gewandt. „Er wird nur zu bald die Urwälder des Amazonenstromes und die Herrlichkeiten der Tropen vergessen, wenn er erst im „Bois de Bologne" lustwandeln wird. Er ist darin so, wie es bisher noch alle Brasilianer gewesen sind!"

Cavalcanti lächelte, ließ sich aber in seinem Redestrom nicht im geringsten stören.

„Wie liebe ich nicht dieses glänzende Blau der Äquatorialmeere; es erinnert mich an das schönste Meer der Erde: an das Mittelländische Meer in Sommertagen. Dieses Meer ist wohlweislich ein griechisch-lateinisches! Wie sollten da nicht die Söhne Griechenlands und Roms von dort aus an die Eroberung Brasiliens und Argentiniens gehen? Aber erinnern Sie sich wohl auch noch, Freund Ferrero, des nördlichen Atlantischen Ozeans? Immer regnerisch, stürmisch, grau, kalt und trübe, bewegt! Ja, das ist wohlweislich ein Wikinger Meer, eine Straße für jene rauhen germanischen Rassen, die die Vereinigten Staaten von Nordamerika bevölkert haben! Zu rauh für unsere alten Rassen!"

„Ich umgekehrt," fuhr Alverighi barsch dazwischen, „fahr nun schon das zwölfte Mal über diesen Nabel der Erde, wie ein Homer der Gegenwart sagen würde, und jedes Mal, wenn ich wieder durchfahre, fühle ich von neuem an diesem Grenzgebiet der beiden Hemisphären in dieser Tropenglut mich von einem Jubelschauer, einer Begeisterung, einem unbeschreiblichen orgiastischen, ja göttlichem Rausche gepackt, fühle ich mich wie ein allmächtiger König, wie ein Riese von einer unermeßlichen Gewalt, wie ein Halbgott. Ja, wie ein Halbgott! Wenn ich so an diese winzigen, kleinen Leute denke, in deren Mitte Julius Cäsar und Dante lebten, die sich so viele Jahre hindurch wie Maulwürfe in diesem Loche von Mittelmeer verborgen hielten und umgekehrt nicht wußten, wie groß doch die übrige Welt war. Und wenn ich andererseits mich selbst gerade im besten Zuge denke, in aller Ruhe auf diesem schwimmenden Eisenpalaste ganz nach Wohlbehagen zu schmausen und zu zechen, zwischen Amerika, Afrika und Europa, mitten in dieser unendlichen Wasserebene, die im Anfang der Jahrhunderte kein menschliches Auge jemals gesehen hatte und die noch bis vor vier-

hundert Jahren das wilde Reich der Stürme und der Sonne gewesen war. Nein, nein! Wir, die wir seit der Entdeckung Amerikas im Jahrhundert der Maschinen geboren sind, wir gehören nicht mehr der gleichen Rasse an, die ehedem die Erde bewohnte! Wir sind eine Übermenschheit!"

„Aber wir werden auch nicht mehr eine zweite ‚Göttliche Komödie' schreiben!" seufzte Cavalcanti.

„Gemach, gemach!" entgegnete Alverighi mit der eisernsten Ruhe. „Wird denn das wirklich ein so großer Schaden sein, wenn wir nur immer Fortschritte machen und allmählich die Erde erobern?"

Wir sahen uns alle gegenseitig an und fühlten uns von einem gemeinsamen Gedanken erfüllt, daß es im Augenblick um nicht mehr und nicht weniger als um Dante ginge.

Aber Alverighi, der unsere Gedanken erriet, lächelte uns wohlgefällig an.

„Ich ärgere euch, nicht wahr? Doch seien wir offen, gibt es im Grunde einen einzigen unter euch, der bereit wäre, auch nur auf eine einzige der modernen Bequemlichkeiten, sagen wir z. B. auf weiter nichts als das bißchen Postverkehr, dauernd Verzicht zu leisten dafür, daß ein neuer Dante erstünde, der der Verfasser einer neuen Komödie würde, einer menschlichen oder einer göttlichen? Glaubt ihr wirklich ernstlich, daß es heute noch etwas nütze, sich in Klage und Jammer zu verzehren, weil es auch das seltenste Genie nicht mehr fertig bekommt, in stolzer Einsamkeit sein unsterbliches Meisterwerk zu erzeugen? Zu einer Zeit, wo der Mensch immer gewaltigere Maschinen erfindet und die Erde, das Meer und die Luft erobert und er sich mit diesen Wunderwerkzeugen in seinen Händen der Macht bewußt wird, zu dem so viele Jahrhunderte erträumten und ersehnten Zauberer der Sage zu werden, die Menge aber Brot mit der nötigen Zukost, Unterricht, Bequemlichkeit, Sicherheit, Vergnügen, Luft, Licht und Freiheit verlangt: alle die

Güter Gottes für alle die weiteren Jahre? Genügen etwa, sie zu befriedigen, Verse und Gemälde? Oder handelt es sich nicht vor allem um Kapitalien, Ländereien, Bergwerke und Maschinen, Maschinen, die mit jedem Jahre geschwinder, gewaltiger, ungeheurer werden?"

„Damit die Welt wieder in die Barbarei zurückfällt und unersättlich wird!" fiel meine Frau in diesem Augenblick unversehens und unvermittelt ein.

Wir alle wandten uns nach ihr hin, etwas überrascht von ihren Worten und besonders von dem rauhen und geradezu gewaltsamem Tone, mit dem sie dieselben hervorbrachte, so auch Alverighi, der im Augenblick die Gefahr nicht zu bemerken schien, die ihm von dieser Seite drohte.

„In die Barbarei? Im Gegenteil! Damit sie eine Kultur aufbaut, die mir noch weiser, gewaltiger und reicher ist!" erwiderte er gelassen nach einem Augenblick alsbald.

„Nur noch verdrehter und verrückter!" meinte sie nun wieder in fast noch schärferem Tone. „Gerade in dem Augenblicke, in dem die große französische Revolution den Menschen von der Tyrannei des Staates und der Kirche befreit hatte, macht er sich in der Hand der Maschinen . . ."

„Der Mensch zum Sklaven der Maschinen?" fragte Alverighi mit der Miene jemandes, dem so etwas einfach unbegreiflich ist.

„Gewiß! Wenn wir sie einmal haben, bleibt uns nichts weiter übrig: wir müssen sie unter allen Umständen in Betrieb halten, weil sie sonst rosten! Die Maschinen dienen nicht etwa unseren Bedürfnissen, sondern unsere Bedürfnisse sollen den Maschinen dienen, denen wir dauernd Arbeit geben müssen!"

„Aber, gnädige Frau!" versetzte Alverighi, „wollen Sie etwa unserer Zeit das wachsende Wohlleben der Masse vorwerfen? Wollen Sie ihr verargen, daß das Volk schließlich seinen Hunger befriedigen, nicht geradezu nackt gehen, in

luftigeren Wohnungen hausen und ein gewisses Maß von Vertrautheit mit der Seife unterhalten will?“

„Das ist ganz wie mit Leos kleiner Zehe!“ entgegnete meine Frau trocken und ein wenig ironisch achselzuckend, indem sie zu mir hingewandt hinzufügte: „Du erinnerst dich doch noch dieser Begebenheit?“

Ich nickte ihr lächelnd zu. Doch die anderen verstanden uns nicht und fragten uns, was das zu bedeuten hätte.

„Bei einem Sommeraufenthalt an der See,“ begann sie lächelnd, „vor einigen Jahren sah einmal unser Kleiner an den Füßen einiger seiner Freunde eine Art Sandalen, die ihm außerordentlich gefielen und die er nun auch haben wollte. Doch er mußte schon, bis sie zur Stelle waren, ein paar Tage warten. Tage der Spannung! Bis in seine Träume verfolgten ihn die Sandalen! Endlich treffen sie ein; er zieht sie natürlich sogleich an. Da bemerke ich mit einem Male, daß am rechten Fuße die Spitze etwas zu kurz ist und daß die kleine Zehe herauskommt. ‚Ach, nicht doch! Sie passen mir vorzüglich!‘ rief er und weg war er mit einem Sprunge und Freudengeschrei, das Närrchen, um sie schnellstens auch seinen Freunden zu zeigen. Noch ein Weilchen prahlte er so mit seinen Schuhen schreiend und springend, aber bald, nachdem die erste Freude verraucht war, begann er zu fühlen, daß ihm die kleine Zehe weh tat. Eine Zeitlang wehrte er sich allerdings dagegen, bis er es schließlich Tags darauf nicht mehr aushalten konnte und zu mir kam, um mir allen Ernstes zu sagen: ‚Weißt du, Mama, die Sandalen sitzen mir schon sehr gut, doch meine kleine Zehe ist zu kurz!‘ Wie unserem kleinen Leo mit seinen Sandalen, so geht es uns allen mit unseren Maschinen; wie Leo in jene, sind wir in diese vernarrt und es vergeht kein Tag, wo wir nicht anstatt der Maschinen uns selbst deren Fehler zuschreiben; wir beschuldigen die Zehe, daß sie zu kurz ist, während in Wahrheit die Spitze nicht lang genug ist! Die

Maschinen sollen zu viel erzeugen. Nun, das ist nicht ihre Schuld; es ist vielmehr unsere Schuld, die wir mit so wenig auskommen. Sie treiben uns mit solchem Ungestüm zu arbeiten und zu leben, daß uns angst und bange wird und wir den Atem verlieren. Doch nein, sie sind es ja gar nicht, die so toll dahinrasen; das sind doch offenbar wir Menschen, diese trägen und täppischen Wesen! Zerstören nicht diese Maschinen Überlieferungen, verbreiten sie nicht Laster, lockern sie nicht das Familienleben? Ach, nicht im Traume! Das sind wir selbst, die wir ein vorsintflutliches, neuerungs- und fortschrittsfeindliches Geschlecht sind! Die kleine Zehe ist zu kurz!"

Die vorangegangenen Gesprächsgegenstände: die Kunst, Dante und der Äquator waren samt und sonders bei allen in Vergessenheit geraten, selbst bei Alverighi. Aber niemand hatte recht eigentlich verstanden, warum eigentlich so plötzlich und mit solchem Ungestüm ein neuer Kämpe zur Verteidigung einer so gewagten Theorie in die Schranken getreten war und noch dazu eine Dame! Ich fühlte, daß diese Ausführungen und Anspielungen meiner Frau noch einer kurzen Erläuterung bedurften und so trat ich selbst dazwischen, um zu berichten, wie diese Frau ein paar Jahre zuvor Untersuchungen und Beobachtungen über die Maschinen gemacht hatte, deren Ergebnis mich sowohl wie ihren Vater geradezu entsetzt hatten, neigten sie doch dem Schlusse zu, daß die Maschine sicher mit größeren sozialen Opfern arbeitete als die Hand und daß die Fortschritte der maschinellen, mechanischen Großindustrie einfach ein Unglück seien, besonders für die armen Länder. Wir hatten — ihr Vater und ich — mit ihr lange über diese Thesen und die Tatsachen, die dafür als Beweise dienen sollten, gesprochen, doch es gelang weder ihr uns, noch uns sie zu überzeugen. Aber schließlich ließ sie sich doch alle diese Erörterungen und wohl auch gewisse erheblichere Schwierigkeiten, auf die

dieses Problem in einigen dunklen Punkten stieß, dazu bestimmen, vorläufig noch die dickleibigen Hefte ihrer umfänglichen Aufzeichnungen in einem ihrer Kommodenfächer zu verschließen.

„Sobald sie jedoch von Maschinen sprechen hört," schloß ich, „ist sie auch jetzt noch immer sogleich Feuer und Flamme. Geben Sie acht, Rechtsanwalt! Sie wissen ja gar nicht, auf welches Glatteis Sie sich begeben."

Neugierig gemacht durch diese Erzählungen, verwundert über die Kühnheit ihrer Thesen und völlig unbekümmert um meine vorhergehenden Ausführungen wandten sich alle der neuen Teilnehmerin an unserer Unterhaltung zu und luden sie ein, ihre Theorie zu entwickeln.

„Nur Mut, gnädige Frau!" feuerte sie Rosetti lächelnd an. „Laßt sehen, ob Sie mich nicht doch noch vielleicht überzeugen, mich, der ich die Hälfte meines Lebens darauf verwendet habe, Maschinenbaukunst zu lehren."

Meine Frau, die gerade mit dem Frühstück fertig war, saß in ihrem Sessel zurückgelehnt, die Hände im Schoße, vor sich hinlächelnd, wenn auch etwas verlegen und unschlüssig, wie jemand, der, nachdem er sich zu Anfang etwas stark ins Zeug gelegt hat, dann mit einem Mal plötzlich stutzig wird, sobald er sich dessen inne wird. Doch endlich entschloß sie sich, das Wort zu ergreifen. Sie nahm es zunächst etwas zögernd und stockend, wurde aber bald mit dem Fortgang ihrer Rede lebhafter und lebhafter.

„Was ich von der Maschine denke? — Das ist nicht so kurz in ein paar Worte zu sagen. — Ich denke vor allem an die neuzeitliche Maschine, den Stolz unserer Tage, an die Maschine, die mit Dampf oder Elektrizität getrieben wird. Nun! Weshalb vergessen wir sobald, nachdem wir sie zu Stande gebracht haben, daß sie ein Werk unserer Hände ist, und beugen statt dessen vor ihr das Knie? Ernstlich nur,

weil sie Reichtümer schneller und in größerer Menge erzeugt als die Hände. Ist es nicht so? Dann aber ist es auch leicht, die notwendigen Bedingungen dafür zu bestimmen, daß uns die Maschinen wirklich von Nutzen zu sein vermögen. Was vor allem nottut, ist, daß die Rohstoffe im Überfluß vorhanden sind. Anderenfalles, was sollen sie da wohl hervorbringen? Sodann muß auch Kapital in Überfluß vorhanden sein; denn es erfordert viel Kapital, sie zu bauen und in Betrieb zu setzen. Drittens muß große und dringliche Nachfrage nach dem zu fabrizierenden Gegenstande sein, ein mehr oder weniger wichtiger Mangel daran. Anderenfalls würde es doch gar keinen Sinn haben, mit soviel Hast, Kosten und Anstrengung eine so große Masse zu fabrizieren. Habe ich mich klar ausgedrückt? Ich habe von einem wirklichen Mangel gesprochen. Aber kann ein Mangel, um welchen Artikel es sich auch handeln mag, ein dauernder, ewiger und ständiger sein? Ich möchte nein sagen. Werden doch sich notwendig früher oder später in der einen oder anderen Weise Verbrauch und Bedarf angleichen müssen. Entweder mehren sich die Mittel, den Bedarf zu befriedigen oder der Bedarf nimmt eben ab; darum kommt man augenscheinlich nicht herum. So muß jedem, der nur einen Schimmer von gesundem Menschenverstand hat, klar sein, daß die Maschine nur in Zeiten eines außerordentlichen Warenmangels und für die schnelle Befriedigung einer großen und dringlichen Nachfrage von wirklichem Nutzen sein kann. Damit sie von wahrhaft ständigem Nutzen sein könnte, müßte erst auch der Warenmangel ein dauernder sein."

Die Voraussetzungen dieser kurzen Ausführung waren für alle einleuchtend gewesen, nicht so die Schlüsse, die die Rednerin daraus zog.

„Der Warenmangel ein dauernder?" fragte Alverighi. „Noch verstehe ich nicht. Sie haben ja selbst gesagt, daß der Warenmangel unmöglich ein ewiger sein kann!"

„Schafft doch die Maschine Überfluß und nicht Teuerung," belehrte der Admiral.

„Auch das ist ein ziemlich dunkler Punkt!" entgegnete meine Frau. „Ihn aufzuklären ist nicht leicht. Es bedürfte das wahrscheinlich eines ausführlichen Vortrages der Geschichte der Maschine."

Sie machte eine kleine Pause, um sich dann wieder dem Admiral zuzuwenden.

„Welches ist wohl der Grund, Herr Admiral," meinte sie, „weshalb Sie glauben, daß die maschinelle Großindustrie gerade in England und gerade am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt hat?"

„Weil bis dahin," nahm nun Alverighi für den Admiral das Wort, „nicht ein Volk so einsichtig und wagemutig gewesen war, eine derartige Umwälzung zu unternehmen. Amerika wird für diese Ruhmestat in alle Ewigkeit England zu Danke verpflichtet sein, selbst dann noch, wenn es demselben längst seine industrielle Vorherrschaft abgenommen haben wird."

„Und wie erklären Sie sich dann," fragte meine Frau weiter, „daß kein europäisches Volk bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Maschinen mehr Feindschaft entgegengebracht hat, als gerade England? Seine Regierung verbot sie und seine Arbeiter zerbrachen sie! Warum wartet England mit seiner Bekehrung erst bis zu den Jahren von etwa 1770 bis 1790 und warum beginnt es, als es sich nun endlich bekehrt, zunächst nicht etwa damit mit den Maschinen beispielsweise Wolle zu spinnen und zu weben, was doch in England eine altehrwürdige, seit Jahrhunderten betriebene, heimische Kunst war, sondern gerade Baumwolle, was doch damals noch eine fremde in Indien beliebte Kunst war? ‚Kattun, Bengalin, Kaliko', welches letztere Wort nichts anderes als den Namen der indischen Stadt Kalkutta wiedergibt; diese Bezeichnungen sagen einem sogleich, wo-

her jene Baumwollenstoffe, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Europa und in den amerikanischen Siedlungen gebraucht wurden, eigentlich herkamen. Frankreich und Holland waren die Völker, die damals den größten Handel mit Indien betrieben, nicht etwa England, das vielmehr in gewissen Augenblicken seinen Untertanen den Gebrauch von baumwollenen Stoffen zum Schutze der heimischen Erzeugnisse verboten hatte. Doch siehe, in jenen zwanzig Jahren wird umgekehrt Holland von England besiegt, während Frankreich die Hände durch die große Revolution gebunden werden. England bleibt also die Herrin der Meere, und wir sehen es damals eine plötzliche Wendung seines Kurses vollziehen. Warum? England ist niemals besonders selbständig gewesen; es läßt für gewöhnlich die Neuerungen durch die anderen erproben, dafür weiß es aber entschlossen anzupacken, wenn der richtige Augenblick gekommen ist. Und so begriff England auch damals, daß die bis dahin so verhaßten Maschinen, die weiter nichts als die leersten Phantasiegebilder überspannter Träumer zu sein schienen, ihm in jenem einzigen vorübergehenden Augenblicke, wenn es ihn zu benutzen verstand, dazu dienen könnten, Indien der ihm eigentümlichen uralten Kunst zu berauben und in wenigen Jahren die amerikanischen und europäischen Märkte, die bis dahin Indiens Kunden gewesen waren. Und in der Tat hinderte es plötzlich mittels ungeheurer Zölle die Ausfuhr der Gewebe aus Indien; es zwang die Inder ihm die rohe Baumwolle zu verkaufen, schaffte alle gegen die Einfuhr der Baumwolle erlassenen Sperrverordnungen ab, leerte durch diesen Gewaltakt die europäischen und amerikanischen Märkte völlig aus, schuf damit den besagten Warenmangel und monopolisierte auf diese Weise den Rohstoff. Zu gleicher Zeit erhob es alle bis dahin noch immer mißachteten Erfinder von Maschinen nunmehr bis in Sternenhöhen, ja verhimmelte sie so, daß es sie mit jeder nur erdenklichen Art von Preisen und Beloh-

nungen ermutigte; so sah es denn bald unter anderen Männer wie Watt und Arkwright in die Erscheinung treten, vermehrte die mechanischen Spinnereien bis ins Unendliche, nagelte in den Städten und auf dem Lande in ihren Behausungen und in Werkstätten, Tag und Nacht, Männer, Frauen, Greise und Kinder an dem Webstuhl fest und zerbrach sich den Kopf, marterte sich das Gehirn ab, jede nur mögliche Art von Maschinen zu erfinden, bis sich in wenigen Jahren die Einfuhr von Rohbaumwolle und die Ausfuhr der Stoffe, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, vervielfachte. Als im Jahre 1815 sich der Orkan der französischen Revolution zu legen begann, erlebte die Welt die Überraschung, in ihrem Schoße jene Art von einem unerwarteten neuen Ungeheuer — die maschinelle Großindustrie — wiederzufinden, das inmitten dieses Ungewitters geboren war. Eine der entsetzlichsten Zuckungen der Weltgeschichte hatte es unversehens auf die Erde gespien! Nun hätte dieses Ungeheuer wieder verschwinden müssen, sobald die Welt wieder zur Ruhe gekommen war. War doch im Grunde diese große Anstrengung nur dazu gemacht worden, eine augenblickliche ungewöhnliche und geradezu einzige Lage, die sich niemals wiederholen sollte, vorübergehend auszunützen, doch nicht zu einer dauernden zu machen. Aber das Ungeheuer lebte weiter, ja, es erzeugte ein ganzes Geschlecht."

In diesem Augenblick pfiff die Maschine der „Cordova" heiser, dumpf, schnaubend.

„Der Äquator! Der Äquator!" riefen wir sämtlich, von unseren Sitzen auffahrend, bis auf den Kapitän, der seine Serviette in aller Seelenruhe weglegend still lächelte und abwinkend den Kopf schüttelte, während die Schiffskellner sich näherten und uns ehrerbietig zuflüsterten:

„Es ist Mittagszeit!"

Durch dieses unerwartete Pfeifensignal war nun aber die Unterhaltung endgültig gestört; wer sich einmal erhoben

hatte, setzte sich nicht wieder hin; wir begaben uns einer nach dem anderen zum Ausgang und gingen fast alle ohne Ausnahme zum Steuerbord, um hier den Offizier zu erwarten, der uns den Durchgangspunkt auf der Karte zeigen sollte und inzwischen eine lebhafte Unterhaltung über die Maschinen zu führen. Aber — o Täuschung! — wir hatten erst eine Breite von 1° 29' und eine Länge von 30° 11' erreicht! Es wäre also keine Hoffnung in die andere Hemisphäre vor Abend zu gelangen, wie der Offizier bemerkte. Es war gerade zur heißesten Stunde; über die Sonne hatte sich ein dünner, glühender Nebelschleier gelegt; am Horizonte schoben sich die Wolken in unermeßlicher Runde zwischen dem grünen Meer und den blauen Himmel übereinander, um Berge zu bilden, die an ihrem Fuße grau waren und ihrem Gipfel zu in immer blendenderem Weiß erstrahlten; Meer und Himmel verloren immer mehr ihre Farbe, um schließlich in der trüben und wolkigen Schwüle, die über dem Meere schwebte, wie beschlagen auszusehen. Wir verschwanden einer nach dem anderen in unsere Kabine, um unsere Siesta zu halten, nachdem wir noch vorher alle übereingekommen waren, daß wir noch heute Abend bei Tische das Gespräch über die Maschinen fortsetzen würden.

Meine Frau hatte mir schon so häufig immer wieder gesagt, daß sich in diesem Jahrhundert wohl Gott, Vaterland, Familie, aber keinesfalls die Maschine verleugnen lasse, scheint doch an der Maschine zu zweifeln, ein nicht weniger tolles Wagnis als etwa noch heute die Drehung der Erde oder die Unbeweglichkeit der Sonne bekämpfen zu wollen. Ich streckte mich in dem Gedanken auf meinem Ruhebett hin, daß sie doch eigentlich ganz recht habe. Ihre so unvorsichtige Unterbrechung hatte genügt, unversehens diese neue Unterhaltung anzuregen, die noch lebhafter und leidenschaftlicher war als alle vorausgegangenen.

II.

Mit der Wiederaufnahme der Unterhaltung schien man sich nicht einmal bis zu der verabredeten Abendzeit gedulden zu wollen. So traf ich, als ich, nachdem ich mich noch ein wenig in der Kabine mit der Ordnung meiner Papiere aufgehalten hatte, mich gegen viereinhalb Uhr auf das Promenadendeck begab, bereits meine Frau, Cavalcanti, Rosetti und Alverighi sich schon wutentbrannt in den Haaren liegen, im Kreise sitzen und unter den glühenden Strahlen bratend, mit denen ihnen der äquatoriale Apollo auf die Köpfe schien. Denn die Sonne hatte bereits der Welt den Rücken gekehrt und beleuchtete sie nun, nachdem sie sich in eine große dunkle lichtumsäumte Wolke gehüllt hatte, selbst unsichtbar, durch die dunklen Spalten und die weißen Ringe dieser Wolke lotrecht auf den Ozean wie auch von der Seite und von schräg her in der Atmosphäre bis hoch zum Himmel einen ungeheuren Strahlenkranz von Lichtsäulen werfend, unter denen das Weltmeer grau und dick schäumte und die Luft von noch drückenderer Schwüle war als zu Mittag. Doch keiner von den Unterrednern schien sich darum zu kümmern, nicht einmal Cavalcanti, der sich doch sonst immer zu beklagen pflegte, daß ihn das Meer erschlaffe. In einem etwas ärgerlichen Tone sprach er zu Alverighi, der ihm seinerseits verdrießlich zuhörte:

„Die Stoffe, die Spitzen, die Möbel, die Nippsachen unserer Großeltern, werden wir sie noch jemals wiedersehen? Wenn ich unsere Möbel, unsere Gold- und Silbersachen, die Kleider, die wir anziehen, betrachte, wenn ich in ein luxuriöses Hotel oder in eine Bank oder auch nur in einen großen Transatlantik komme und hier alle jene unechten Marmorstatuen und alle jene gemeinen Goldsachen sehe, die ihm zum Schmucke dienen sollen, wenn ich mich in dem oberen Salon umschaue, die rohen nachgemachten Gipsfiguren betrachte, die den Anspruch erheben ihn zu verschönern oder in dem Rauchzimmer die goldenen Blumenverzierungen auf

rotem Grunde, die seine Wände einfaßten, nun, dann überkommt mich wirklich eine gewisse Lust zu lachen; ich glaube die Marmorbüsten, die Statuen und die Juwelen der spätrömischen Kaiserzeit wiederzufinden. Sie erinnern sich, Freund Ferrero, wie sich das alles neben den auserlesenen Feinheiten des ersten und zweiten Jahrhunderts ausmacht? Nein, nein, die Maschine schafft uns mit ihren Riesenarmen über das stürmische Weltmeer; sie ist das Wunder, das Staunen, der Ruhm unserer Zeiten; ich werde sicher der letzte sein, der das leugnet. Aber die Maschine hat auch umgekehrt ihr zerstörendes Werk an jenen Feinheiten verrichtet, die unseren Vätern jede Stunde des Lebens verschönerten! — Gehen Sie mal ganz ausschließlich auf den Kern der Sache ein. Und was bleibt von der ganzen Baumwollengeschichte übrig, die uns Ihre Frau Gemahlin, lieber Freund, erzählt hat? Indien ist in wenigen Jahren vermittels der Maschinen von den europäischen Barbaren um eine seiner ältesten und vornehmsten Künste gebracht, hintergangen und betrogen worden. Indien hatte sie geschaffen, und die Barbaren haben sie ihm mit bewaffneter Hand genommen. Scheint Ihnen das wirklich ein Fortschritt? Nein, in anderen Dingen macht unsere Zeit Fortschritte, aber in ästhetischer Beziehung gerät sie immer mehr in Verfall und bringt sie immer häßlicheres hervor."

Doch in diesem Augenblick griff Rosetti in die Unterhaltung ein.

„Wie wäre es," sagte er, „wenn wir eine etwas geordnete Aussprache führten? Frau Ferrero hatte uns auseinanderzusetzen begonnen, wie sich die Maschine der Welt immer mehr aufgedrängt hat, nachdem sie durch eine Art Zusammentreffen von Umständen entstanden ist, die etwas riesiges an sich hat, wenn man bedenkt, daß einer dieser Umstände nichts geringeres gewesen ist, als die große französische Revolution. War es da wirklich nötig Frau Ferrero zu unter-

brechen, um darüber zu streiten, ob die Maschine ein Segen oder ein Fluch gewesen ist? Wäre es nicht besser, zu allererst mal zu erfahren, warum das, was einmal für einen Augenblick einen vorübergehenden Ausweg bildete, überall so tiefe Wurzel geschlagen hat? Darauf mag dann über die Wirkungen der Maschine gesprochen werden und meinetwegen auch über die Fortschritte, die die Menschheit durch sie gemacht hat!"

Die anderen schwiegen, und nur meine Frau bemerkte nach einem Augenblick des Zögerns:

„Warum? Nun ich habe schon kürzlich gesagt, weil sich die Welt von den Erfolgen Englands mit der Baumwolle blenden ließ. Weil es in jedem Land Leute gab, die durch die Erfindung oder den Bau von Maschinen reich zu werden hofften. Weil in Europa und in Amerika die Kraft der Überlieferungen durch die große französische Revolution und die Kriege des ersten Kaiserreiches gebrochen worden ist. Weil es das unendliche und doch nur halb bevölkerte Amerika gab. Und schließlich, weil unter dem Vorwand des Fortschrittes die Menschen aller Länder eine wachsende Lust verspürten auch ihren eigenen Vorteil ein wenig mehr zu betreiben."

„Nicht mehr in Elend und Unwissenheit zu leben, wollen sie sagen," fiel Alverighi ein.

„Ich will sagen," erwiderte meine Frau. „daß, seitdem die Welt eine Welt ist, immer gesagt worden war, daß es eine Tugend sei, die eigenen Wünsche zurückstellen zu können und nicht zu viel zu verlangen! Es gab eine Zeit, wo die Einfachheit die Tugend der Heiligen und der Helden war. Aber seit den letzten hundert Jahren nein, meine Herren! Da verlangt die Maschine, koste es was es wolle, daß der Mensch zu einem unersättlichen Tiere werde. Damit es nur niemals den Maschinen an Arbeit fehle, suchen heutzutage alle die Menge zu überreden, daß ihre erste und heiligste Pflicht ist zu essen, zu trinken, zu rauchen, hin- und herzureisen, möglichst viel zu verprassen und zu vergeuden und die

Laster der Reichen ausnahmslos nachzuäffen. Denn das will, empfiehlt und verlangt der Fortschritt."

„Die Verderbtheit der Alten," bemerkte der Admiral zu meiner Frau gewandt, „ist der Fortschritt der Modernen geworden, wie uns Ihr Gatte in dem ersten seiner zu Rio gehaltenen Vorträge gezeigt hat."

„Gewiß!" erwiderte die Angeredete. „Doch mein Mann hat nicht den Mut aufgebracht, um zu behaupten, daß die Ursache dieser Umgestaltung . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne, um sogleich zu dem Anwalt gewandt fortzufahren:

„Ich will lieber, wie Sie, Herr Alverighi sagen: Die Ursache dieser Umkehrung ist die Maschine, die die so widerspruchsvolle Tatsache einer dauernden Teuerung verwirklichen muß. Und doch scheint mir das ganz klar! Wir glauben darum klüger als unsere Väter zu sein, weil wir Maschinen bauen und sie nicht. Aber glauben Sie wirklich lieber Rechtsanwalt, daß zur Erfindung der Maschinen ein besonders umfängliches Wissen und ein übermenschlicher Geist nötig ist? War nicht der Gründer der maschinellen Großindustrie Arkwright, und ist Arkwright nicht ein einfacher Barbier gewesen? Die Alten kannten die Lehre vom Wesen der Maschinen besser als gemeinhin geglaubt wird. Und doch sind es nicht viele Maschinen gewesen, die sie angefertigt haben und die wenigen fast sämtlich Kriegsmaschinen! Woran lag das? Nun, einfach daran, daß es ihnen noch immer gelang, ihre wenigen bescheidenen Bedürfnisse mit den Händen zu befriedigen. Und so kam niemandem die seltsame Idee, mit so viel Kosten und Mühe diese ungeschickten hölzernen und eisernen Riesenarme zu schaffen."

„Aber," warf der Admiral ein, „ist denn die Maschine wirklich die Ursache und nicht vielmehr die Wirkung dieser über die ganze Welt verbreiteten Vermehrung der Wünsche?"

„Zum Teil die Ursache und zum Teil die Wirkung," entgegnete meine Frau. „Das war noch immer so der Fall! Im übrigen handelt es sich um ein Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen. Ich habe schon gesagt und wiederhole noch einmal, daß es an der großen französischen Revolution und den Kriegen, die sie im Gefolge hatte, lag, wenn sich in Europa wie in Amerika alle Zügel lockerten: alle Religion, alle Überlieferung, alle Vernunft. Ohne die große französische Revolution gäbe es aber auch höchstwahrscheinlich keine maschinelle Großindustrie. So ist die Maschine die Tochter und die Mutter aller Unordnung. Sehen Sie zum Beispiel: jedermann weiß, daß die Großindustrie gewisse Leute maßlos bereichert, während sie viele andere ruiniert, daß sie dauernd zwischen fetten Jahren und Jahren des Niederganges schwankt. Warum ist das wohl? Die guten Jahre, die, in denen die, die sie ausnützen können, ihr Glück machen, sind die Jahre der Teuerung, wo die Dinge zu hohen Preisen verkauft werden; umgekehrt sind die Jahre, wo die Preise sinken, weil die Maschine für einen Augenblick einen Überfluß von Waren hervorgebracht hat, mäßige oder schlechte Jahre. Wehe dem, der in sie hineinkommt! So ist die Maschine in beständigem Widerspruch mit sich selbst, weil sie viel und schnell produzierend den Überfluß hervorbringt, um zu prosperieren, aber andererseits der Teuerung bedarf. Das ist auch der Grund, warum die moderne Großindustrie unaufhörlich damit beschäftigt ist, den Überfluß, den sie selbst erzeugt hat, wieder aus der Welt zu schaffen und dafür die dauernde Teuerung herbeizuführen, um damit ihren Reichtum unermeßlich zu vergrößern. Es ist das einfach eine unmögliche Paradoxe, wie Sie vielleicht einsehen. Aber zu ihrer Verwirklichung muß sich die moderne Großindustrie zu den unsinnigsten Auswegen bequemen, um sich damit in die seltsamsten Widersprüche zu verwickeln, Auswegen wie Trusts, Syndikaten, Monopolen, Schutzzöllen, Ausfuhr-

prämien, koloniale Unternehmungen, Aufwand, Schwelgerei, Luxus und einer sämtlichen Menschen, selbst denen, die wie die Türken, mit allen in Frieden leben möchten, noch vor der Achtung für Vater und Mutter auferlegten Pflicht beständiger Bewegung. Kurz, der Wahnsinn des Luxus ergießt sich flutartig über die ganze Welt; jeder neuen Flut entsprechen einige Jahre vorübergehender Teuerung; denn es sind dann die Zeiten, in denen die Waren teuer verkauft werden und viele ihr Glück machen. Und so arbeiten alle daran, die alten Zügel unserer Begierden mit der Feile zu glätten; je mehr sie aber geglättet werden, um so leichter zerbrechen sie, einer nach dem anderen, bis es schließlich keinen oder fast keinen mehr gibt! An dem Tage, wo die Maschine auf die Welt gekommen ist, hat sich die Weisheit davongemacht."

„In Gesellschaft der Schönheit!" fügte Cavalcanti hinzu.

„Aber die Maschine hat Reichtum, Kultur und Freiheit mit sich gebracht!" erklärte Alverighi in dem sicheren und festen Ton jemandes, der sich nach langem Zuhören endlich zu einer Widerlegung entschließt. „Wenn die heutigen Menschen viel verbrauchen, so arbeiten sie auch viel und erzeugen doch auch wieder, was sie verzehren."

Auf diese Erwiderung war die Antwort leicht.

„Sie erzeugen und vernichten!" rief meine Frau. „Man darf nicht vergessen, daß wir teilweise so reich sind, weil wir, anstatt Amerika vernünftig auszunützen, es schamlos ausplündern und ausrauben, seine Bergwerke, seine Wälder, seine Ländereien. Wir treiben eine ganz tolle Verschwendung mit dem, was die Volkswirte die ‚kedonistischen Kapitalien' nennen, ich meine, mit den natürlichen Reichtümern, die sich nicht erneuern lassen."

„Wir verschwenden, wir plündern aus. Das ist leicht gesagt, verehrte Frau!" entgegnete Alverighi. „Doch weiter?

Nun, wäre es wirklich wahr? Non licet omnibus adire Corinthum: Nicht alle dürfen nach Korinth gehen! Verzeihung, ich wollte sagen: Es kann nicht jedermann erlaubt sein einen Weltteil zu plündern. Gewiß, wir plündern die nördliche wie die südliche Hälfte des amerikanischen Weltteiles aus, das ist schon möglich. Ja, noch mehr! Ich will es gern gestehen. Wir plündern auch die unermeßlichen Landstrecken Rußlands aus. Wir wollen auch nicht vergessen zu sagen, daß wir mit Gottes gnädigem Beistand auch bereits mit der Ausplünderung Afrikas begonnen haben und es hoffentlich in Zukunft noch mehr ausplündern werden. Um so besser. Je mehr wir ausplündern, um so reicher werden wir und um so größere Fortschritte machen wir. Ist es wahr oder nicht, daß wir heute, wenn Sie so wollen, im großen und ganzen die Herren und Gebieter sind und sogar die Herren und Gebieter der ganzen Erde, während wir drei bis vier Jahrhunderte vorher kaum auch nur einen kleinen Teil von ihr kannten? Ist es wahr oder nicht, daß wir mit unseren Augen, mit unseren Gedanken, mit unseren Berechnungen durch die letzten Räume der Unendlichkeit schweifen, in die Molekülen der Materie und in das tiefste Innere der Natur eindringen? Ist es wahr oder nicht, daß wir mit Hilfe von Maschinen den Raum verkürzt und die Zeit verlängert haben, jener neidischen und eifersüchtigen Natur zum Trotze, die uns zu kurze Beine einen zu schweren Leib und zu schwache Arme gegeben hatte? Ist es wahr oder nicht, daß wir die noch so verborgensten Schlupfwinkel der Krankheiten entdeckt haben? Ist es wahr oder nicht, daß wir wie die Vögel in den Lüften fliegen und wie die Fische unter dem Wasser schwimmen gelernt haben. Läßt sich das nicht alles ebenso gut als Fortschritt definieren wie als Gegenteil von Fortschritt? Und würden wir wohl in so kurzer Zeit die Erde, den unendlichen Raum, die Welt der unsichtbaren Wesen erobert haben, wenn uns nicht jener Wahnsinn von Begierden und

Lüsten und gleichzeitig diese göttliche Macht der Maschinen bis ans Ende der Welt geschleppt hätte?"

Es schien mir, als ob die Beweisführung Alverighis seine Gegnerin für einen Augenblick schwankend machte; sie antwortete in etwas verlegenem Tone:

„Um eine Epoche zu beurteilen, genügt es aber noch lange nicht, ihre Werke zu betrachten. Man muß sich auch fragen, ob die Ideen und die Gefühle, die sie bewegen, edel, vornehm und vernünftig sind."

„Und was werfen Sie unserem Jahrhundert vor?" fragte sogleich Alverighi.

Meine Frau schwankte einen Augenblick, um alsbald entschlossen zu antworten:

„Daß es ein Emporkömmlingsjahrhundert ist."

„Ein Emporkömmlingsjahrhundert?" fragte Alverighi. „Warum? Weil es an den Fortschritt glaubt?"

„Gewiß. Dieses berüchtigte Hirngespinst des Fortschrittes ist so recht eigentlich der Spiegel, vor dem alle Arten Emporkömmlinge Pfauen gleich sich spreizend, einherstolzieren: Menschen, Völker, Kulturen. Was mich an der modernen Welt abstößt, das sind gerade die Länder, die Völker und die Kulturen, die sich jung, fortschrittlich und neu nennen. Solange noch, wie dereinst, die Menschen und nicht die Maschinen arbeiten, war eine Kultur das Werk und der Ruhm von Jahrhunderten: Jahrhunderten von Erziehung, ausgedehnten Bemühungen, aber erst welcher Arbeit! Dafür kam aber auch damals jede Kultur zu einer wirklichen Reife. — Heute hingegen! — Dank den Maschinen und Amerika und dem Fortschritte und hundert anderen schönen Neuheiten werden heute selbst die Kulturen improvisiert. Es genügt deshalb Kohlen- und Eisenbergwerke zu entdecken und ein weites Gelände und etwas Kapital zu besitzen. Wenn es im eigenen Lande an Bevölkerung fehlt, wird danach in den übervölkerten Ländern Nachlese gehalten. Zunächst wird Eisen

hergestellt, alsdann aus dem Eisen jede Art Maschinen, angefangen mit den Eisenbahnen, alsdann mit Hilfe der Maschinen jede Art Ware und Schundware in Eile und Hast im Überfluß; es werden dazu nur einige wenige Erfinder und Kapitalisten genügen; von der Menge, die die Maschinen in Betrieb zu setzen hat, ist weder Erziehung, noch Bildung und nicht einmal die Kenntnis der in dem Lande gesprochenen Sprache zu verlangen. In nur wenigen Jahrzehnten wird ein solches Land von Reichtümern strotzen und, da heute die Menschen so viele Bedürfnisse haben und zu ihrer Befriedigung — hierin haben sie, ach, nur zu recht — Metalle, Korn, Stoffe, Fleisch, Maschinen, aber keine Kunst, Literatur, Religion, Gerechtigkeit, Zucht und Moral gebraucht werden, werden alle jenes Land des Überflusses als Vorbild des Fortschrittes und das Muster der Zivilisation in der schönen Weise, wie unsere Jetztzeit dieses Wort versteht, verehren. Und so gewahrt ein Gesindel von Leuten, das die bloße Wut, ein Geldstück aufs andere zu häufen, aufs blindeste Ungefähr zusammengetrieben hat, eines schönen Tages, daß es zu einem großen Volke geworden ist. Ist es da eigentlich irgendwie zu verwundern, wenn sich eine solche Masse hochmütig berauscht, wenn sie sich einbildet, das gesamte Universum neu aufbauen zu können — Kunst, Sitten, Ideen, alles! —, kurz, wenn sie sich einbildet, daß die Welt mit ihr noch einmal beginnt? Doch die Welt ist im Gegenteil alt, sehr alt, älter, als es die jungen Völker glauben, und fühlt nicht das Bedürfnis, sich alle dreißig Jahre immer wieder erneuern zu lassen. Sie lachen? Gewiß, Nordamerika ist eine solche Schöpfung der Maschine und infolgedessen müssen Sie es auch natürlich finden . . .“

Doch hier stockte sie in ihrer Rede, durch das triumphierende Lächeln verdutzt, in dem Alverighis Gesicht erstrahlte.

„Sieh bloß! Endlich! Endlich hat die Wahrheit gesprochen!“ rief er dazwischen. „Zwar hat sie lange genug

gezögert, aber schließlich hat sie doch gesprochen: klar und offenherzig durch Ihren Mund, verehrte Frau! Gewiß, weil die modernen Zeiten Amerika mehr begünstigen als Europa, Europa möchte widerspenstig gegen den Strom schwimmen und die Zeit zurückschrauben. Weil jetzt Amerika Europa mit seinen gewaltigeren Maschinen jenen Schelmenstreich spielt, den einst bereits Europa mit seinen ersten Maschinen dem Morgenlande gespielt hat, nun, da heißt es einfach: Nieder mit den Maschinen! Weil in der von der Maschine ausgehenden Zivilisation die Macht jener von Europa aus dem halben Erdkreis betrügenden und überlistenden geistigen Oligarchie immer mehr zurückgeht, da heißt es einfach: Die Welt sinkt wieder in die alte Barberei zurück! Ja, gewiß, es sind die Maschinen und unter ihnen vorzüglich die Eisenbahnen, die den amerikanischen Weltteil zu dem gemacht haben, was es in der Gegenwart zu bedeuten hat. Argentinien, Brasilien und die Vereinigten Staaten von Amerika würden ohne die Eisenbahnen und die endlose Zahl der in den letzten hundert Jahren erfundenen landwirtschaftlichen und industriellen Maschinen noch heute öde und verlassen daliegen. Wir Amerikaner verehren die Maschine ja gerade darum so sehr, weil wir erst durch sie unermeßliche Ländereien in ihrer ganzen Breite, Länge und Tiefe auszunützen und daraus Reichtümer, Reichtümer und noch einmal Reichtümer herauszuschlagen vermögen, ein Strom, eine Wasserflut, ein Meer, die die Welt bedecken und alle Denkmäler der vergangenen Kulturen begraben werden."

„Daran zweifeln wir keinen Augenblick!" fiel Cavalcanti seufzend dazwischen. „Doch die Mutterstädte und Meisterstätten unserer Kultur drüben im einsamen Mittelmeer, die erst alle die Schönheiten geschaffen haben, von denen unser Leben geziert ist, Athen, Konstantinopel, Ephesus, Alexandria, Rom, Venedig und Florenz, sie alle lassen mittlerweile traurig den Kopf hängen, siechen dahin und altern, verfallen

in Trümmer, entvölkern sich und verwandeln sich in Freudenhäuser, Wirtshäuser und Gasthöfe. Jenseits des Atlantischen Weltmeeres aber erheben die Fabriks- und Arbeitsstädte Philadelphia, New-York und Chicago, diese riesigen Ungeheuer, mit ihren Wolkenkratzern und rauchenden Schlotten triumphierend ihr Haupt bis in den Himmel."

„Fügen Sie noch hinzu," entgegnete schlagfertig und mit einer gewissen ironischen Unterwürfigkeit Alverighi, „daß sich ganz Europa anschickt, diese, seine alte Kultur, auf die es so stolz ist, oder wenigstens den Teil von ihr, der noch immer einige Geltung hat, unter den Hammer zu bringen und aufzulösen, nur, um neue Maschinen zu fabrizieren und dafür von Amerika Eisen, Getreide, Baumwolle, Petroleum und Wolle umzutauschen."

Diese Worte entfesselten einen kleinen Sturm.

„Sie sehen, Sie sehen also, daß ich recht habe!" rief meine Frau. „Die Maschine ruiniert die armen Länder!"

„Die Menschen brauchen nicht ausschließlich Ballen Baumwolle und Gefrierfleisch!" beteuerte Cavalcanti feierlich.

„Die Leute glauben für gewöhnlich," so erklärte nun meine Frau mit Nachdruck, „daß die Maschinen den Reichtum schaffen. Nein doch, die Maschinen ziehen ihn lediglich aus dem Ort, wo er ist, und mit Nutzen allein, wenn er dort im Überfluß ist, da sie ihn dann schnell gewinnen können. Deshalb können auch die von Natur armen Länder ihre mageren Hilfsquellen nicht ausnützen, weder mit der Maschine, die zuviel kosten würde, noch mit der Hand, weil heute keiner, dank dem Fortschritte, mehr mit den Händen zu arbeiten wünscht oder versteht. Und es gibt niemanden mehr, der nicht vorzöge nach Amerika zu gehen und seine vielen Maschinen für sich arbeiten zu lassen. Ein schönes Ergebnis!"

„Die Kultur wird nur noch eine Illusion sein!“ bemerkte Cavalcanti. „Aber, selbst wenn dem so wäre, könnte denn der Mensch wirklich für alle Ewigkeit ohne diese Illusion leben? Eine Zivilisation lebt doch nicht von Brot allein!“

„Schöne Zivilisation,“ warf meine Frau ein, „in der es für ein Volk mehr gilt, Kohlenbergwerke zu besitzen, als eine alte Kulturüberlieferung. Wenigstens blühten doch einstmals, als noch die Bildung die Welt regierte, auch in armen und unfruchtbaren Ländern glänzende Zivilisationen!“

Ein Einwand folgte dem anderen und sie jagten sich gegenseitig wie die Wellen auf dem Meere, so daß Alverighi nicht die Zeit blieb, auch nur einen von ihnen zu beantworten. Doch schon hatte wieder Rosetti das Gespräch an sich gerissen.

„Entschuldigen Sie mich, verehrte Herrschaften, wenn ich sie schon wieder einmal unterbreche. Aber es scheint mir, daß bei diesem ganzen Streit, wie übrigens bei fast allen Streitigkeiten ein Mißverständnis unterlaufen ist. Sie denken immer über die Maschinen zu streiten, aber in Wirklichkeit streiten sie sich nur immer wieder von neuem über den Fortschritt. Schon einmal waren sie, ohne es gewahr zu werden, auf dieses etwas heikle Thema verfallen. Und nun sind sie sogleich wieder darauf verfallen, weil jeder einzelne von ihnen, wenn er von den Maschinen und den Wirkungen spricht, die diese in der Welt hervorbringen, von einer anderen Definition ausgeht, die er auch als für alle übrigen gültig stillschweigend voraussetzt. Frau Ferrero beschuldigt die Maschine, daß sie die Welt, anstatt sie zu verbessern, verschlechtere, weil sie aus ihr gewisse Tugenden ausmerze und statt deren gewisse Laster pflege, wie Verschwendungssucht, Unmäßigkeit und Eigennutz; mit anderen Worten, Frau Ferrero beurteilt den Fortschritt nach einem ethischen Kriterium. Cavalcanti glaubt andererseits, daß die Welt mit jedem Fortschritt auch schöner werden müsse; er beurteilt

also den Fortschritt nach einem ästhetischen Kriterium und wirft darum der Maschine vor, daß sie wenigstens in einer gewissen Hinsicht die Welt zur Barberei zurückbringe. Sie Ihrerseits, Herr Rechtsanwalt, scheinen mir zuzugeben, daß die Steigerung der Macht und des Reichtums an und für sich ein Fortschritt ist und sehen darum in der Maschine eine Vorsehung der Menschheit. Wie wollen Sie sich alle gegenseitig verstehen, wenn jeder einzelne von Ihnen eine andere Sprache spricht? Sie schlagen sich in einem Duell auf Säbel, auf nur zwanzig Schritt Entfernung. Wenn wir ernstlich zu einem Schluß zu kommen wünschen, müssen wir vorerst das andere Problem erörtern, was denn eigentlich Fortschritt ist.

„Das ist doch aber ganz klar!“ antwortete mit seiner gewohnten Schlagfertigkeit Alverighi. „Der Fortschritt ist die Eroberung der Erde.“

„Die Eroberung der Erde?“ fragte Cavalcanti. „Wie, sollte sie Selbstzweck sein? Diese Definition lasse ich unter keinen Umständen gelten. Wenn die Schönheit ein Gut ist, muß der Fortschritt auch dieses Gut vermehren, wie alle übrigen Güter und es wird einfach unmöglich sein, zu behaupten, daß ein Zeitalter in jeder Beziehung fortschreitet, aus dem die Schönheit als ein Schandfleck verbannt ist.“

Meiner Frau, die dazu etwas sagen zu wollen schien, wurde das Wort kurzerhand von dem immer schlagfertigen Alverighi mit der Zwischenfrage abgeschnitten:

„Aber wer ermächtigt Sie denn eigentlich zu der Behauptung, daß die heutige Welt nicht so schön ist wie die gestrige?“

Einen Augenblick blieb Cavalcanti vor Überraschung wie stumm, dann aber antwortete er, mit den Achseln zuckend, halb starr vor Schrecken und halb sich vor Lachen schüttelnd:

„Würden Sie denn umgekehrt den Mut in sich fühlen, etwa leugnen zu wollen, daß unsere heutigen, mit der Ma-

schine angefertigten Kleider ganz scheußlich sind im Vergleich zu denen, die die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts trugen?"

Ich weiß nicht, wie diese seltsame Unterhaltung noch geendet hätte, wenn nicht gerade im entscheidenden Augenblick jener Herr Vasquez hinzugekommen wäre, in vollem Wichs, ruhig und würdevoll, eine Havanna rauchend, die so dick war wie die quabbeligen Finger, die sie hielten. Er begrüßte uns, ließ sich in unserer Mitte auf einen Lehnsessel nieder, der gerade noch leer stand, und bemerkte lachend:

„Immer die Philosophie! Ich sehe schon, die ‚Cordova' wird noch den Beinamen ‚El Buque de los Savivs' erhalten. Das Unglück ist nur, daß jener Herr da — und er drohte dem Advokaten mit dem Finger — sich so ganz der Muße hingegeben hat. Er hatte mir das Versprechen gegeben, hier auf dem Schiff den Bericht schreiben zu wollen, den ich den Pariser Bankmännern wegen eines wichtigen Geschäftes vorzulegen beauftragt bin, das wir für die Provinz Mendoza mit ihnen abzuschließen beabsichtigen. Ja wohl. Er tut den ganzen Tag nichts anderes als lesen, träumen und diskutieren."

Scherzend erklärte ihm nun Cavalcanti, daß Alverighi gerade in diesem Augenblick dabei sei, uns Dinge zu enthüllen, die ernster und wichtiger seien als die wichtigsten und ernstesten Geschäfte der Welt. Doch Vasquez ließ sich nicht rühren.

„Ich gebe ihm," fuhr er unmittelbar fort, „noch bis Gibraltar Urlaub! Aber von Gibraltar an werde ich dann wieder für die ernsten Dinge Beschlag auf ihn legen. Übrigens wird er noch genug Zeit zum Debattieren haben, bei einer solchen Schildkröte! Volle zwanzig Tage von Buenos nach Genua!"

Wir gaben ihm zu bedenken, wieviel teurer die Kohle auf den südlichen Wasserstraßen sei als auf den nördlichen. Doch er ließ sich von seiner Idee nicht abbringen.

„Nein, nein!“ meinte er eigensinnig. „Ich will in zehn Tagen von Buenos Aires nach Genua reisen, ganz bestimmt! Wenn es nicht Kohle ist, kann es ja Petroleum sein oder auch Elektrizität oder schließlich auch das Wasserflugzeug oder sonst irgend solch ein Monstrum. Aber irgend etwas wird es schon sein! Ich glaube nun einmal an den Fortschritt!“

„Wie alle Amerikaner!“ bemerkte ich.

Er nickte mit dem Kopfe und brachte mit zwei langen Zügen seine Zigarre zum Glühen. Darauf bemerkte er:

„Es sind gerade zehn Jahre her, als wir auf einer Fahrt nach Europa in Bahia abstiegen und ich hier die erste elektrische Straßenbahn sah. Welches Gefühl mich bei diesem Anblick überkam, davon können Sie sich kaum eine Vorstellung machen! Denken Sie doch bloß daran, daß in Buenos Aires die gesamte Straßenbahn noch immer Pferdebetrieb hatte! Sie haben nun sehen können, was für eine Leistung uns im Verlaufe von nur zehn Jahren möglich gewesen ist. Wir besitzen zurzeit das erste elektrische Straßenbahnnetz der Welt; selbst Paris mit seinen alten Pferdeomnibussen beneidet uns darum!“

Er schwieg einen Augenblick, als ob er nachdächte; alsdann sprach er lächelnd zu mir gewandt:

„Ist das nicht etwas Sonderbares, die große französische Revolution gemacht zu haben und gleichwohl noch immer Pferdeomnibusse zu benutzen?“

Etwas überrascht von dieser Bemerkung fragte ich ihn, ob denn Paris, wenn es von Drähten und Stangen eingeengt wäre, in seinen Augen schöner gewesen wäre; doch anstatt mir auf meine Frage zu antworten, ließ er sich dadurch in seinem Gedankengange keineswegs stören.

„Argentinien ist so blühend, weil, sobald in der Welt nur irgend etwas Neues erfunden wird, wir uns beeilen, es bei uns einzuführen. Wir sind eine Nacion adelantada, wir Argentinier!“

Dann zog er seine Uhr.

„Es ist genau halb sechs!“ sagte er. „Wir haben noch gerade, lieber Anwalt, bis zu Tisch zu einer Partie Karten Zeit. Wenn Ihnen das recht ist, kommen Sie. Anderenfalls fängt diese Äquatordurchfahrt an, wirklich recht langweilig zu werden!“

Alverighi konnte seinem liebenswürdigen und reichen Freunde diese kleine Gefälligkeit wirklich nicht abschlagen und bald zerstreute sich die Gesellschaft nach allen Seiten. Ich selbst entfernte mich in dem Gedanken, daß dieser Vasquez das Problem des Fortschrittes in letztem Grunde erfaßt und auf seine Art in entscheidender Weise gelöst habe. Wie übrigens die meisten Amerikaner!

Der Äquator verursachte überall im Schiffe eine ganz ungewöhnliche Bewegung. Die Fahrgäste kamen jeden Augenblick die Karte zu studieren und erkundigten sich immer wieder danach, in welcher Stunde der Äquator durchschnitten werden würde; sie fragten sich nicht bloß gegenseitig, sie fragten auch die Offiziere, die Kellner, die Köche, die Küchenjungen, obwohl ihnen alle diese mindestens schon zehnmal gesagt hatten: „Gegen Abend!“ Sie beobachteten Himmel und Meer, als ob sie dabei irgend eine unvorhergesehene Nachricht oder Veränderung erwarten könnten. Doch vergebens! Die „Cordova“ setzte ihren Weg über den verlassenen Ozean mit derselben ruhigen, sich ewig gleichbleibenden Gangart fort. Um sich die Zeit zu vertreiben und über die Langeweile des Wartens hinwegzukommen, machte einer der beiden Kaufleute aus Asti mit der Frau des Arztes aus Sao Paulo seine Witze und suchte ihr einzureden, daß, wenn sie nur einmal das Meer mit einem be-

stimmten Fernrohr aufmerksam beobachten wollte, sie die Linie des Äquators genau erkennen könnte. Alle begaben sich ausnahmslos immer wieder einmal von Zeit zu Zeit in den Eßsaal, um rasch einen flüchtigen Blick auf die Vorbereitungen zu werfen, die hier für das Fest am Abend getroffen wurden, wobei sie sich dann auf dem Wege gegenseitig die umlaufenden Klatschereien anvertrauten. Unter diesen war eine, daß sich Frau Feldmann für diesen Abend mit einem ganz wunderbaren Diadem schmücken würde, das nicht weniger als zwei Millionen gekostet hätte. Ich traf den Admiral ganz allein und fragte ihn, da ich wußte, daß er das Ehepaar Feldmann seit langer Zeit kenne, ob er denn ernstlich glaube, daß diese Scheidung der Frau Feldmann, wie sie sagte, so überraschend über Hals und Kopf komme. Er antwortete mir, daß seines Wissens Mann und Frau in gutem Einvernehmen lebten; alle sähen das Ehepaar für glücklich an und manche beneideten sie sogar deshalb, und so neige auch er selbst dazu, das Gerücht von der Scheidung für falsch zu halten, obwohl er nicht zu erklären wüßte, wie es entstanden sei! Doch, ich weiß nicht recht, warum — vielleicht, weil ich zu argwöhnisch war — ich glaubte, in den Reden des Admirals eine gewisse beabsichtigte Verschlossenheit zu bemerken. Ganz allmählich erlosch der fahle und schwüle Tag auf dem stillen öden Meere und doch kam die Stunde des Essens, noch ehe wir den Äquator erreicht hatten und so begaben wir uns alle etwas enttäuscht und geradezu aufgebracht über diese einfach unerreichbare Linie in unseren Festanzügen zur Tafel. Und doch war der Saal voll, da alle es sich hatten angelegen sein lassen, dem Äquatormahl beizuwohnen. Zuletzt kam Frau Feldmann, die ich den ganzen Tag über nicht gesehen hatte, frisch und heiter wie gewöhnlich, aber nicht etwa mit dem angekündigten herrlichen Diadem geschmückt, sondern vielmehr mit jenem Perlenhalsband, das am Abend vorher nur

wie durch ein Wunder dem grausamen Schicksal entgangen war, durch die Unvorsicht der Füße Lisettas zertreten zu werden. Im übrigen trug sie ihr schönes, tiefausgeschnittenes weißes Spitzenkleid. Sie grüßte mich mit einem freundlichen Blicke und sprach mit mir und den anderen mit solcher Ungezwungenheit und Heiterkeit, daß ich, wiewohl ich mich in dem Augenblick, in dem sich unsere Blicke zum ersten Male wieder trafen, ein wenig verwirrt gefühlt hatte, schon wenige Minuten darauf ihre Tränen und Rührauftritte vom vorangegangenen Tage vergessen hatte. Wir waren alle anfangs ein wenig verdutzt, als uns der Kapitän lächelnd meldete, daß wir nicht vor zehn Uhr den Äquator durchfahren würden, doch, als Cavalcanti nach dem zweiten Gange Alverighi bat, das kurz zuvor unterbrochene Gespräch fortzusetzen und ihm die Behauptung, daß die Welt durch die Maschine verunstaltet und verunziert sei, als unhaltbar nachzuweisen, hörten wir bald auf, uns mit der bösen „Linie" zu beschäftigen.

„Es ist das das Ei des Kolumbus!" entgegnete schlagfertig und scherzend Alverighi. „Wir brauchen in der Tat bloß auf die Kleider zu achten, die heute getragen werden, um dem von Ihnen gewählten Beispiele zu folgen. Können Sie leugnen, daß die Seidenindustrie heute Stoffe fabriziert, die eine wahre Augenweide sind, einfache Wunder von Schönheit und richtige Kunstwerke in des Wortes verwegenster Bedeutung? Oder etwa auch nur, daß die anderen Stoffe, die wollenen, leinenen, baumwollenen usw., in die sich die Damen kleiden, keineswegs jeder Schönheit bar sind? Daß auch die Kunst, mit der sich die Damen kleiden, eine wahrhaft schöne Kunst ist, erfahren wir unglücklichen armen Ehemänner das nicht täglich zu unserer Verzweiflung und unserem wirtschaftlichen Ruine? Ich nehme schon jetzt Frau Feldmann, soweit über diesen Punkt Streitigkeiten entstehen sollten, als Schiedsrichterin an. Doch, wie sollten

solche entstehen? Eher könnten Sie schon sagen, daß bei der Herrenkleidung die Rücksicht auf die Bequemlichkeit stets der Rücksicht auf das Schöne vorangeht. Nun, auch das ist nicht ganz richtig; selbst in die Anzüge, in die wir Herren uns kleiden, sucht die moderne Industrie, um die Käufer anzulocken, einen Funken Schönheit einzuweben: freundliche Muster und Farben, geschmackvolle Schnitte, Formen, die sich der Figur des Kunden anschmiegen, mit einem Wort lauter Schönheitsrücksichten, während in der Kleidung des achtzehnten Jahrhunderts nur alles von Puffen, Spitzen und Besätzen strotzt!"

„Aber die heutigen Stoffe," fuhr Cavalcanti achselzuckend dazwischen, „sind Schund- und Ramschware, während jene einstigen Stoffe geradezu richtige Kunstdenkmäler von einem gewissen Ewigkeitswerte waren!"

„Schund- und Ramschware! Kunstdenkmäler!" wiederholte Alverighi höhnisch. „Tönende Worte, die nichts sagen! Doch, bitte, erinnern Sie sich denn gar nicht mehr an die Unterhaltung von neulich Abend? Ist sie Ihnen denn ganz aus dem Sinn gekommen? Da habe ich meine Lungenkraft mit einem schönen Nutzen verschwendet! Aber da sieht man wieder, wie zwecklos all dieses Debattieren ist! Wir reden hin und her, wir hadern, wir geraten in Wut, es scheint auch einer zu überführen und zu überzeugen und der andere überführt und überzeugt und es sieht auch wirklich ganz so aus, als ob die Ideen von einem Kopfe zum andern gewandert, geklärt und ausgetauscht wären! Und schon eine halbe Stunde später fällt jeder wieder in seine alten Ansichten zurück, wie einer, der um Mitternacht halb erwacht ist und schon wenige Minuten später wieder einschläft. Doch jetzt ist der Augenblick, aus unseren vorhergehenden Erörterungen für einen praktischen Fall die Nutzanwendung zu machen. Und deshalb frage ich Sie: Mit welchem Metermaße oder mit welcher Wage wollen Sie die Schönheit der gegenwärtigen

und die der antiken Moden messen oder wiegen, um festzustellen, daß in den gegenwärtigen Moden weniger Schönheit liege als in den antiken? Wie wollten Sie es anstellen, mir zu beweisen, daß die antiken Moden schöner seien, wenn ich Ihnen gegenüber behauptete, daß mir nun einmal die neuen und gegenwärtigen Moden mehr gefallen? Nein, Sie verwechseln wie so viele andere mit Verfall der Kunst das, was umgekehrt ihre Reinigung von den Interessen bedeutet, die gerade durch die Maschinen bewirkt wird. So lange die Männer und die Frauen sich mit Stoffen bekleideten, die schon Monate beanspruchten, um von sich bloß einen einzigen Meter mit der Hand herstellen zu lassen, war es natürlich, daß Kirche, Staat, Adel, kurz alle Mächte der Zeit sich bestrebten, die wenigen Vorbilder aufzuzwingen und allzu häufige Wandlungen im Geschmack und das Eindringen fremder Vorbilder zu hindern. Es gab keine andere Möglichkeit, den Gilden, Innungen und Zünften der Handwerker Brot und Arbeit zu sichern. Und wie konnten sie jene Moden den Menschen vorschreiben, wenn sie diese nicht überzeugten, daß die Moden schön, höchst schön, urschön seien. Aber auch dies war nichts weiter als eine korrigierbare und schwankende Meinung, wie Sie sagen würden, Herr Ingenieur. Und es ist Tatsache, daß sich niemand mehr zu ihr bekennt, heute, wo die Maschine so schnell zu arbeiten und so leicht die Muster zu wechseln vermag. So haben auch in dem gleichen Maße, wie die Maschine triumphierte, alle jene Mächte der Welt ihr Interesse — und er betonte jede Silbe dieses Wortes — an den Textilindustrien nach und nach eingebüßt; das Publikum hat nicht mehr alle die Autoritäten des Himmels und der Erde auf seinem Nacken sitzen, wenn es sich kleidet; die Fabrikanten müssen notgedrungen zu Diener ihres Herrn, des Publikums, werden; jeder hat auch die Freiheit errungen, die Schönheit der Stoffe nach seinem eigenen Geschmack beurteilen zu dürfen, mag dieser Ge-

schmack nun ein feiner oder ein grober, ein vernünftiger oder ein überspannter sein. Heute gefällt dem einen der Stoff und dem anderen der andere. Die Meinungen weichen von einander ab, aber wir streiten uns nicht und gründen keine Lehrstühle der Ästhetik, um zu erfahren, wer recht und wer unrecht hat.

„Jeder freut sich dessen, was er liebt, und kauft den Stoff, der ihm am besten gefällt, legt ihn an, trägt ihn, legt ihn ab und vergißt ihn, wie er will, nicht wie ein anderer."

Er hielt einen Augenblick inne. Und alsbald bemerkte Cavalcanti:

„Gleichwohl scheint auch heute noch unser Geschmack nicht immer uninteressiert: vermöge ihres Patriotismus bevorzugen manche Leute die heimischen Stoffe ihres Landes und andere wieder vermöge ihres Snobismus die englischen oder die französischen."

„Gewiß!" erwiderte Alverighi. „Doch gewöhnlich helfen diesem Übelstande die Kaufleute dadurch ab, daß sie die einen wie die anderen hintergehen. Sie verkaufen den Patrioten die ausländischen Stoffe als einheimische und den Snobs die heimischen Stoffe des Landes als ausländische."

„Genug von den Stoffen, Kleidern und Möbeln!" rief Cavalcanti nach einem Augenblick stillen Nachdenkens. „Doch die höheren Künste, die Aristokratie des Schönen..."

Alverighi ließ ihm nicht die Zeit zu Ende zu reden.

„Selbst in den höheren Künsten," unterbrach er ihn hastig, „ist das, was die Dummköpfe Verfall der Kunst nennen, nichts weiter als ihre Befreiung von den weltlichen Interessen, also ein Werk des Fortschritts. Wollen Sie sich davon überführen? Wenden Sie einmal eine flüchtige Minute Ihre Blicke nach Amerika. Die Europäer sagen mit Vorliebe

immer wieder, daß die Amerikaner weiter nichts als mit Gold bepackte Esel seien. Mag sein! Doch bei alledem führten Sie, Herr Cavalcanti, neulich abends, wo Sie so heftig mit mir stritten, als ich den ‚Hamlet' etwas zurechtstutzte, gelegentlich aus, daß die Amerikaner das Schöne mehr zu würdigen verstehen als die Europäer. Damals, Cavalcanti, haben Sie als ein echter Amerikaner gesprochen."

Cavalcanti machte eine ironische Verbeugung zum Zeichen des Dankes. Da sprach der Admiral, zu ihm gewandt:

„Einen weniger schlechten Geschmack als diesen dürfte manchmal selbst der haben, der von einer seit zwei Jahrhunderten in Amerika festeingesessenen Familie abstammt."

Seit nur zu langer Zeit!" gab sogleich Alverighi zurück.

Cavalcanti und der Admiral hätten sich am liebsten die Augen ausgekratzt, doch schnell fuhr der andere fort:

„Nach zwei oder drei Generationen, nachdem sie reich geworden sind, beginnen sich die amerikanischen Familien wieder zu europäisieren, d. h. verlieren das aus den Augen, was ich den Sinn des Weltalls nennen würde."

„Ich habe begriffen," schloß Cavalcanti diesen Wortwechsel. „In Amerika sind echte Amerikaner nur die Europäer."

Wir lachten alle, selbst Alverighi, der schon im nächsten Augenblick fortfuhr:

„In jeder Weise ist Amerika, wie Sie sagten, ein offenes Land für alle Künste, für alle Schulen, für alle Gedanken und ohne Vorurteil. Ist es etwa nicht wahr, daß wir die Vortragenden, die Musiker, die Schriftsteller und Schauspieler, die Sänger, die Maler und Bildhauer jedes Landes und jeder

Schule nur so mit Tausenddollarnoten vollstopfen? Gibt es eine Stadt in Europa, die so viele Opern des ganzen Repertoires und so gut spielen läßt wie Buenos Aires und New-York? Ist es etwa nicht richtig, daß, wer die süßen Harmonien der alten italienischen Oper wieder hören will, nicht nach Rom oder Mailand, sondern nach Argentinien oder in die Vereinigten Staaten von Nordamerika gehen muß? Und wer hat Ihnen, Ferrero, die Mittel bewilligt, Ihre Werke fortzusetzen? Und wie erklärt sich dies Phänomen, wenn Amerika die Thebais der Intelligenz und die Sahara der Kultur wäre? Doch was für eine Thebais, was für eine Sahara? Amerika ist interessiert in der Kunst! Warum? Weil es, dem Himmel und dem Fortschritt sei Dank, Getreide, Eisen, Kohle, Petroleum und jede andere Gabe Gottes in Menge zu verkaufen und keine Künste den anderen drinnen oder draußen aufzudrängen hat. Reinigt die Kunst von jedem Interesse, und was bleibt übrig? Jenes, wenn man so will, unbestimmte und schwankende, aber köstliche und berauschende Vergnügen, das die Schönheit gewährt, wann und wem sie es immer gewähren mag, wie Sie, Cavalcanti, neulich so treffend ausführten. Nun, trinken wir Amerikaner nicht die renommiertesten Marken von Champagner? Rauchen wir nicht die teuersten Havannas? Lassen wir uns nicht von den beliebtesten Londoner und Pariser Schneidern bekleiden? Warum sollten wir uns nicht auch, wenn sie uns gefallen, der schönen Gemälde, der schönen Bücher, der schönen Musik und der schönen Gärten freuen? Doch verstehen wir uns recht: Ohne zu glauben, daß unser Vergnügen ein universales sei und ohne zu wollen oder zu gestatten, daß es ein für alle verbindliches werde; es ist vielmehr ein gewisses persönliches, intimes, spontanes, unausdrückbares und infolgedessen auch freies, ja im wesentlichen ein freies Gefühl. Unter allen Dingen, die mich ärgern, ist für mich das ärgerlichste die dumme ästhetische Aufgeblasenheit der Europäer.

Sie schimpfen uns Amerikaner Barbaren, weil sie allein schöne Sachen zu machen und zu beurteilen wüßten. Aber diesen Barbaren mögen sie Dummköpfe aufbinden, die europäischen Herren Kritiker und Ästheten. Die Ästhetik ist die letzte Tyrannei, die Europa der Welt aufzuerlegen strebt, aber glauben Sie mir, Herr Ingenieur, Amerika wird auch diese rühmlichste Anstrengung in Trümmer schlagen, ja hat schon damit begonnen — und mit welchem Erfolge! Wir werden jedem Menschen das Recht gewähren, allen seinen Nebenmenschen zum Trotze das zu bewundern, was er selbst schön findet: griechische Skulptur, japanische Malerei, gotische Baukunst, die Wolkenkratzer von New-York oder auch die futuristische Musik der Verehrer eines Marinetti, wenn ihr Herz darnach verlangt. Also keine Kritik mehr, keine ästhetischen Theorien, keine Überlieferungen, Schulen, Vorurteile oder Parteinahmen mehr, wohl aber Freiheit, Freiheit, nichts als Freiheit! Es ist das das einzige sichere Mittel, ein für allemale die endlosen Streitigkeiten über das Schöne aufzuheben, die die Menschen die ganzen Jahrhunderte hindurch beunruhigt haben. Freiheit!"

Bei diesen Worten durchzuckte es mein Inneres wie ein Blitz. Die Erwägung, auf Grund deren jener Kaufmann aus Rosario nach seiner Flucht aus den europäischen Schulen entdeckt hatte, daß die Kunst einen schwankenden und unsicheren Genuß ohne vorliegendes Bedürfnis darstelle, jene so manche Tage vergeblich gesuchte Erwägung wurde jetzt erst klar, sie wurde die besagte. Er wollte die Autorität Europas erschüttern, die Rosetti so fest begründet erschien. Ich erinnerte mich, wie schnell in Amerika die revolutionärsten Neuigkeiten der Kunst, Literatur und Ästhetik, die Europa nur erfinden kann, als angebliche Erzeugnisse modernen Geistes die Gunst des Publikums finden und glaubte auch in dieser Gunst, deren Ursache ich niemals begriffen hatte, in der Beleuchtung jener Worte ein dunkles und unbewußtes

Streben der Neuen Welt nach jener geistigen Unabhängigkeit von der Alten Welt zu entdecken, dessen Verwirklichung Alverighi, der sich auch diesmal so kurz faßte, wie er das stets gewohnt war, als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Mittlerweile hatte auch schon Cavalcanti die Worte für seine Erwiderung gefunden.

„Daß in dem, was Sie sagen, etwas Wahres liegt, wenigstens für Amerika," sagte er, „gebe ich zu. Doch in Europa . . ."

„Auch in Europa!" fiel ihm Alverighi in die Rede. „Auch in Europa hat die Menge ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Fortschritt gepackt, nach dem Fortschritt, d. h. nach Luxus, Bequemlichkeiten, Wohlhabenheiten und Unterricht. Wieviel Brot und wieviel von dem, was außerdem dazugehört, vermögen wohl heute noch in der Alten Welt den Massen diejenigen Künste und Wissenschaften zu gewähren, die nicht der Industrie dienen, im Vergleich mit dem, was ihnen die Ländereien, die Bergwerke und die Maschinen gewähren? Die Malerei beispielsweise oder auch die Bildhauerkunst oder die Musik? Wieviel Millionen Arbeiter könnten wohl diese Künste in Europa ernähren, selbst wenn es einem Volke gelänge, sie zu monopolisieren, d. h. es zu ermöglichen, die neun Musen in einem Syndikate zu vereinigen? Traumbilder, Hirngespinste, Phantasien alter Zeiten, glauben Sie mir, sonst nichts. Die Welt, meine Herren, will heute Maschinen und nicht Federn, um den Hunger ihrer Völker zu befriedigen. Schon morgen wird die Kunst nur noch eine magere Hilfsquelle jener armen Völker sein, die weder weite Territorien, noch auch irgend welche Kohlengruben besitzen."

Und ohne weiter auf das Staunen zu achten, das bei diesen Worten über unsere Gesichter glitt, fuhr er, sich immer mehr erwärmend, unmittelbar fort:

„Unter einer Bedingung jedoch! Verstehen wir uns recht. Unter der einen Bedingung, daß die zukünftigen Künstler sich damit zufrieden geben, das zu sein, was sie sind, und nichts anderes oder gar mehr: handwerksmäßige Arbeiter, wie die Arbeiter aller übrigen Erzeugnisse, handwerksmäßige Arbeiter des Genusses, gewiß, auserlesene und gut bezahlte, aber bei alledem nur handwerksmäßige Arbeiter, nicht Halbgötter. Freiheit im Publikum, Bescheidenheit unter den Künstlern, das werden die beiden Prinzipien der Kunst der Zukunft sein."

Und nun wandte er sich an Frau Feldmann:

„Können Sie mir, gnädige Frau, den Namen des Künstlers nennen, der das wundervolle Muster zu dem Stoffe Ihres Kleides entworfen hat? Nein. Haben Sie sich irgend bemüht, ihn kennen zu lernen? Auch nicht. Sie haben die Arbeit bezahlt und bewundert, und das ist alles. So werden in Zukunft alle Künstler behandelt werden, und sie werden dabei ernster und glücklicher sein. Die Zeiten haben sich geändert, meine Herren, und wehe den Völkern, die das nicht merken! Jahrhunderte lang haben sich die Menschen, anstatt sich fluchtartig über die Welt zu verbreiten, auf wenigen Punkten des Erdballes zusammengekauert, die sie nicht verlassen wollten. Und so haben sie sich auch auf wenige Formen und Motive der Kunst beschränkt und hatten für nichts anderes Augen, Nerven und Ohren als für diese; so haben sie sich auch auf eine einzige philosophische Lehre und einen einzigen religiösen Glauben beschränkt und wehe dem Menschen, der ihre Grenzen zu überschreiten gewagt hätte! Heute ist das nicht mehr! Der Mensch hat die Tore des Weltalls weit aufgesperrt; der Fortschritt hat gesiegt und Amerika ist die große Meisterin der Zivilisation. Wir wollen alles, die ganze Erde, die ganze Schönheit, alle Genüsse, alle Wahrheiten!"

„Mit einem Wort," sagte in diesem Augenblick Rosetti, „die Kunst würde dann nach Ihrer Ansicht nichts weiter als

eine einfache Kurzweil sein, die ganz außerhalb jener großen Bewegung der menschlichen Dinge steht, die den stolzen Namen ‚Fortschritt' führt."

„Natürlich!" antwortete Alverighi. „Übrigens das ist klar: Fortschreiten bedeutet lernen, Besseres oder mehr zu erzeugen. Nun, wer weiß nicht, daß viele glauben, daß wir in Kunstsachen unseren Vorfahren nachstehen und daher wohl im Laufe der Zeit verlernt haben, anstatt zu lernen? Manch anderer freilich glaubt das gerade Gegenteil! Doch wer darin recht oder unrecht haben mag, das zu wissen, gibt es kein Mittel. Die Wahrheit ist also, daß die Kunst überhaupt nicht fortschreiten kann. Sie wechselt und gestaltet sich um, das ist alles."

„Und genau das gleiche, fürchte ich," fügte nun Rosetti hinzu, „ließe sich von der Moral sagen. Wie soll man denn eigentlich wissen, ob eine Generation besser oder schlechter ist als eine andere?"

Er konnte nicht weiter sprechen.

Schon hatten die Bediensteten begonnen, den Champagner einzuschenken, den das Schiff zur Feier der Durchfahrt des Äquators spendete, und unsere Debatten wurden in diesem Augenblicke durch die Trinksprüche und die Feierlichkeit der Taufe unterbrochen. Der Kapitän goß einige Tropfen Sekt über das Haupt aller derjenigen, die zum ersten Male jene ideale Grenzlinie der beiden Hemisphären durchschnitten. Aber kaum war die Zeremonie vollendet, da erschienen die Bediensteten schon wieder, um immer weitere Flaschen in großer Zahl zu reichen und den köstlichen Sekt allen im Übermaße immer von neuem zu kredenzen. Diesmal war Herr Vasquez der edle Spender. In dem von der äquatorialen Temperatur und den Dünsten des bereits getrunkenen Weines erhitzten Saale stieg eine wahre Flamme der Begeisterung empor; alle erhoben sich, Herrn Vasquez und Argentinien zutrinkend; auch Frau Feldmann warf ihm ein

leichtes Lächeln zu, ehe sie ihre kleinen, zarten, rosigen Lippen in das goldfunkelnde Naß eintauchte, und Herr Vasquez erwiderte alle diese Huldigungen in würdiger Gefaßtheit und Ruhe, aber mit einem befriedigten höflichen Lächeln. Ich bemerkte indessen, daß Doktor Montanari, der an diesem Abend noch übelgelaunter und gereizter als gewöhnlich erschien, den Wein zurückgewiesen hatte. Weiter bemerkte ich, als ich mich umschaute, auch, daß sowohl der junge Mann aus Tucuman als auch seine Frau, die Nordamerikanerin, nicht zugegen waren.

„Sie werden die Feste nicht lieben!“ dachte ich.

Der herrschende Lärm, der nur durch ein paar Tischreden unterbrochen wurde, ermöglichte es uns nicht, unsere Debatte an der Tafel wieder aufzunehmen. So verlief das Mahl zwar fröhlich, aber unter ganz nichtigem Geschwätz, und wir waren bei seinem Schlusse noch immer in der südlichen Hemisphäre. Noch vor Aufhebung der Tafel bemühte sich einer nach dem andern von unserer Runde, diesen Äquator zu entdecken, der „es sich doch ein wenig zu bequem machte, wie sich Alverighi scherzend ausdrückte. Nun zerstreuten wir uns über das Schiff. Ich verließ den Saal mit meiner Frau und Cavalcanti; vor uns ging Frau Feldmann im Arme des Admirals. Im Vorsaal bemerkte ich, als mir gerade Cavalcanti mit einer Anspielung auf Alverighi die Bemerkung ins Ohr flüsterte: „Sie haben recht, Freund Ferrero, er ist wirklich ein in der Pampa wieder wild gewordenes Genie,“ die Gattin des Arztes aus Sao Paulo, die schöne Genueserin, zwei bis drei andere Damen und den Juwelier, die sich dort aufgestellt hatten, als ob sie jemanden erwarten wollten; es handelte sich offenbar um die Milliardärin. Und in der Tat wagten sie, sobald Frau Feldmann aus dem Eßsaal an der Türe des Vorraumes erschien, keine Silbe mehr zu sprechen, so daß lautlose Stille herrschte, um sie in dem Augenblicke, wo sie an ihnen

vorüberkam, mit einer leichten Verbeugung zu grüßen; während sie sich dann zu der auf das Deck gehenden Seitentüre begab, verfolgten sie sie dann mit ihren Blicken mit einer geradezu leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, als ob sie sich alle jene Wunder der Natur und der Kunst, die diese merkwürdige Frau aufzuweisen hatte, in ihrem Gedächtnis einprägen wollten. Begierig, zu hören, was sie nach ihrem Verschwinden sagen würden, blieb ich wie zufällig im Vorsaal zurück.

„Wie schön sie doch ist!“ rief die Genueserin seufzend und unterbrach so als erste die herrschende Stille. Ich weiß nicht recht, ob sie mit diesem Stoßseufzer Frau Feldmann selbst oder ihre Robe oder vielleicht beides meinte, stand doch unsere Bankiersfrau vermöge ihres abnormen Reichtumes wie eine Königin über jeder sonst so natürlichen weiblichen Eifersucht. Eine andere Dame stimmte ebenfalls ein Loblied auf ihre Toilette an und verlor sich dabei in die kleinsten Einzelheiten. Vielleicht tat sie das mit der stillen Absicht, zu zeigen, wie sehr sie sich auf Kleider von künstlerischem und materiellem Wert verstünde. Doch der Juwelier fuhr dazwischen:

„Ihr Kleid bedeutet gar nichts! Doch ihre Perlen! Ach, diese Perlen, diese Perlen! Sie gehörten früher irgend so einem indischen Raja, ich möchte wetten! Perlen, wie diese, fanden sich dereinst ausschließlich im Besitze der Herrscher Indiens.“

III.

Ich ging auf das Deck hinaus. Dem Ausgang gegenüber, sich auf dem Geländer zum Meer hinauslehnend, allein und unbeweglich, stand der Doktor. Ich blieb stehen und grüßte ihn.

„Guten Abend, Doktor, wie geht es?“

„Man hilft sich so durch!“ antwortete er mir, wie jemand, der zu verstehen geben will, daß er gern auf Gesellschaft verzichte.

Um ihm nun nicht die Unhöflichkeit zu erweisen, ihn sogleich zufrieden zu stellen, fragte ich ihn in halb scherzhaftem Tone, ob ihm denn seine „Verrückten“ viel zu tun gaben.

„Reichlich!“ erwiderte er. „Aber, was mich drückt, ist nicht die Quantität, sondern die Qualität der Arbeit. Nebenbei bemerkt, mit Ihrem Antonio da geht es schlechter und schlechter!“

Er hatte gesagt: „Ihrem Antonio da,“ als ob er mich für das schlechte Benehmen dieses Fahrgastes verantwortlich machen wollte. Doch dies ließ mich völlig kalt und ich fragte ihn nur, was denn Antonio wieder ausgefressen hätte.

„Er will seine Frau morden, ja er will sie morden!“ antwortete er mir. „Jetzt hat er sich schon dazu hergegeben, einer Witwe den Hof zu machen, einer Venetianerin, einer gewissen Maria, die, aus Brasilien, wie es scheint, mit einem sogenannten kleinen Schatze heimkehrt. Cose da pazzi! Heute nun hat da unten in den Räumen der dritten Klasse ein kleines Tanz- und Musikfest stattgefunden und er hat sie gezwungen, mit ihm zu tanzen, die arme Frau! In einem solchen Zustande! Sie, die sich kaum mehr auf den Beinen hält! Bis sie schließlich in Ohnmacht fiel. Da mußte ich natürlich zu Hilfe eilen. Ich habe einen schrecklichen Auftritt erlebt. Aber bei Leuten, wie diesen, erlebt man alle Tage etwas neues!“

Und er erzählte, er habe soeben die Geschichte einer sizilianischen Familie erfahren. Mann, Frau und zwei Söhne, die auf der Heimreise aus dem Staate Sao Paulo seien. Sie hatten drei Jahre hindurch in einer der weitgelegensten Fazendas des Herrn X. gearbeitet, eines reichen Brasilianers, den ich kennen gelernt hatte. Aber der Verwalter dieser

Fazenda war ein kleiner Tyrann, der versucht hatte, die ziemlich hübsche Frau zu verführen; zurückgewiesen, hatte er, teils um sich zu rächen, teils um die Tugend dieser widerspenstigen Frau zum Nachgeben zu zwingen, den armen Menschen nicht mehr ihren Lohn gezahlt; er hatte Wachen um die Fazenda herum aufgestellt und hatte gedroht, bei einem etwaigen Fluchtversuch auf sie schießen zu lassen. Stellen Sie sich die Drangsale und Nöte dieser Unglücklichen vor. Sie hatten die paar Habseligkeiten, die sie noch besaßen, verkauft und versetzt, nur um nicht zu verhungern, und hatten es schließlich einem bloßen Zufall zu verdanken, daß es ihnen gelang, den wütenden Verfolgungen des unzüchtigen Verwalters zu entgehen und, nachdem sie, ich weiß nicht wieviele Meile zu Fuß gemacht hatten, eine Eisenbahnstation zu erreichen, wo sie endlich der Gefahr glücklich entronnen waren.

„Sie haben nichts weiter gerettet, diese Unglücklichen, als ihr nacktes Leben und ihre Augen, um weinen zu können. In gewisser Beziehung ist es für sie gar nicht so übel; in Zukunft werden sie schon wissen, was es heißt, die Heimat zu verlassen."

Die Erzählung hatte in mir einen gewissen Zweifel erweckt, dem ich auch mit großer Vorsicht dem Doktor gegenüber Ausdruck gab. Herr X., sagte ich ihm, sei eine angesehene Persönlichkeit und ein wohlhabender, gebildeter und ehrenwerter Mann gewesen; es scheine mir wenig wahrscheinlich, daß in einer seiner Fazendas ein derartiger Schurke oder auch nur ein ähnlicher Mensch die Stelle eines Verwalters bekleiden könne; im übrigen könne ich nicht recht glauben, als jemand, der den Staat Sao Paulo persönlich kennen gelernt hätte, daß dort selbst in weit entfernten und in den Händen schlechter Leiter befindlichen Fazendas derartige Mißbräuche und Gewalttätigkeiten leicht und häufig seien. Es gäbe natürlich Leiter jeder Art, gute, mittelmäßige und schlechte; aber auch die schlechtesten dürften in ihren

Schändlichkeiten doch nicht eine gewisse Grenze überschreiten, die zwischen den Resten des von der Ausrodung verschonten Urwaldes und den Kaffeepflanzungen auch auf der bergigen Hochebene von Sao Paulo von der modernen Zivilisation vorgezeichnet wäre. Der Staat Sao Paulo sei durch den Preissturz des Kaffees mehrere Jahre hindurch einer äußerst harten Prüfung ausgesetzt gewesen; es sei daher nicht recht, wie es nur zu oft in Italien vorgekommen sei, alle die Übelstände, die eine solche Krise mit sich führt, den Leitern in die Schuhe zu schieben und sie auf diese Weise beschuldigen zu wollen, barbarische Sklavenhalter zu sein, während es doch unter ihnen so manchen Ehrenmann gebe und wo doch gerade die Italiener, sowohl diejenigen, die Italien selbst, als auch ganz besonders diejenigen, die Südamerika zugehörten, so viel Geld durch den Kaffeebau verdient hätten. Ich sagte ihm schließlich, daß auf die Auswanderer meist kein allzu großer Verlaß sei. Habe er nicht selbst erklärt, daß sie langsam alle zu Hysterikern und Halbverrückten würden? Wenn das auch nach meiner Meinung etwas übertrieben gewesen wäre, so gebe es doch immerhin zu denken; in jedem Falle aber sei doch eines nicht zu vergessen, nämlich, daß viele Auswanderer, durch die Einsamkeit, durch die Entfernung, durch die so große Verschiedenheit des Klimas und der Lebensmittel, durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten verärgert, den Leitern auch diejenigen unter ihren Leiden in die Schuhe zuschieben, an denen allein ihr persönliches Pech und die zufälligen Umstände Schuld tragen.

Doch ich sprach zu tauben Ohren. Anstatt mir zu antworten, sah mich der Doktor mit mißtrauischen, ja beinahe feindlichen Augen an, gerade, als ob er einen Auswanderungsagenten vor sich hätte.

„Wenn Sie übrigens glauben," schloß ich, um dieses peinliche Schweigen zu brechen, „daß das zu irgend etwas

nützlich sein kann, erkläre ich mich bereit, an Herrn X. zu schreiben. Seien Sie sicher, daß, wenn das von Ihnen Erzählte der Wahrheit entspricht, er die Familie entschädigen wird. Doch wenn ich schreibe, möchte ich zuvor noch einmal mit dem Manne sprechen."

Etwas beruhigt, erwiderte mir der Doktor:

„Der Mann ist ein Tier, ich will Sie mit der Frau sprechen lassen. Wenn Sie für diese Leute etwas tun können, so wird das jedenfalls ein gutes Werk sein. Doch wollen Sie mir wohl noch einen anderen Gefallen tun? Nun, dann bitten Sie doch ihre Frau Gemahlin, sie möchte Magdalena immer wieder sagen, sie möge doch bloß auf mich und nicht so viel auf ihren Mann hören. Wenn sie sich das Leben nehmen will, es steht ihr frei. Aber sie möge doch damit jedenfalls so lange warten, bis sie wieder daheim ist. Um was ich sie allein bitten lasse, ist: mir bloß nicht an Bord zu sterben und womöglich noch andere anzustecken."

Während wir noch so sprachen, erschien die schöne Genueserin und bat mich, doch einmal Frau Feldmann zu fragen, ob sie vielleicht so liebenswürdig sein würde, uns etwas Tanzmusik machen zu wollen.

„Gern!" antwortete ich, „aber wo ist sie?"

„Oben im Musiksaal. Hören Sie sie nicht spielen?"

Und in der Tat drang vom Musiksaal aus in unterbrochenen Wellen der sanfte Schall einer leichten Melodie zu uns herüber. Ich verließ den Doktor, begleitete die Genueserin in den Musiksaal hinauf und teilte der erlauchten Frau das ergebene Gesuch ihrer Verehrerinnen und Verehrer mit. Sie willigte ein und sogleich begannen sich einige Paare im Takte eines Walzers zu drehen, während ich mich mit dem Admiral in ein stilles Eckchen zurückzog.

„Wie frisch, selig und heiter sie jetzt aussieht!" flüsterte ich ihm in Hinblick auf Frau Feldmann ins Ohr. „Wer hätte das wohl noch gestern abends für möglich gehalten?"

„Ach! Diese Weltdamen!“ entgegnete der Admiral, ohne seine Augen von den tanzenden Paaren zu trennen. „Eine schöne Toilette wirkt auf sie wie auf uns Soldaten eine Fanfare. In dem Bewußtsein, in einer solchen zu prangen, vergessen sie alles: Sorgen, Krankheiten, Jahre.“

Ich erzählte ihm nun in aller Kürze das Gespräch, das diese Dame mit meiner Frau am Vormittag gehabt hatte. Als ich ihm aber sagte, daß Frau Feldmann manchmal zweifle, ob ihr Mann nicht etwas geistesgestört sei, glitt ein leises Lächeln über seine Lippen.

„Was lächeln Sie bloß so?“ fragte ich neugierig.

„Um nichts. Nur so. Das ist so drollig.“

Und er verstummte wieder, um seine ganze Aufmerksamkeit den Tänzern zu widmen, während ich mich vergeblich bemühte, die Unterhaltung auf den Gegenstand zu lenken, über den wir uns während der Mahlzeit ausgesprochen hatten. Da mit einem Male begann die Maschine heiser und dumpf zu pfeifen, um uns allen, die wir schon gar nicht mehr hieran dachten, durch ein langes Signal anzuzeigen, daß die irreale Grenzlinie zwischen den beiden Hälften des Planeten nunmehr überschritten sei. Sogleich lösten sich die Paare auf; Frau Feldmann erhob sich; wir alle liefen kopfüber auf das Deck; aus den tiefsten Löchern und den verborgensten Schlupfwinkeln der dritten Klasse krochen Männer und Frauen hervor und begaben sich eiligst auf die beiden Decke der ersten Klasse, um sich hier anzusehen, wie die „Cordova“ in die nördliche Hemisphäre einführe. Ein Freudengeschrei hallte durch die Nacht. Aber der Nachthimmel war so dunkel wie immer; nur oben strahlten wie auch sonst die Sterne in ihrem gewohnten schweigenden Glanze. Weder langsamer noch schneller als gewöhnlich durchschnitt die „Cordova“, gleich einem Springbrunnen rauschend, die riesige Wasserfläche, die sich unübersehbar ins Endlose dahinstreckte. Wir hatten wohl die

Hemisphäre gewechselt, doch nicht die Welt ihr Gesicht; sie hatte sich um nichts geändert und nichts in ihr. So schrien wir, inmitten des Weltmeeres auf der schwankenden, kleinen eisernen Nußschale hin und her treibend, unser Freudengejubel aus dem Dunkel der Nacht ins weite All hinaus. Aber das langmütige Gesicht der unendlichen Finsternis runzelte sich nicht einmal bei diesem für sie so unmerklichen Geräusche.

Nachdem wir nun immer wieder hinauf und hinab, nach rechts und nach links Ausschau gehalten und uns überzeugt hatten, daß, wenn wir auch die Hemisphäre verändert hätten, sich um uns doch gar nichts verändert hätte, begannen wir allmählich, uns einer nach dem anderen auf dem Dampfer zu zerstreuen, um uns dem Zauber der Meeresnacht noch einmal ganz hinzugeben. Bald saßen meine Frau und ich plaudernd in einem Winkel des Promenadendeckes und ich wiederholte ihr, was mir der Doktor von Magdalena gesagt hatte, und war gerade dabei, ihr seine Bitte zu übermitteln, als plötzlich Frau Feldmann sich bei uns einfand. Sie setzte sich neben uns und drechselte mit den unvermeidlichen langen Vorreden einige alltägliche Redensarten über Wetter, Meer, Abend usw., um mich dann unvermittelt mit einem Male zu fragen, ob nicht in New-York irgend eine Nachricht oder irgend eine Stimme oder irgend ein Gerücht, die ihr irgend eine Aufklärung über ihren Mann bringen könnten, an meine Ohren gedrungen wäre. Ich antwortete ihr die Wahrheit, d. h. nein und fragte sie dann in etwas neckendem Tone, ob es wahr sei, daß ihr Mann Nero gliche.

„Sehen wir ganz von der Grausamkeit ab," sagte ich, „aber Nero war doch jedenfalls ein schwacher, unentschlossener und feiger Mensch. Nun mag ein Bankmann alles sein, was Sie wollen: ein Geier oder ein Beutelschneider, aber Energie muß er in jedem Falle haben."

Frau Feldmann war gerade damit beschäftigt, mit ihren beiden Händen einen Zipfel ihres weißen Schleiers auf ihrem linken Knie auszubreiten.

„Glauben Sie das wirklich?“ sagte sie langsam, die Augen auf mich richtend und mich mit einem durchtriebenen Lächeln anschauend.

„Beim Bacchus! Ich glaube es wirklich!“ antwortete ich in einem etwas professoralen Tone. „Die Bankmänner sind die Condottieri der modernen Welt.“

„Für euch Gelehrte, die ihr die Dinge aus der Höhe im großen betrachtet. Aber für uns Frauen, die wir mit ihnen Tag und Nacht zusammenleben müssen, weiß ich es wirklich nicht.“

„Aber wollen Sie denn leugnen, daß die Morgan, die Rockefeller, die Underhill Männer von festestem Zugreifen sind?“

„Sie nannten Underhill,“ fuhr sie plötzlich lebhaft dazwischen. „Ja, er — das will ich zugeben — war wirklich ein großer Mann.“

„Haben Sie ihn gekannt?“ fragte meine Frau. „Noch drei Monate vor seinem Tode hatte er uns aufgefordert, mit ihm gemeinsam ein Frühstück einzunehmen. Warum es dann nicht dazu gekommen ist, kann ich mich nicht mehr recht erinnern.“

„Underhill,“ entgegnete Frau Feldmann, „war ein Freund unseres Hauses.“

„Eine der Banken,“ sagte ich dann, zu meiner Frau gekehrt, „die Underhill bei der Reorganisierung des ‚Great Continental‘ unterstützt haben, ist die Bank Loeventhal, jene Bank, deren einer Direktor Herr Feldmann ist.“

„Und was war das für ein Mensch, dieser Underhill?“ fragte nun meine Frau. „Herr Otto Kahn hat uns erzählt, daß er ein äußerst interessanter Mann war.“

„Ein ganz ungewöhnlicher Mann!“ rief Frau Feldmann beherzt aus. „Doch verstehen wir uns recht (den folgenden Satz sprach sie französisch): Er war auch nicht für einen Pfennig Weltmann. Er hätte nicht verstanden, meine Toilette hier von den Kleidern der an den jungen Doktor verheirateten Amerikanerin zu unterscheiden. Und doch, wie oft habe ich nicht meinem Manne gesagt: ‚Ja, der ist ein Mann‘!“

Ich dachte bei mir: Ja, der ist ein Mann! Aber was war dann ihr eigener Mann? Und ich fragte sie, wann sie Underhill kennen gelernt hätte.

„Es sind jetzt fünfzehn Jahre,“ entgegnete sie. „Eines schönen Tages kam mein Mann zu mir und bat mich, eine Dinereinladung an Herrn Richard Underhill ergehen zu lassen. Ich hatte diesen Namen bisher noch niemals gehört und so erkundigte ich mich bei ihm, was das denn für ein Herr sei. ‚Ein halb verhungerter Stock-broker!‘ erklärte mir mein Gatte. ‚Der Onkel will um jeden Preis, daß ich ihn einlade!‘ Stock-broker, ja, das war er in der Tat, aber halb verhungert, nein! Ich habe das später erfahren: er hatte damals schon ein gewisses Vermögen, das allerdings noch klein war im Vergleich zu dem meines Mannes und noch sehr klein im Vergleich zu dem, das er selbst seinen Söhnen hinterlassen hat; aber jedenfalls hatte er es selbst zusammengebracht; denn er stammte nur aus einer ganz kleinen Familie. Aber mein Mann hat stets die Menschen außerordentlich gering geschätzt, die nicht so reich wie er waren, außer wenn sie geneigt waren, seine Diener zu werden. Von allen seinen Fehlern hat mir dieser an ihm stets am meisten mißfallen.“

„Ihr Gatte mag mehrere Fehler haben. Doch Sie sind jedenfalls keine nachsichtige Frau. Tant s’en faut!“ sagte ich in etwas neckendem Tone.

„Sie wollen sagen, daß ich aufrichtig bin," belehrte sie mich in einem wahrhaft treuherzig anmutenden Tone.

„Aufrichtig und streng, so scheint mir."

„Das sagte mir auch immer meine Mutter. Doch ich bin nun einmal so."

„Das wundert mich nicht. Diese Art strenger Aufrichtigkeit findet sich oft bei Heiligen, bei Herrschern, bei Prinzen, bei Standesherren, bei zu schönen und zu umworbenen Frauen."

„Und unter welcher Rubrik sollte denn ich unter den mit einem solchen Temperament behafteten Persönlichkeiten eingereiht werden?" fragte sie mich mit einem verschmitzten Lächeln.

„Scheiden Sie das nicht Zutreffende aus und sehen Sie, was dann übrig bleibt. Sind Sie eine Heilige? Eine Königin? Eine Prinzessin? Nein! Nun also . . ."

„Doch ich hoffe, Sie werden erkennen, daß das eine Tugend ist."

„Das kommt auf die Umstände an."

„Auf welche Umstände?"

„Nun denn! Derartige Menschen lieben gewöhnlich leidenschaftlich die Gerechtigkeit und die Geradheit und das ist gut so. Was aber schlecht ist, ist, daß manchmal in dieser Liebe zur Gerechtigkeit ein ganz klein bißchen Hochmut und Überhebung liegt. Denn scheint es Ihnen nicht, daß ein wenig Hochmut und Überhebung notwendig ist, um sich für befähigt zu halten, seine Mitmenschen bei jeder beliebigen Gelegenheit und ohne jede Berufung aburteilen zu können?"

„Danke für das Kompliment. Sie sagen mir also, daß ich eine eitle, dumme und anmaßende Frau bin."

„Eitel und dumm, nein! Aber etwas hochmütig und ein wenig anmaßend. Ich weiß nicht recht. Ich behalte mir mein Urteil vor. Wir werden ja sehen. Doch kehren wir zu Under-

hill zurück. Ich vermute doch, daß Sie ihn mit einer Einladung zum Diner beehrt haben, nachdem es ihm gelungen war, zum Präsidenten des ‚Great Continental' gewählt zu werden?"

„Ganz gewiß! Sie wissen, daß bis zu diesem Augenblicke keiner der amerikanischen Finanzmagnaten zugegeben haben würde, Underhill als einen ihresgleichen zu behandeln."

„Er hatte," bemerkte ich, „immer nur unbedeutende Eisenbahnen zu verwalten gehabt, so hohe Anerkennung es verdient, wie gut er sie verwaltet hat."

„Sicher. Und niemand wollte ihn anfänglich auf diesem hohen Posten haben. Mein Mann war damals natürlich einer seiner erbittertsten Gegner. Aber Underhill redete und wirkte so lange, bis er schließlich zum Ziel kam. Zu der Zeit war es, wo ein jeder der an der Eisenbahn interessierten Prinzipale ein Essen zur Feier des Friedens gab. Ich hatte mich noch niemals um die Geschäftsangelegenheiten meines Mannes gekümmert und so hatte ich seiner damaligen Bemerkung kein großes Gewicht beigelegt. Da begegnete ich ausgerechnet zwei Tage vor dem Essen Otto Kahn. Sie kennen ihn doch wohl? Die Bank Kuhn Loeb war gleichzeitig an dem Unternehmen des ‚Great Continental' beteiligt und so teilte ich ihm gesprächsweise mit, daß ich unter anderen auch einen gewissen Underhill zum Diner bei mir haben würde. ‚Einen gewissen Underhill?' entgegnete er mir lachend. ‚Den kennen Sie nicht? Der wird ja in wenigen Jahren der Napoleon der amerikanischen Finanz sein!' Nun, wissen Sie, was mir mein Mann sagte, als ich ihm diese Bemerkung berichtete? Er rief einfach: ‚Kahn ist verrückt!' Aber das ist noch gar nichts; das Tollste folgte erst später. Ach, wenn ich daran denke!"

Und sie brach in heiteres Lachen aus.

„Sie, der Sie in jedem Bankmann einen Helden sehen, hören Sie bloß! Eines Tages kommt mein Mann schon ganz kurze Zeit nach dem Mittagessen wieder nach Hause zurück und mit einem Gesicht, ich kann Ihnen sagen: Er war außer sich. Ich fand kaum die Zeit, ihn zu fragen, ob er sich etwa nicht wohl befände. Da beginnt er auch schon zu schreien: ‚Ich sagte es gleich, er sei verrückt, verrückt, verrückt!‘ Und dabei schlug er mit den Fäusten auf den Tisch, sprang von einem Armsessel auf den anderen und warf alle Bücher durcheinander. Verrückt war er selbst, nicht Underhill! Denn jetzt meinte er diesen. Nun, wissen Sie, was geschehen war? Stellen Sie sich vor: Underhill war in aller Stille aufgebrochen, eine Rundreise durch den ‚Continental‘ zu machen, um einmal zu sehen, was wohl geschehen könne, jene seit so vielen Jahren bankrotte Eisenbahn wieder in Ordnung zu bringen; vierzehn Tage lang hatte er sich ganz still verhalten und kein Zeichen von sich gegeben. Da kommt endlich ein Telegramm folgenden Wortlautes: ‚Ich brauche dreißig Millionen Dollar!‘ Nun, um dreißig Millionen Dollar mußte mein Mann in dieser Weise toben.“

„Er ging ziemlich kurzerhand vor, dieser Underhill,“ schlüpfte es mir unwillkürlich von den Lippen.

„Und er hatte recht,“ entgegnete sie mir sogleich mit Nachdruck. „Wenn die Bankmänner nicht ihr Geld riskieren wollen, was sind sie dann nütze?“

„Meinen Sie etwa, man hätte ihm diese hundertfünfzig Millionen Lire oder Franken, wie viel er doch forderte, mit telegraphischer Rückantwort zugehen lassen sollen?“

„Das will ich nicht sagen,“ antwortete sie lachend. „Aber ein wenig Unternehmungsgeist, Wagemut und Vertrauen müßte man doch schon verlangen. Aber umgekehrt. Ich kenne umgekehrt keine anderen so ängstlichen Menschen. Der Ängstlichste aber von allen war ausgerechnet mein

Mann. Sie hätten ihn damals sehen sollen. Underhill sollte gerade nach New-York kommen, um zu sprechen, zu überzeugen und zu erklären. Mein Mann war einfach aus dem Häuschen. Vierzehn Tage lang schon schlief er nicht mehr und nahm er nichts mehr zu sich, so erregt war er. Auch die anderen wußten, ehrlich gesagt, nicht recht, was sie tun sollten; selbst der Onkel, der doch ein ernster Mensch ist. Sie hatten alle ein leises Zittern, daß die Eisenbahn nach Verlauf von zwei bis drei Jahren von neuem bankrott gehen könnte. Und wie sah es nach drei Jahren aus? Sie verteilten mehrere hundert Millionen Dividende!"

„Und Underhill war ein großer Mann geworden," fügte ich hinzu.

„Er hatte es verdient, weil ihm und ihm ganz allein der Dank gebührte."

„Wir wollen allerdings nicht vergessen, daß auch das Glück dabei seine Hand etwas im Spiele gehabt hat. Damals gerade mußte die Teuerung des Getreides beginnen. Blühender Wohlstand kehrte gerade damals in jene Landstriche zurück, die einstens die Krise vom Jahre 1893 völlig zugrunde gerichtet hatte. Auch kam ihm der Krieg mit den Philippinen sehr zustatten. Kurz, in wenigen Jahren verdreifachte und vervierfachte sich der Eisenbahnverkehr. So haben die verschiedensten glücklichen Umstände Underhill sehr begünstigt. Aber was dann, wenn er sich getäuscht hätte?"

„Er hat sich eben nicht getäuscht! Sein Genie konnte erraten, daß sich die Zeiten demnächst ändern würden."

„Hat er es wirklich erraten? Oder ist er nicht vielmehr etwas blindlings vorwärts gegangen auf der Suche nach dem Unbekannten, wie es so häufig vorkommt?"

„Sie würden nicht so viel daran zweifeln, wenn Sie sich ihn hätten mit meinem Manne unterhalten hören."

„Wie seltsam," fügte sie alsbald nach einem Augenblick des Nachdenkens hinzu. „Mein Mann ist ein Born von Wissen. Man mußte hören, wenn er nachwies, daß die Territorien des ‚Continental', Jahrhunderte lang verödet daliegen sollten und das auch gar nicht anders möglich war. Wenn er so sprach, schien es auch mir, die ich doch nur eine arme, unwissende Frau bin, ganz unmöglich, daß er nicht recht hätte. Und doch . . . Wie erklären Sie sich diese Tatsache?"

Anstatt ihr die verlangte Erklärung zu geben, richtete ich selbst an Frau Feldmann eine Frage. die sich auf die Studien ihres Mannes bezog. Da mir die Dame gerade zu vertraulichen Mitteilungen aufgelegt schien, wollte ich einmal eine Frage über interne Familienangelegenheiten wagen. Sie antwortete in der Tat und sogar mit einer bereitwilligen und geradezu harmlosen Offenheit.

„Er hat in Deutschland studiert, zu Bonn, ich weiß nicht wie lange," antwortete sie mir, „und dann zu Paris auf der ‚École des Sciences politiques et morales' (Hochschule für die politischen und moralischen Wissenschaften). Er leistete angeblich Ausgezeichnetes in seinen Studien und ich zweifle keinen Augenblick daran; denn er ist im Grunde mehr zum Professor als zum Bankmann geboren. Sein Vater sagte es ihm stets. Auch jetzt noch ist er immer nur unter seinen Büchern glücklich oder dann, wenn er einen Aufsatz für eine volkswirtschaftliche Zeitschrift schreiben kann."

„Auch jetzt noch?"

„Wenn Sie wüßten, wie viel er liest und schreibt," entgegnete sie, mit einer Gebärde vollen Entsetzens die Hände ringend. „Wenn er nicht ein Buch oder eine Zeitschrift vor sich hat, kann er nicht einschlafen. Ach, wenn ich so an die ersten Jahre unserer Ehe und an die vielen Tränen zurückdenke, die ich schon um dieser verwünschten Bücher willen vergossen habe! Selbst auf der Reise nahm er eine

Kiste Bücher mit. Und überall auf dem Transatlantik, zu Paris in den Gasthöfen, in den Badeorten, sobald er sich irgendwie niedergelassen hatte, und wäre es auch nur auf acht Tage, überall öffnete er sogleich seine Kiste und heran ging's ans Lesen und ans Schreiben. Auf wie viele Theater, Museen und Vergnügungen habe ich nicht verzichtet, nur weil es für ihn ein zu schweres Opfer war, sich von seinem Arbeitstische zu trennen. — Das waren wahrhaftig keine Schäferstündchen, glauben Sie mir!" fügte sie schmerzlich auf Französisch hinzu. „Und allmählich habe ich mich daran gewöhnt," schloß sie seufzend.

Diesmal glaubte ich eine schon etwas indiskretere Frage wagen zu können und sagte:

„Nun, da war er wohl kein besonders zärtlicher Gatte?"

Doch bei dieser Frage merkte ich sogleich, daß Frau Feldmann wie mit einem Rucke zusammenfuhr und sich förmlich meiner Hand entzog.

„Nicht doch, nicht doch!" entgegnete sie leicht errötend. „Friedrich ist das Muster eines Ehemannes."

Und sogleich kehrte sie zu dem ursprünglichen Gegenstande unserer Unterhaltung zurück.

„Underhill war umgekehrt ein ganz einfacher Mensch, wenig gebildet und ich möchte fast sagen ein großes Kind. Und doch erriet er einfach, was mein Mann trotz aller seiner Studien und trotz aller seiner Bücher nicht begriff. Den Grund davon habe ich niemals verstehen können. Und dabei ist doch mein Mann so intelligent."

„Die unmittelbare Anschauung ist eine angeborene Gabe Gottes, die Gelehrsamkeit eine mühevolle Errungenschaft des Menschen."

Sie schwieg einen Augenblick, über einem Gedanken brütend; dann meinte sie plötzlich:

„Wissen Sie, was ich eines Tages meinem Manne gesagt habe? Raten Sie!"

Und sie begann zu lachen.

„Underhill war, ich weiß nicht wie viele Jahre, älter als mein Mann. Nun, da sagte ich ihm, daß Underhill mir wie ein Jüngling von zwanzig Jahren und er wie ein ehrwürdiger Greis von neunzig erschiene."

„Ein schönes Kompliment, beim Bacchus," entgegnete ich, nicht ohne ein gewisses Erstaunen.

„Die Folge war, daß er mir drei Tage grollte und doch hatte ich auch hierin recht."

„Wie immer."

„Höhnen Sie mich nicht! Ich hatte recht, weil mein Mann immer ebenso pessimistisch und mißtrauisch ist wie der andere umgekehrt optimistisch, vertrauensselig und heiter war."

„Er ist Amerikaner, während Ihr Mann Europäer ist. Doch gestatten Sie mir, Sie bewundern in der Person des Underhill jenes Amerika, das Sie neulich barbarisch schalten. Jener Mut, jener Unternehmungsgeist, jene Energie sind gerade die Eigenschaften . . ."

„Etwa der Amerikaner?" fiel sie mir hastig ins Wort mit einem Achselzucken, das ihre ganze Verachtung zeigte. „Glauben Sie das auch wie so viele Europäer? Wahrscheinlich weil die Amerikaner solche Dollarkönige sind? Als ob die Kunst, Geld zu machen, so etwas Schwieriges wäre!"

„Nun, ganz leicht ist sie nicht, verehrte Frau, ich möchte sogar sagen: recht schwer!" antwortete ich ironisch.

„Aber ist es nicht selbst einem solchen Menschen wie meinem Manne in Amerika gelungen, Geld zu machen?" versetzte sie.

Ihre herzlose Bitterkeit verletzte mich und ich trat feierlich für den verkannten Ehegatten ein.

„Gewiß!" entgegnete ich ihr. „Doch auch Ihrem Gatten kommen nicht die Millionen ins Haus geflogen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," versetzte sie hastig mit einer gewissen nervösen Ungeduld. „Er besitzt das Talent, sich die richtigen Männer zu wählen. Das ist sein Geheimnis. Männer, die die Eigenschaften haben müssen, die ihm fehlen. Er verabscheut sie zwar, diese Menschen, aber er weiß sich ihrer zu bedienen und seine eigenen Schwächen hinter ihren Leistungen zu verbergen. Darin zeigt er sich wirklich klug wie übrigens auch in allem sonst. Und so ist es gekommen, daß ihn viele für eine Art Napoleon der Finanz gehalten haben. Das Merkwürdigste aber ist: er hat es schließlich selbst geglaubt! Ganz wie Nero, glaubte er, ein großer Künstler zu sein. Sie sehen also, daß er wirklich Nero ähnelt. Wenn Sie wüßten, wie leicht er, wenn ein Unternehmen gelungen ist, vergißt, daß er davon abgeraten hat. Nach Underhills Triumph erinnerte ich ihn eines Tages an seine Verzweiflungsausbrüche wegen des berüchtigten Dreißig-Millionen-Telegrammes. Welchen wütenden Auftritt hat er mir nicht gemacht, Sie ahnen es nicht."

Das sieht nicht so ganz nach ungetrübter Eintracht aus, dachte ich in meinem Innern. Aber wiewohl ich kein Wort äußerte, sah mir doch die Verwunderung über ihre letzten Sätze so deutlich aus den Augen, daß Frau Feldmann wie mit einem Schlage verstummte, um mich nach ein paar Augenblicken zu fragen:

„Nun, meinen Sie etwa, ich hätte schweigen sollen?"

„Das sage ich ja nicht," antwortete ich etwas verlegen. Doch alsbald fügte ich hinzu: „Doch warum erinnerten Sie ihn immer wieder an diese Dinge?"

„Schöne Frage! Warum? Weil es einfach gerecht war! Oder halten Sie es etwa für gerecht, daß sich ein Mensch ein Verdienst anmaßen darf, das einem anderen zukommt?"

„Das will ich nicht sagen, aber . . ."

Ich hielt inne und sah sie an.

„Aber? Was gibt es da für ein Aber?“ erwiderte sie mit einem halb trotzigen, halb schelmischen Lächeln, ihr allerliebstes schönes Köpfchen mit einer kräftigen Bewegung in die Höhe richtend. „Denken Sie etwa, ich bin ein so fügsames Wesen? Vergleiche, Heucheleien, Lügen? Niemals! Deshalb hatte ich vielleicht recht, als ich ihn nicht heiraten wollte, und handelte verkehrt, als ich meinen Eltern schließlich nachgab. Aber ich war doch noch so jung!“

„Ach!“ rief ich und diesmal ohne Hintergedanken, „Sie wollten ihn also nicht heiraten?“

Wieder errötete sie leicht, doch anstatt mir zu antworten, stand sie einfach auf und schlang sich ihren Schleier um die Schultern.

„Entschuldigen Sie mich, bitte,“ sprach sie, „doch ich muß mich empfehlen! Die Feuchtigkeit der Nacht beginnt sich mir empfindlich bemerkbar zu machen.“

Auch wir beide, meine Frau und ich, standen auf, und ich dachte bei mir: Jetzt habe ich erst richtig begriffen, warum sich eigentlich dein Mann scheiden lassen will. Die Frage ist gar nicht so schwer zu beantworten, nein!

Während wir uns nun stehend verabschiedeten, sah ich ihr Perlenhalsband in größerer Nähe. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihr zum Schluß wenigstens noch eine Artigkeit zu sagen und empfahl mich ihr mit der Bemerkung:

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen bekennen, daß diese Perlen genau so ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung sind, wie ihre Trägerin. Ein Juwelier, der an Bord ist, behauptet sogar, daß sie aus dem Schatze irgend eines indischen Fürsten stammen müßten.“

Bis an mein letztes Ende werde ich nicht jenes wilde, wütende Gelächter vergessen, mit dem sie mein so schön gedrechseltes Kompliment beantwortete.

„Raten Sie nicht, warum ich lache?“ sagte sie mir sogleich. „Aber diese Perlen sind ja falsch! Ich besitze genau

so ein Halsband wie dieses, das aber echt ist, doch das habe ich in Paris gelassen und dem ‚Crédit Lyonnais' zur Aufbewahrung übergeben. Als ich vor einem halben Jahr so allein nach Brasilien zurückkehrte, wollte ich nicht meine ganzen Schmucksachen bei mir tragen."

„Jetzt verstehe ich auch!" rief ich aus, ich mußte unwillkürlich an Lisetta denken, wie vorwitzig sie damals mit ihrem Fuße das Halsband zertrat. Doch ich besann mich schnell und hielt noch rechtzeitig inne.

„Was verstehen Sie jetzt auch?" fragte sie, neugierig geworden.

„Ich verstehe — ich verstehe — ich wollte nur sagen, daß das eine ganz wunderbare Nachahmung ist."

Frau Feldmann aber warf eine nur allzu wahre Bemerkung hin, die von einer gewissen tiefen Beobachtungsgabe zeugte:

„Was macht nicht alles die Einbildung. Man müßte eigentlich nur falsche Perlen tragen. Wenn die Welt einem ein genügendes Vermögen zumißt, echte zu tragen, hält sie selbst diejenigen für echt, die falsch sind, und, wenn sie einem nicht genügend Vermögen zutraut, hält sie selbst die für falsch, die echt sind!"

Und damit empfahl sie sich. Ich aber sagte meiner Frau:

„Jetzt weiß ich es ganz bestimmt: sie haßt ihren Mann geradezu bis zur Abscheu!"

In diesem Augenblick erschien Cavalcanti.

„Kommen Sie, kommen Sie, Professor!" sprach er zu mir. „Rosetti hat zusammen mit Alverighi die Debatte über den Fortschritt, die wir gestern Abend nicht zu Ende geführt hatten, wieder aufgenommen. Ich glaube, der Advokat wird sich inzwischen schon etwas Schönes zurechtgelegt haben, wo er mit seiner schneidenden Kritik einhacken kann."

Wir gingen nun auf die andere Seite des Schiffes hinüber. Mitten auf dem Promenadendeck, nicht so sehr weit von der

Treppe, die zu dem oberen Deck führt, saßen Rosetti, Alverighi und der Admiral im Kreise beisammen und unterhielten sich, ständig von jenen melodischen Tönen und Akkorden begleitet, die aus dem oberen Saal, wo noch immer getanzt wurde, immer wieder an ihr Ohr drangen.

„Nein, nein und nochmal nein!“ war der erste Satz, den ich, als ich näher herantrat, vernahm. Alverighi sprach gerade ziemlich erregt, während sich meine Frau auf den Sessel niederließ, den Cavalcanti leer gelassen hatte, um uns entgegenzugehen, und dieser selbst und ich zwei neue Sessel herbeiholten.

„Nein, sage ich euch!“ wiederholte Alverighi nun noch einmal. „Es läßt sich nun einmal nicht zwischen verschiedenen Völkern und Kulturen ein Vergleich ziehen und daher auch nicht der Fortschritt abmessen, sei es mit Kriterien der Ethik, wie es irrtümlicherweise Frau Ferrero möchte, aber auch nicht mit Kriterien der Ästhetik, wie es nicht minder irrtümlich unser Freund Cavalcanti möchte. Wird doch die von dem Christentum zustande gebrachte Zerstörung des Römischen Reiches von einem Mystiker als ein Fortschritt, aber von einem Feinde der christlichen Weltanschauung als eine Katastrophe betrachtet werden, und gibt es doch zu Chicago oder zu Pittsburg tatsächlich so manchen, der sich ernstlich einredet, daß die Sitten, die Kleidung und der Geschmack Amerikas tatsächlich weit schöner ist, als die ganze so viel gerühmte Pariser Eleganz, und Sie oder irgend ein anderer soll mal erst das Mittel finden, diese biederen Leute von ihrem Irrtum zu überzeugen. Alle diese Dinge — und das habe nicht etwa ich, sondern Sie gesagt — werden von einem jeden nach seinem verschiedenen persönlichen Interesse beurteilt. Ja noch weit mehr, weil wir gerade gelegentlich auf Frankreichs verfeinerte Kultur zu sprechen gekommen sind: ich für meine Person bin der Ansicht, daß die Idee einer verfeinerten Kultur aus den Köpfen mit Feuer und Eisen

auszurotten ist. Eine verfeinerte Kultur ist, soweit nicht überhaupt Laster, doch jedenfalls Lüge, Täuschung, Schwindel!"

Gerade in diesem Augenblick kamen durch die kleine Tür, die vom Speisesaal in den dazu gehörigen Vorraum führte, stürmischen Laufes mit wüstem Lärm und lautem Lachen die beiden Kaufleute aus Asti, die schöne Genueserin, die Frau des Doktors aus Sao Paulo und andere Fahrgäste, die Damen fast mit Gewalt, wenn auch lachend, von den Herren, die sie am Arme führten, fortgeschleppt. Die Äquatorialfeier flutete heiß über das Schiff, das in langsamem, gleichmäßigem Schritte unermüdlich die unendliche Nacht durchzog. Bei ihrem Vorübergehen verstummten wir auf einen Augenblick.

„Sie amüsieren sich!" flüsterte mir der Admiral ganz leise zu.

Doch bald nahm Rosetti die alte Unterhaltung wieder auf.

„Es würde also," sprach er, „nach Ihrer Ansicht keinen Unterschied geben, der sich als Verbesserung und Fortschritt rühmen ließe, beispielsweise zwischen der bemalten Leinwand einer Jahrmarktsbude und der Verklärung Christi, zwischen einem Kasperle und dem Heiligen Franziskus, zwischen Nero und einem Philosophen der Stoa, zwischen dem Gewande der Toilettenfrau des Schiffes und dem Kleide von Frau Feldmann, zwischen dem Weine, den die Auswanderer trinken, und dem Champagner, den wir heute Abend getrunken haben, zwischen dem Fleisch der Gestüte, unter denen Argentinien in den letzten Jahren so sorgfältige Auslese hielt und dem der Rinderherden, die es dereinst in den Pampas mit jedem Tage von neuem dem Schutze Gottes anzuvertrauen pflegte? Doch Sie sagten neulich Abend anläßlich der Debatte über die verschiedenen Arten argentinischen Fleisches ungefähr das Gegenteil."

Dieser Einwurf brachte Alverighi so in Verwirrung, daß er etwas verlegen antwortete:

„Nein, so etwas behaupte ich nicht, bestimmt nicht! Übertreiben Sie nicht! Jede Behauptung ist nur mit einer gewissen Kritik und nicht buchstäblich zu nehmen, vielmehr mit einer gewissen Portion gesunden Menschenverstandes. Wo soll das sonst schließlich enden? Ja selbst in den Künsten und in der sittlichen Auffassung ist ein gewisser Fortschritt möglich, der aber — wie soll ich sagen? — hier langsamer und weniger beständig ist. Die Unterschiede werden nur in großen Zwischenräumen nach langer Zeit wahrnehmbar. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausdrücke."

„Sie wollen sagen, wenn ich recht verstanden habe, daß immer noch nicht eine Unendlichkeitsrechnung erfunden ist, die die kleinsten Unterschiede des Guten und des Schönen zu messen ermöglicht? Daß es infolgedessen nur möglich ist, die sichtbaren Differenzen zu unterscheiden, daß sich über eine gewisse Vollkommenheit hinaus weder das Plus noch das Minus mehr unterscheiden läßt, daß sich dann die Grade der Qualitäten verwirren und alle Gegenstände gleichmäßig schön und gut angesehen werden. Daß die Verklärung Christi schöner ist als die bemalte Leinwand der Jahrmarktsbude und der Champagner besser als der gemeinste Wein ist, wer wollte das leugnen? Nicht aber ist es umgekehrt möglich, endgültig zu entscheiden, ob die Verklärung Christi oder die heilige und profane Liebe schöner, ob der Champagner oder der Bordeauxwein besser ist."

„Sehr gut, sehr gut! Das wollte auch ich gerade sagen," fiel Alverighi lebhaft ein. „Und das kann uns vielleicht auch erklären, warum die Menschen so viele Jahrhunderte dazu gebraucht haben, die Künste, die Religionen, die Gesetze in ihren alten Heimen zu vervollkommnen, ehe sie hinausgingen, die Welt zu erobern. Was zu Beginn und vor allem drängend war, war sich einmal erst aus dem Gröbsten ein wenig heraus-

zuarbeiten. Vielleicht hat sich die Geschichte zu Beginn weniger getäuscht als ich es vermutete. Aber jetzt, aber jetzt? Ich frage mich jeden Morgen und jeden Abend, ob wir allesamt rein zufällig schlafen oder träumen oder phantasieren. Niemand also merkt, daß die neueste Geschichte der Welt mit dem Tage begonnen hat, an dem der Mensch in Amerika gelernt hat, die unermeßlichen Räume auszunützen, die unbegrenzte Ebene zu bebauen und den unendlichen Horizont zu seinem Reiseziel zu machen. Ich habe es schon öfters gesagt, aber ich sehe, daß es gut ist, es immer wieder zu sagen: bis vor einem Jahrhundert, d. h. bis zur Erfindung der Dampfmaschine, der Eisenbahn und aller der anderen durch Dampfkraft und Elektrizität getriebenen Maschinen, so lange der Mensch gezwungen wurde, mit seinen Händen zu arbeiten und sich mit den eigenen Füßen oder höchstens mit denen einiger etwas schnellerer Tiere fortzubewegen, verlor sich die Menschheit in den großen Ebenen und sammelte sich notwendigerweise an den winzigen Extremitäten und den geradezu fadenförmigen Rändern der Erde. Das ist auch, Frau Ferrero, der Grund, warum uralte Kulturen auf verhältnismäßig kleinen und ärmlichen Landstrichen blühten, während die fruchtbarsten Teile der Erde, also gerade die, auf denen sich das Menschengeschlecht auszubreiten und die Reichtümer der Welt ins Endlose zu mehren vermocht hätte, so gut wie verlassen blieben. Jetzt ist das Wunder geschehen, und versteifen Sie sich, Herr Ingenieur, bloß nicht darauf, mir immer wieder zu sagen, es sei nicht wahr, daß sich die bedeutenden Staaten Europas nicht mehr darum kümmern, die Künste zu fördern, zu einer Zeit, wo Frankreich immer mehr die Eleganz einer auserlesenen Zivilisation verfeinert. Aber mit dieser Eleganz weiß die Welt nichts mehr anzufangen; in Amerika hat der Mensch gelernt, mit ganzen Weltteilen zu kämpfen; der Mensch steht jetzt davor, Asien, Afrika, Australien zu erobern. Möchte doch Frankreich lieber den

Niger ablenken und ihn in die Sahara leiten, als immer nur die Überlieferungen seiner guten Küche oder seiner klassischen Kultur bewahren. Das ist der wahre Fortschritt! Er kann auch gemessen werden: bebaute Flächen, Dampfrosse, Bevölkerung, Zahl und Bedeutung von Maschinen, Geschwindigkeit von Zügen, kaufmännische Statistiken der Ein- und Ausfuhr. Daß vier das Doppelte von zwei ist, das wird doch wohl bei Gott niemand in Zweifel ziehen."

Rosetti lauschte ernst und aufmerksam, sich seinen dünnen Ziegenbart zwischen Daumen und Zeigefinger streichend. Als der Anwalt mit seiner Rede fertig war, sah er ihn einen Augenblick schweigend an, um dann sanft und mit leiser Stimme zu antworten:

„Wenn ich recht verstanden habe, würden wir also im Fortschritt nichts anderes haben als einen Quantitätsbegriff, der sich in Zahlen umsetzt. Das sind, wenn ich Sie richtig begriffen habe, Ihre Ideen in die Sprache der Philosophen übersetzt. Die Qualitäten der Dinge wie Schönheit und Güte sind umgekehrt keiner genauen Messung fähig und dulden daher auch keine sicheren Vergleiche. Aber der Fortschritt setzt immer ein Mehr oder ein Weniger voraus. Daher . . ."

„So ist es völlig!" rief Alverighi lebhaft aus. „Wir sind ganz einer Meinung."

„Und daher war die Idee des Fortschrittes," fuhr Rosetti fort, „unklar und unbestimmt, so lange die Menschen sich vorgenommen hatten, die Zivilisationen zu verfeinern, d. h. die Qualitäten der Dinge zu verbessern. Die Auserlesenheit der Genüsse, die Schönheit der Künste, die Heiligkeit der Religion, die Gerechtigkeit der Gesetze; die Welt schreitet langsam und unsicher vorwärts, weil die unendlich kleinen Differenzen des Schönen und Guten nicht mehr wahrzunehmen sind und über eine gewisse Vollendung hinaus die verschiedenen Grade durcheinander geworfen werden."

„Wundervoll," fuhr Alverighi dazwischen, „wundervoll! Umgekehrt wurde die Idee des Fortschrittes eine sichere Richtschnur des Handelns mit jenem Tage, an dem sich der Mensch darauf eingelassen hat, die Erde zu erobern. Ich habe schon einmal gesagt und sage es immer wieder, daß $2 + 2 = 4$ ist und daß vier das Doppelte von zwei ist, wird niemand in Zweifel ziehen."

„Es ist wahr," entgegnete Rosetti, „das sichtlichste Zeichen des Fortschrittes wird dann also die Zunahme der Reichtümer sein, lassen sich doch die Reichtümer leicht und mit großer Genauigkeit messen. Der Fortschritt besteht also darin, immer mehr hervorzubringen. Werden wir aber auch Fortschritt als einen immer größer werdenden Verbrauch definieren können?"

Alverighi mußte wohl in dieser Frage eine Falle ahnen, und so entzog er sich, anstatt unmittelbar zu antworten, vorläufig durch eine weitere Frage:

„Ich verstehe nicht recht, was Sie damit sagen wollen."

„Daß immer mehr zu produzieren zu wissen ein Fortschritt ist, das scheint mir klar. Aber ist denn auch ein immer größerer Verbrauch ein Fortschritt? Frau Ferrero sagt nein und was sie heute zum soundsovielten Male sagt, das hatten auch schon die Alten behauptet. Für die Alten — nicht wahr, Ferrero? — roch jede Zunahme des Luxus und der Bedürfnisse gleich nach Korruption; Sparsamkeit, Einfachheit, Sittenstrenge waren die allgemeinen und ewigen Tugenden. Die ganze Beweisführung von Frau Ferrero gegen die Maschinen nimmt, wie mir scheint, ihren Ausgangspunkt von der antiken Lehre: die Zunahme der Bedürfnisse ist ein Übel. Über diesen Grundsatz läßt sich streiten. Aber sind Sie etwa auch geneigt, die entgegengesetzte Ansicht verteidigen zu wollen, daß der Mehrverbrauch stets ein Zeichen des Fortschrittes ist? Daß zum Beispiel der Mensch, der eine Flasche Wein zum Frühstück und noch eine zum Mittag trinkt, ein

vollendeterer Mensch ist als der, der nicht mehr als ein halbes Glas trinkt? Oder daß der Müßiggänger, der im Jahre eine halbe Million verschwendet, mehr wert ist, als der mühsame Handwerker, der Jahr für Jahr nicht mehr ausgeben kann als die paar tausend Lire, die er im Schweiße seines Angesichtes verdient hat? Oder daß wir den Römern überlegen sind, und zwar ausschließlich darum, weil wir Tabak rauchen, Tee, Kaffee, Kognak, Benediktiner, Chartreuse, Aquavit und so viele andere den Menschen der römischen Geschichte unbekannte Getränke zu uns nehmen?"

„Nein, ich glaube nicht!" erwiderte Alverighi.

„Es ist also klar," versetzte Rosetti, „daß nur die Zunahme gewisser Bedürfnisse einen Fortschritt bedeutet. Wollen wir diese Bedürfnisse die berechtigten nennen! Dann wird der wahre Fortschritt darin bestehen, die Reichtümer zu mehren und also die Erde zu erobern, in dem gleichen Maße, in dem dieser Reichtum und diese Eroberung dazu dienen können, berechtigte Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn wir die Erde nur dazu erobern wollten, um auf ihr sich zügellosen Orgien hinzugeben, dann würde doch wohl eine solche Eroberung keinen Fortschritt bedeuten. Sagen Sie mir also, worin das Kriterium steckt, vermittels dessen sich die berechtigten Bedürfnisse von den unberechtigten, die einen Fortschritt bedeuteten, von den unproduktiven unterscheiden lassen."

Diesmal antwortete Alverighi wieder erst nach einem Augenblick des Schweigens und einer neuen Verlegenheit.

„So zu antworten, ‚stans pede in uno', ist nichts Leichtes! Eine allgemeine Formel. Vielleicht würde es bequemer sein, von Fall zu Fall zu antworten."

„Doch wie machen Sie es, jeden einzelnen Fall zu beurteilen, wenn Ihnen nicht eine allgemeine Richtschnur klar vor der Seele steht?" fragte Rosetti.

Diese Frage verwirrte Alverighi so, daß er einen Augenblick um eine Antwort verlegen war; mit einem Male aber fuhr er plötzlich auf, um in barschem Tone die Frage hervorzustoßen:

„Aber worauf wollen Sie eigentlich mit diesem ganzen Zeuge hinaus?“

„Auf die Folgerung,“ antwortete er, „daß unsere Frau Ferrero recht hatte, als sie behauptete, daß die Maschinen nicht erfunden worden wären, wenn die Bedürfnisse nicht derartig gewachsen wären, daß die menschliche Hand nicht mehr zu ihrer Befriedigung genügte. Sie stellen nun die Maschinen dem menschlichen Fortschritte gleich. Ich mache dann lieber einen Schritt weiter, indem ich behaupte, daß die Erfindung der Maschinen nur in dem gleichen Maße ein Fortschritt ist, wie jene Maschinen der Befriedigung von Bedürfnissen dienen, die, soweit das der Augenschein lehrte, — wie sagten wir doch gleich? — als legitime oder berechtigte anzusprechen waren. Es heißt also, die legitimen Bedürfnisse von den Lasten zu unterscheiden wissen. Doch wie soll man das wissen können? Es ist offenbar, daß das gleiche, was für die Schönheitswerte gilt, auch für die Bedürfnisse zutrifft. Schön ist, was mir gefällt oder was ich Interesse habe als schön anzusehen. In der gleichen Weise scheinen jedem einzelnen alle die Bedürfnisse legitim, edel und der Befriedigung wert zu sein, die in ihm stark genug sind oder die er ein Interesse hat, weiter auszubreiten. Hieraus stammt meine Besorgnis, daß auch die Idee des Fortschrittes eine widerrufliche Idee oder eine Illusion ist, ganz wie die Schönheit, die doch von dem Interesse abhängt. Jeder gestaltet sie sich auf seine Weise und wie sie ihm gefällt. Für einen Philosophen schreitet die Welt vorwärts, wenn die Zahl der Köpfe wächst, die sich für die großen Probleme der Metaphysik interessieren, für einen Schuster, wenn sich die Zahl der Füße vermindert, die unbeschuht gehen. Sie haben mit Recht gesagt, daß wir

nur darum, weil wir rauchen und Tee trinken, nicht mehr wert sind als die Römer. Ob aber ein Tabak- oder Teehändler derselben Meinung wie Sie wäre, weiß ich nicht. Sie haben nachgewiesen, daß unser Zeitalter das fortschrittlichste ist, dem wir in der Geschichte begegnen. Doch ganz ebensogut ließe sich ihre Beweisführung umkehren und der Nachweis führen, daß wir mitten im Verfall sind. Sie äußerten noch eben, daß Frankreich alt ist und die Vereinigten Staaten jung. Nun, wie wäre es, einmal Ihre These umzukehren und nachzuweisen, daß, wenn Frankreich alt ist, es besser sei, alt als jung zu sein?"

„Das möchte ich doch einmal sehen!" rief Alverighi mit einer Ungläubigkeit aus, in die sich ein gewisser Sarkasmus und eine gewisse Ungeduld mischte.

„Wenn es nur nicht so langweilig für alle wäre," entgegnete Rosetti.

Wir beteuerten alle das Gegenteil und, während Alverighi ganz stille abwartete, begann mit einem Male Rosetti nach einigem Sträuben:

„Die Vereinigten Staaten sind also jung und tatsächlich wachsen sie zusehends. In nur fünfzig Jahren haben sie sich zu Herren eines Weltteiles gemacht, der so groß ist wie Europa, und noch heute ruhen sie nicht: sie dringen in Mexiko und Kanada ein und haben sich wie ein Blitz auf die Philippinen drüben am anderen Ufer des Stillen Ozeans gestürzt. Eifersüchtig bewachen sie Japan und werfen ihr lüsternes Auge schon lange auf China. Frankreich hingegen? Es lebt auf seinem kleinen Gebiete wie der Kleintrödler in seinem kleinen Laden! Und was fabriziert es? Korsetts, Hüte, Wohlgerüche, Kämme, Juwelen und anderen solchen weibischen Schnickschnack, um nicht von anderen Einnahmequellen zu sprechen, die noch schlimmer als Schnickschnack sind. Es genügt. Wir verstehen uns. Gewiß, es pflegt die Künste ja sogar, wie wir zugeben müssen, in einer ganz

wunderbaren Weise. Aber schließlich hat doch die Welt ein Recht, von einem Vierzigmillionenvolke etwas mehr zu verlangen als bloß Statuen, Gemälde und elegante Möbel, zumal wenn dieses Volk ein so weites Kolonialreich besitzt! Doch was macht Frankreich mit seinen Kolonien? Es hegt sie mit liebevollen Blicken, aber wie ein schüchterner Liebhaber wagt es nicht, sie zu berühren. Es faßt tausend Projekte, läßt sie fahren, nimmt sie wieder auf und entschließt sich dann endlich, auch einmal eines auszuführen, doch mit welcher Vorsicht, großer Gott! Wenn es so fortfährt, wird es vielleicht in tausend Jahren einst ein wirkliches Weltreich sein. Ja, wenn das die Amerikaner wären! Frankreich entvölkert sich und die Vereinigten Staaten haben in einem einzigen Jahre nicht weniger als eine volle Million Menschen aus Europa und Asien aufgenommen und ihnen allen Arbeit gegeben. Die Zuchtlosigkeit, die sich in Frankreich in alle Gesellschaftsklassen einschleicht, das Laster der Trunksucht und die Zunahme der Verbrechen, die hier so augenfällig in die Erscheinung treten, möchte ich, wenn es Ihnen recht ist, im Augenblick nur flüchtig streifen. Wie ist es aber in den beiden Ländern mit den religiösen und philosophischen Gegensätzen? In Amerika leben Religionen, Sekten und Glaubenslehren friedlich nebeneinander; Chicago, die Stadt des Getreides und der Schweine, inmitten der ungeheuren fruchtbaren Ebenen des Westens, hat sogar die gesamten Religionen der Welt zu einem Kongreß zusammenberufen. In Frankreich aber, dem neuen Byzanz, kämpfen wütend miteinander von morgens bis abends Katholiken, Protestanten, Juden, Freimaurer, Freidenker, Sozialisten, Anarchisten um Gott, Gerechtigkeit, Staat, Sittlichkeit, Grundsätze der Erziehung, ein Zeichen dafür, daß Frankreich weder Religion noch Gerechtigkeit, noch Staat, noch Erziehung mehr besitzt! Und warum besitzt es sie nicht mehr? Nun, weil es alt wird, weil es, statt kühn in die Welt hinauszugehen und

an jenen neuen großen Heldentaten der Menschheit, die die Eroberung der Erde zum Ziele haben, den ihm zukommenden Anteil zu nehmen, sich in den Winkel verkriecht und nur ein Ohr für die endlosen, wütenden Streitigkeiten der ebenso aufeinander eifersüchtigen wie ihren Gegnern gegenüber hochmütigen und fanatischen Intellektuellen um diese doch ein für allemal unlösbaren Probleme hat! Amerika nicht. Amerika erobert die Welt: es arbeitet und ist duldsam, es streitet nicht und hält durch."

„Wie wahr erscheint mir das alles, ach nur zu wahr!" rief Alverighi aus.

Rosetti brannte sich nun zunächst wieder seine Zigarre an, die ihm im Laufe der Unterhaltung ausgegangen war, und, während er noch mit dem Zündhölzchen in der Luft hin und her fuhr, um es auszulöschen, entgegnete er bereits wieder:

„Wahrhaftig? Warten Sie einen Augenblick und ich werfe Ihnen das alles wieder um! Ich will nicht leugnen, daß die Vereinigten Staaten große Leistungen vollbracht haben. Doch Sie müssen mir zugeben, mit welchen Mitteln! Diese achtzig bis neunzig Millionen Menschen — so viele sind es doch wohl? — haben offenbar das Bedürfnis, es sich möglichst bequem zu machen. Neun Millionen Quadratkilometer, also ein Areal, das noch das gesamte Europa an Ausdehnung übertrifft, genügt immer noch nicht: sie benagen Mexiko und Kanada, haben die Philippinen genommen und liebäugeln mit Südamerika. Gott segne ihren Appetit! Etwas sachte, meine Herren, möchte man ihnen sagen. Sie sind, mit ihrer gütigen Erlaubnis, nicht bloß auf der Welt allein! Sehen Sie Frankreich an! Welche Dinge weiß es nicht auf einem Gelände von nur wenig über fünfhunderttausend Quadratkilometer, das also kaum einen einzigen Ihrer Staaten an Umfang erreicht, zu vollbringen! Und dabei ernährt dieses Gelände vierzig Millionen Menschen! Ohne amerikanische Ver-

schwendung, gewiß! Aber wann war es jemals ein Lob, das Geld unnütz zum Fenster hinauszuwerfen? Und dabei ernährt es sie nicht etwa bloß so dürftig, sondern behauptet kernig und kräftig die Kultur, die unter allen Kulturen der Welt das höchste Maß der Vollendung erreicht hat, weil ihr keines der Elemente fehlt, die zu einer zivilisierten Gesellschaft gehören: weder Literatur, noch Kunst, noch Wissenschaft, noch Philosophie, noch Recht, noch Feinheit der Sitten und Manieren, noch Waffen, noch Ackerbau, noch Industrie, noch Handel, noch Geld und Bank. Ja, sie unternimmt es sogar, die neuen Gebiete zu zivilisieren, so jene in Nordafrika, die einst Rom gehört haben und nun längst der Barbarei verfallen sind. ‚Zu langsam!', wird mancher einwenden. Doch es liegt kein Grund vor, sich darüber zu wundern oder Frankreich daraus einen Vorwurf zu machen; denn Frankreich begnügt sich nicht einfach damit, Länder, Bergwerke und Märkte auszubeuten, sondern es sucht noch darüber hinaus wahrhaft zu zivilisieren, was nichts anderes bedeutet, als die gesamten Ideen und Gefühle der Völker umzugestalten. Doch was sage ich? Nicht bloß auf der Erde, nein, auch in den Lüften öffnet Frankreich dem Menschen neue Bahnen. Wer hat uns gelehrt, den Himmel zu erobern, nicht etwa bloß mit dem Fluge der Aeroplane, sondern auch mit dem Willen und dem Denken? Gewiß! Beurteilen Sie die Trennung der Kirchen vom Staate wie Sie wollen. Doch niemand von Ihnen wird leugnen, daß alle die verschiedenen Wagnisse und Neuerungen der Vergangenheit neben diesem Wagnis und dieser Neuerung verblassen, mag auch erst die Zukunft entscheiden, ob es sich dabei um etwas Gutes oder um etwas Schlechtes handelt. Denn mit diesem Gesetz hat ein Volk zum ersten Male in der Weltgeschichte sich ein Volk der Bevormundung Gottes entzogen und den Mut gehabt, sich zum unumschränkten Herrscher über sich selbst zu krönen! Nein, Frankreich kennt die amerikanische Duldsamkeit wirk-

lich nicht und ist deshalb nur zu loben; während Amerika gerade für seine Duldsamkeit, die hier nur ein Kind materialistischer Weltanschauung ist, umgekehrt den schwersten Tadel verdient. In Amerika kümmert sich darum niemand um die fremden Glaubenslehren und leben darum alle in Frieden, weil jedermann die materiellen Güter den idealen vorzieht. Nun wird jemand die Zügellosigkeit, den Alkoholismus, die Zahl der Verbrechen und der Ehescheidungen anführen! Gewiß, doch das Leben ist nicht ein eleganter Gartenspringbrunnen, sondern ein ungestümer Wasserfall; die Unordnung, die ihr anführt, ist nichts weiter als die Gewalt, mit der sich das Leben aus der Vergangenheit in die Zukunft bewegt. Was würden wir übrigens lieber sehen? Würden wir lieber in dem weiten Gebiete Nordamerikas acht bis zehn verschiedene Frankreich, ein jedes mit seinem eigenen Paris, finden? Oder würden wir es vorziehen, daß in dem gesamten Europa ganz von selbst weit auseinander ein zweites Amerika wohnte, das von achtzig bis neunzig Millionen bevölkert werde? Es ist wahr, daß die Amerikaner in nur einem halben Jahrhundert einen Weltteil erobert haben, der so groß wie Europa ist, aber sie haben ihn nur so erobert, daß sie ungeheure Wüsten in ihrem Rücken ließen. Wie viel gediegener, wenn auch langsamer, ist doch im Vergleich zu dieser überstürzten und oberflächlichen Eroberung die Eroberung Europas gewesen, die Schritt um Schritt vor sich gegangen ist, ohne auch nur eine Spanne Landes unbesiedelt oder unbebaut in seinem Rücken zu lassen! Nein, der Amerikaner schafft wohl Entwürfe, aber bringt nichts zur Ausführung. Um eine Zivilisation zur Vollendung zu bringen, bedürfen sie ganz anders vorbereiteter Völker. Natürlich nimmt die Bevölkerung in Frankreich nicht gerade sehr zu und kann es auch nicht, ebensowenig wie in irgend einem Lande hoher Zivilisation, wie sie auch beispielsweise in Neu-England nicht recht zunimmt. Aber es genügt nicht, die Menschen zu zählen, man muß sie auch wägen."

In diesem Augenblick kamen wieder, noch mehr schreiend und lärmend als bisher, die beiden Kaufleute aus Asti von der kleinen Treppe des Deckes herabgestürzt mit einem Anhang, der noch stärker war als ihr früherer, und wieder sahen wir uns gezwungen, unsere Unterhaltung zu unterbrechen.

„Es scheint mir, als ob sie alle ein paar Becher über den Durst gehoben hätten!“ meinte Cavalcanti.

Erst als sie verschwunden waren, entgegnete Rosetti hierauf lächelnd:

„Wenn ich wollte, könnte ich in diesem Tempo noch eine ganze Weile fortfahren! Um es kurz zu machen, ich glaube nicht recht daran, daß sich der Fortschritt definieren läßt, wird doch jeder verkehrt herum angesehene Fortschritt Rückschritt, wie jede verkehrt herum angesehene Schönheit zur Scheußlichkeit wird. Wer nicht zugeben will, daß die Sandale schlecht gemacht ist, kann immer mit meinem Leo sagen, daß sein Fuß unnormal ist. So hat uns Leo, ohne es zu wissen, einen kleinen Aufsatz über die Philosophie des Fortschrittes gegeben!“

Alverighi antwortete nicht, und so nahm zuerst wieder der Admiral das Wort, der bisher aufmerksam und stille zugehört hatte.

„Mir jedoch scheint,“ sagte er, „als ob es für die Messung des Fortschrittes ein sicheres Kriterium gäbe!“

„Welches?“ fragte Rosetti lebhaft.

Es war aber eine gar zu schwierige Sache, eine Erörterung von solchem Umfange inmitten der Freuden des Äquatorfestes zu Ende zu führen. In diesem Augenblick kam Vasquez hinzu; er sagte uns, es sei halb zwölf, er wünsche noch bis zum Schlusse des Tages der Äquatordurchquerung eine Copa (ein Glas Sekt) mit den „Savios del Cordova“ („Gelehrten der Cordova“) zu trinken, er lade uns deshalb ein, die gelehrten Gespräche, die schon ein so schönes Stück Zeit

gekostet hätten, abzubrechen und mit ihm in den Speisesaal zu kommen. Nach einigem Zögern und mancherlei Verbindlichkeiten nahmen wir an und folgten ihm. Wir fanden den Mitteltisch prächtig gedeckt. Vasquez bat meine Frau, zu seiner Rechten Platz zu nehmen mit dem Hinzufügen, daß der Platz links für Frau Feldmann bestimmt sei und der Admiral so freundlich sein möchte, sie auf dem Schiffe ausfindig zu machen, einzuladen und zu Tische zu führen. Der Admiral erklärte sich bereit, wußte nur nicht genau, ob sie noch auf wäre. Doch er ging sogleich, während wir übrigen uns nach Belieben hinsetzten. Inmitten der blumengeschmückten Tafel erhoben sich mehrere Flaschen Champagner, die von einer ganzen kalten Küche umgeben waren, darunter Fleischkonserven und Früchte des argentinischen Bodens, die der feinfühlige Gastgeber aus Liebe zu der fernen Heimat mit großer Kunst unter den anderen Speisen verteilt hatte: jene Ochsenzungen in Büchsen, die einen der beliebtesten Leckerbissen Argentiniens bilden, mehrere Büchsen köstlichen Geles von Quittenäpfeln, das bei den Argentiniern unter dem Namen „Membrillo“ hochgeschätzt ist, riesige, wunderbare, eingemachte Pfirsiche, die aus Mendoza herkamen. Wir schwatzten in Erwartung von Frau Feldmann, die auch schon nach wenigen Augenblicken am Arme des Admirals erschien, nachdem sie nicht, wie er gemeint hatte, zu Bett gegangen war, sondern sich vielmehr aus Scheu vor der Hitze und dem Lärm in einen Winkel des Oberdeckes geflüchtet hatte, um sich ganz der Lektüre eines guten Buches hinzugeben. Kaum hatte sie Platz genommen, da knallten auch schon die Champagnerflaschen, womit die Abendmahlzeit ihren Anfang nahm. Die Kostprobe, die wir an den argentinischen Landeserzeugnissen sogleich anstellten, verlockte uns zu einer ausführlicheren Unterhaltung über dieses Thema; jedermann lobte die Sachen und nicht etwa aus Höflichkeit, sondern aus tiefster Seele. Über dieses

Lob erfreut und stolz dankte uns Vasquez, wie es die Amerikaner so gern tun, wenn sie sich von den ihrer Heimat gespendeten Lobeserhebungen geschmeichelt fühlen. Er wies uns auf die weiteren Schätze Argentiniens hin, jene unermeßlichen Schätze, die es so bereit allen überläßt, die den Mut haben, es von weither zu besuchen, ohne daß sie ihm auch nur den gelindesten Zwang anzutun brauchen.

„Es sind die schönsten Pfirsiche der Welt, nicht wahr?“ meinte Vasquez auf Spanisch. „Nun, wollen Sie wissen, was ein Freund von mir an dem Anbau dieser Pfirsiche verdient? Die Rechnung ist bald gemacht. Jeder sechsjährige Baum bringt im Durchschnitt sechshundert Pfirsiche; zehn Pfirsiche auf die Büchse geben auf jeden Baum sechzig Büchsen. Jede Büchse verkauft der Freund von mir zu einem halben Piaster. Das gibt dreißig Pesos Bruttoeinnahmen auf den Baum. Wer also dreihundert Bäume auf eine Fläche von einem Hektar pflanzt — sie stehen dann noch immer weit genug auseinander —, hat eine Einnahme von neuntausend Pesos, d. h. nicht ganz zwanzigtausend Frank. Die für den Anbau und die Wartezeit erforderlichen Aufwendungen verschlingen allerdings etwa die Hälfte; doch es bleibt dann noch immer für jeden Hektar ein Reingewinn von zehntausend Franken. Sage und schreibe: Zehntausend Franken! Es gibt keine Bodenbestellung auf der Welt, die einträglicher wäre: weder der Schneckenklee oder das Alfalfa*), noch das Korn, noch der Flachs.“

Wie elektrisiert fuhr Alverighi auf.

„Mit Ausnahme der Olivenpflanzungen, der Olivenpflanzungen!“ meinte er richtigstellend, und er erzählte uns, wie in der Provinz Mendoza ein Hektar mit Olivenbäumen bis zu dreizehntausend Franken zu bringen vermöchte.

*) Die amerikanische Abart der Luzerne.

Vasquez stimmte zu und ergänzte, was verschiedene Fragen hervorrief und zu verschiedenen Bemerkungen anregte; diese neuen Gesprächsthemen dienten Alverighi als Vorwand, das Bild von jenem wunderbaren argentinischen Reichtum, das sein Freund noch mit nüchternen Farben zu entwerten begonnen hatte, mit lebhafteren und kräftigeren Pinselstrichen zu malen. Und so sahen wir in einem Gestammel, in das sich alle drei Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch gleichmäßig mischten, den italienischen Philosophen, der zum Landwirt geworden, und den argentinischen Landwirt, der geblieben war, als was er geboren war, nach und nach zu unseren Füßen, wie in einem Traumbilde, alle Schätze der weiten Republik ausbreiten. Beide, der eine mit einer ungleichmäßigen phantasiereichen Weitschweifigkeit, der andere mit der den Herren spanischer Sprachzugehörigkeit eigentümlichen, so gedrängten und doch so würdevollen Emphase, beschrieben uns um die Wette das neue Gelobte Land; sie versetzten uns im Fluge auf die unendlichen Pampas, deren einzige Grenze die unerreichbare Linie des sich immer gleich bleibenden Horizontes bildet, zwischen die weiten Luzernenfelder, auf denen jedes Jahr von neuem die Sense, so weit nur das Auge blicken kann, das Kraut mit den kleinen goldenen Blättchen schneidet und wieder schneidet, mitten in die sengende Erntehitze in den glühenden Sommern, wenn die transatlantische Ceres in den Provinzen Buenos Aires, Santa-Fé und Cordova ihren mit Ähren überschütteten Schoß leert und von Dorf zu Dorf, während die Dreschmaschinen rattern, die Schnitter singen und die mit Korn beladenen Güterzüge sich langsam seewärts bewegen, ein Freudenjubel des Sieges und des Glückes läuft in Erwartung des goldenen Regens, der vom Meere kommen soll; sie zeigten uns aus der Ferne die üppig wuchernden Weinberge von Mendoza, die grünen Zuckerrohrwaldungen von Tucuman, die Jahrhunderte alten Wälder jener Quebrachos, die der

harten Axt an Härte nur wenig nachgeben; sie führten uns in die melancholische grüne Verlassenheit der weiten Estancias ein, in denen über die düsteren Haine hochragender Eukalyptusbäume, über die sich fern in der weiten Ebene drehenden Räder der einsamen Windmühlen, über die zerstreuten niedrigen Stalldächern, über das zitternde Stahlblau der Lagunen hoch oben an dem großen tiefblauen Himmel langsam und schwarz der schweigende Flug unendlicher Vogelscharen vorüberzieht. Und es zogen auch an uns, gewissermaßen an der Hand geführt und beim Namen aufgerufen, die Zierden Argentiniens vorüber, auf die das ganze Land mit Stolz blickt: der so gefeierte Shorthorn des Herrn Alfredo Martinez de Hoz, der so gefeierte Holmer II, Geblüt Hereford aus dem Stalle des Herrn Perreyra Iraola, Tiere, die bei irgend einer Ausstellung, mir fällt nicht gleich ihr Name ein, über alle ihre englischen Mitbewerber aus der Konkurrenz als Sieger hervorgegangen sind, die Stammväter der neuen Schaf-, Rinder- und Pferderassen, die von Argentinien für die ganze Welt gezüchtet werden und wegen ihrer Güte, aber allerdings auch wegen ihres hohen Preises berühmt sind, so der so gepriesene Zuchtstier, der von einem Argentinier mit hundertzehntausend Franken bezahlt wurde, d. h. also vierzigtausend Franken mehr als jemals seit dem Ursprung der Welt und irgendwo in der Welt für ein Hornvieh bezahlt worden ist, so der berühmte Hengst Diamond Jubilee, der König Eduard VII von Ignacio Correas für eine Million Lire abgekauft worden ist, so die Cabana jener zwölfhundert Lincolner Hammel reinen Geblütes, zu deren Besichtigung Herr Covo eigens nach England hinübergefahren war, um hier in den Ställen des Herrn Wright aus ihnen die schönsten Exemplare auszuwählen, die er aber so schön fand, daß er sie gleich allesamt kaufte, indem er unverzüglich einen Scheck auf fünfzigtausend Pfund Sterling ausschrieb. Allmählich wurden wir insgesamt von diesem Schwindel erregenden Millionen-

taumel fortgerissen und so ging die Unterhaltung rasch zu der riesenhaften Preissteigerung oder, wie das so in Amerika heißt, Valorisation des Grund und Bodens über, bei den im tiefsten Schlafe erworbenen Reichtümern jener Weisen, die so schlau waren, beizeiten ihr Haupt auf eine Scholle der Mutter Erde zu legen, nicht etwa bloß in Argentinien allein, sondern auch ganz ebenso in Brasilien und in Nordamerika, und der eine erwähnte diesen, der andere wieder einen zweiten und der dritte noch einen anderen Fall. Ich allein schwieg und dachte nach. Ob das nun die Wirkung der den ganzen langen Tag hindurch gehaltenen Reden war, ob es die Wirkung des jähen Hinuntergießens des berauschenden Getränkes und die von mir längst an mir selbst beobachtete Erscheinung war, die ein auch nur allererster Anfang von Bezechtheit in dem Zustand meiner Seele dadurch hervorbringt, daß er sie zu einem melancholischen Verständnis für die Nichtigkeit aller Dinge bringt, oder ob es etwa die gleichzeitige Wirkung der an jenem Tage zusammengemengten Philosophie und des übermäßig genossenen Champagners war, ich weiß es nicht. Doch es schien mir, als ob sich die ganze Welt, je mehr ich sie von dem Ende dieses langen Äquatorialtages aus in der Beleuchtung der in jenen Tagen und den ihnen vorausgehenden, von uns gehaltenen Gespräche besah, immer mehr wie beim Erwachen aus einem tiefen Traume entfernte. Was war nun eigentlich dieser Äquator, den wir den ganzen Tag hindurch so ersehnt hatten? Eine eingebildete Linie. Eine Linie, die gar nicht besteht, im Geiste sich gezogen zu denken, nach ihr zu verlangen, sie zu erreichen zu streben, über ihre Durchquerung zu frohlocken, während sich doch in Wirklichkeit auch nicht das kleinste Pünktchen in der Welt verändert hat. Was soll man wohl dazu sagen? Aber ist es denn nicht ganz ebenso mit Ruhm, Macht, Glück, Wissenschaft? Was ist das Leben, als eine ewige Äquatordurchfahrung, ein ständiges Bemühen, irgend

eine eingebildete Linie zu erreichen, sei es die eingebildete Linie der Schönheit oder die eingebildete Linie der Wahrheit oder die völlig eingebildete Linie des Fortschrittes oder etwa auch . . .? In diesem Augenblicke sah mich wie von ungefähr Frau Feldmann mit einem verständnisvollen Lächeln an, indem sie wie zufällig mit der Hand über die Perlen auf ihrer entblößten Brust fuhr. Zwar war ja sowohl diese Bewegung wie auch dieses Lächeln etwas ganz Gewöhnliches bei ihr. Doch ich weiß nicht, warum, mir erschien dies beides zusammen in diesem Augenblicke als heimliche Anspielung für mich allein, der ich sie auch nur allein zu verstehen vermöchte, auf die Unechtheit der Perlen. Ja! Also war wirklich auch die Schönheit nur eine Einbildung! Und, war die Schönheit nur Einbildung, nun, so war doch auch die Liebe nur Einbildung. Ich fühlte mich zugleich bedrückt und glücklich, traurig und freudig; ich hörte mir die Unterhaltungen zerstreut an, ohne mich dadurch vom Trinken abhalten zu lassen; so hüllte sich mir die Welt mittlerweile immer mehr in einen mystischen Nebel ein. Da wurde plötzlich Alverighi von der bei den in Amerika reich gewordenen Europäern häufig so stark entwickelten Sucht ergriffen, die in Europa zurückgebliebenen Faulenzer auf den Reichtum zu hetzen, indem sie erzählen, ja, man möchte sagen, beinahe öffentlich ausschreien, wie sie selbst zu Reichtum und Wohlstand gekommen seien.

„Das alles ist nichts," rief er aus, „im Vergleich zu dem, was Herr Vasquez und ich in der Provinz Mendoza demnächst machen werden. Sagen Sie es ihnen doch einmal, Herr Vasquez!"

Und so berichtete Herr Vasquez ruhig und würdig, wie er und Alverighi in dem Gebiete von Sao Rafael vier Jahre zuvor von einem Engländer hundertzwanzigtausend Hektar Landes erstanden hätten, das noch gänzlich unbebaut war, abgesehen von einem einzigen Tausend, das jedoch drei ver-

schiedene Bahnen durchkreuzten. Dieses Riesengelände für fünf Millionen, eine Million in bar, den Rest in vier jährlichen Zahlungen. Sie wären dann um das Wasserrecht eingekommen und hätten es auch erhalten, mit der Bedingung, eine bestimmte Anzahl von Kanälen graben und innerhalb einer Frist von zwölf Jahren das gesamte Land bebauen zu müssen. Doch in diesem Augenblick unterbrach ihn Alverighi, der offenbar schon ungeduldig darüber geworden war, daß sein Freund Vasquez so langsam und gelassen sprach, und fuhr selbst fort:

„Wir haben uns sozusagen weißgeblutet, meine Herren, ja, weißgeblutet, d. h. in Wahrheit er nicht; denn er ist viel reicher als ich, doch ich armer Teufel, ja, ich habe bis über die Ohren Schulden gemacht. Doch, was tut's: Wir haben die Kanäle gegraben und zwanzigtausend Hektar in kleine Anteile parzelliert. Zur Stunde haben wir sie bereits wiederverkauft: zweihundertfünfzigtausend Lire den Hektar; wir haben also das ganze Land bezahlt bekommen und gleichwohl bleiben uns noch immer hunderttausend Hektar. Ein hübsches Geschäftchen, nicht wahr? Doch wir stehen erst im Anfang der Anfänge. In ein paar Jahren wird es noch ganz anders kommen. Wir gehen eigens nach Paris, um uns dort die Kapitalien zu verschaffen, weitere Kanäle anzulegen und die Straßen zu bauen, um einige Pueblos einzurichten; wir werden eine Gesellschaft gründen, um alsdann den gesamten Grundbesitz in kleine Bodenflächen zu zerstückeln und diese solchen Leuten zu verkaufen, die Obst züchten wollen. Fünfzig Millionen wollen wir daraus ziehen und zu alledem noch unser Argentinien zu einem zweiten Kalifornien machen. Aber warum, frage ich, warum zerbrechen sich die Leute in Europa das Gehirn so sehr und klügeln so viele Listen aus, nur um wenige tausend Franken zu gewinnen? Warum begnügen sie sich, die Brosamen des Mahles unter dem Tische aufzulesen, wenn noch so viele Plätze an der Ehrentafel leer

sind? Sie mögen nach Argentinien kommen, alle, alle! Dort ist für alle Platz. Drüben mögen sie sich ankaufen. Millionen sind da so sicher, wie etwa die Tatsache, daß morgen die Sonne aufgeht. Und wenn es dabei noch etwas zu riskieren gäbe! Unmöglich; die Welt wird stets Getreide, Fleisch und Wolle brauchen; so braucht also Argentinien nichts zu fürchten. Mag eintreten, was da wolle, das Land wird immer weiter im Preise steigen, bis schließlich wir oder unsere Kinder durch den Verkauf desselben allermindestens Milliardäre werden. Welch ein Land! Welch ein Land! Und Sie, lieber Ingenieur, da Sie sich in Amerika aufgehalten und hier ein Vermögen erworben haben, können glauben, daß der Fortschritt eine bloße Illusion sei. Das können Sie wirklich glauben, wenn Sie Tatsachen, wie diese, Wunder, wie diese sehen. Leugnen Sie nur immer den Fortschritt so viel wie Sie wollen. Heutzutage will ich als letzter und unbekanntester unter den Menschen, nur daraufhin, daß ich nach Amerika ausgewandert bin, den Weltruhm von Herrschern des Altertums erwerben. Ich will Taten tun, wie ein Alexander, ein Cäsar, ein Augustus, ein Konstantin. Ich will eine Stadt gründen, ja, eine Stadt inmitten dieses Geländes und ihr meinen Namen geben. Zuerst wird sie natürlich nur ein Pueblo sein, um alsbald zur Stadt anzuwachsen. Und wer weiß wie bald wird sie dann eines schönen Tages Hauptstadt sein. Und wie wird sie heißen? Alveriga! Ja, Alveriga, das wird ihr Name sein!“

Ich weiß nicht recht, warum, aber diese von so vielen konkreten Einzelheiten durchsetzte Rede scheuchte jene süße Illusion und jenen holden Wahn, daß die ganze Welt nur ein schöner Traum sei, bei mir mit einem Male in die Flucht. Eine klobige, massige, schwerfällige und geradezu alberne Wirklichkeit erschien mir plötzlich inmitten der mystischen Champagnerdünste, einem Eisberg im Nebel vergleichbar: der Reichtum. Und ich fühlte mich unruhig und unbehaglich, angesichts meiner selbst.

IV.

Als ich am anderen Morgen, da an diesem Donnerstag so früh doch noch keine Seele auf dem Schiffe zu sehen war, erst gegen 10 Uhr meine Kabine verließ, begegnete ich auf dem Promenadedeck dem Admiral. Ich berichtete ihm in aller Kürze die mit Frau Feldmann gepflogenen Gespräche und enthüllte ihm, wenn auch zunächst etwas zurückhaltend, die im Laufe der Nacht und den frühen Morgenstunden in meiner Seele gereiften Gedanken hierüber. Ich konnte ihm keineswegs verhehlen, daß mir beispielsweise jenes vorschnelle, erbarmungslose Geklatsch über den Gatten mit dem ersten besten Menschen, der ihr in den Weg gelaufen kam, wirklich nicht gefallen konnte und mich umgekehrt etwas mißtrauisch machte gegenüber den von ihr Dienstag abends bekundeten Verrücktheiten, deren Zeuge ich gerade gewesen war. Der Admiral lächelte, um nur alsbald zu erwidern:

„Wissen Sie, warum ich gestern abends gelacht hatte, als ich gehört habe, daß Frau Feldmann an dem Verstande ihres Mannes zweifle? Nun, weil mir Herr Feldmann in Rio wiederholt gesagt hat, daß seine Frau nicht ganz richtig im Kopfe sei!“

Diese wenigen Worte, denen der Admiral nichts hinzufügte, und noch mehr der Ton, mit dem er sie sprach, bestärkten mich in der Ansicht, daß er weit mehr noch als er es selber sagte, über die Ehezwistigkeiten dieser beiden Leute unterrichtet wäre, und so suchte ich noch mehr aus ihm herauszubringen.

„Sie scheinen doch wohl ein Freund der Familie Feldmann zu sein?“ meinte ich fragend.

Er antwortete mir, er habe Herrn Feldmann zu der Zeit kennen gelernt, als dieser eine überseeische brasilianische Handelsexpedition — die Loeventhals waren die Bankiers der brasilianischen Staatsregierung — nach New-York geleitet habe, und nun nach der Heimkehr in Rio immer wieder Be-

ziehungen mit ihm anzuknüpfen sich bemüht hätte; er tat das wohl aus dem Grunde, weil er zu den nur allzu vielen Menschen gehörte, die sich durch nichts blenden lassen, als durch hohe politische Stellungen und Ämter. Er erzählte mir noch, sein Vater sei ein aus Frankfurt am Main stammender Bankier in Warschau gewesen und als Vetter des bereits zu New-York niedergelassenen Loeventhal von dem letzteren zur Zeit des Sezessionskrieges ermutigt geworden, an der Beschaffung der von der Union nachgesuchten Anleihen mitzuarbeiten; diese Anleihen seien dann der Anfang zu anderen noch größeren Geschäften gewesen und der junge Friedrich, der von dem alten Feldmann zu den Loeventhals geschickt worden sei, um sich von ihnen in das amerikanische Geschäft einführen zu lassen, sei dann schließlich in Amerika geblieben. Er unterrichtete mich endlich, daß Feldmann auch noch zu guter Letzt von einem Bankkonsortium und der Regierung den Auftrag zum Studium der Frage, was wohl Nordamerika in Südamerika unternehmen könnte, zu dem einzigen Zwecke angenommen habe, sich damit für den Eintritt in die diplomatische Laufbahn der Republik vorzubereiten. „Eine neue Laune meiner Frau!“ sagte der Mann. „Eine von den vielen Hirngespinsten meines Mannes!“ sagte die Frau. Als ich dann aber aus dem Munde des Admirals etwas über die intimen ehelichen Beziehungen zwischen den Feldmanns herauszubekommen suchte, indem ich die schon vor einigen Tagen vergeblich an ihn gerichtete Frage, wie denn eigentlich die beiden Gatten miteinander auskämen, noch einmal in einem neuen Gewande an ihn wiederholte, antwortete er mir, er denke, einigermaßen; doch kam das in einem so unbestimmten Tone heraus, daß es mir so schien, als ob er irgend etwas nicht sagen wolle.

Während wir noch so hin- und herwandelten und uns in diesen Gesprächen ergingen, kam plötzlich Cavalcanti und Alverighi dazu.

„Herr Admiral!“ rief Alverighi, sobald er meines alten Gefährten ansichtig wurde, „sagen Sie mir, was wäre wohl nach Ihrer Meinung das sichere Kriterium des Fortschrittes? Gestern abends ist mein lieber Freund Vasquez beim allgemeinen Rennen doch wohl fünf Minuten zu früh am Ziel eingelaufen!“

Der Admiral, der mir von dieser ungestümen Neugier zu Anfang etwas peinlich berührt schien, suchte zunächst etwas auszuweichen, um schließlich wie ein schüchterner Schüler, der sich in einem Examen befindet, errötend zu entgegnen:

„Nun, der Kosmos ist ja im letzten Grunde nichts weiter als ein wunderbarer, harmonisch geordneter Organismus, worauf ja schon sein Name hindeutet. — Alles gehorcht in ihm unwandelbaren Gesetzen: die Planeten, die sich im Weltenraume kreisen, die Kugel, die aus dem Mund des Geschützes fliegt, die Pflanze, die wächst, die Schraube, die sich drehend dies Schiff vorwärtstreibt, der Mensch mit seiner Gedankenwelt, die Völker mit ihren verschiedenen Kulturen! Unwandelbaren Gesetzen, die aber dunkel, verborgen und schwer zu entdecken sind; so bildete sich denn der Mensch zu Anfang ein, daß das Weltall weiter nichts als ein Chaos launenhafter Mächte sei und ließ sich darum von der Furcht lenken, handelte und redete ohne Sinn und Verstand, erboste sich und beging jede Art von Torheiten und Gewalttaten. Er war unwissend, selbstsüchtig und grausam. Aber die Planeten haben nicht etwa gewartet, bis Newton und Kepler geboren wurden, um nach den Newtonschen und Keplerschen Gesetzen zu kreisen! Und geradeso wie die Planeten gehorcht auch der Mensch den Gesetzen seiner Natur, selbst wenn er sie gar nicht kennt, zwar schlecht und mit mancherlei Fehlern, so lange er sie noch nicht kennt, doch immer besser und mit immer größerer Sicherheit in gleichem Schritte und Tritte wie er sie kennen lernt, und folglich auch

jenem Gesetze des Fortschrittes, das ihn drängt vom Egoismus zum Altruismus, oder, was auf dasselbe hinausläuft, von der Unordnung zur Ordnung überzugehen, indem er die Gesetze entdeckt, die die wundervolle Ordnung des Weltalls regeln. Zunächst schafft er die mathematischen Wissenschaften, alsdann die physischen und chemischen Wissenschaften und schließlich die biologischen Wissenschaften; er entdeckt die Gesetze der Zahl und des Raumes, der Bewegung des Stoffes und des Lebens. Gegenwärtig schickt er sich an, den letzten Schritt zu tun, das heißt er steht im Begriffe, die Gesetze der menschlichen Natur und des sozialen Lebens zu erforschen, um selbst das Chaos der Leidenschaften und der selbstsüchtigen Bestrebungen auf eine bestimmte Ordnung zurückzuführen, nämlich die Familie wie den Staat. — Ordnung und Fortschritt steht als Sinnspruch auf dem gelbgrünen Banner Brasiliens!"

„Auguste Comte, Auguste Comte!" rief ich lächelnd aus. Ich hatte den einfachen und unbefangenen Ordnungssinn des romanischen Amerika an der Wärme erkannt, mit der der Admiral der Welt die allgemeine Herrschaft der Wissenschaft ankündigte.

„Sie identifizieren also Wissenschaft und Fortschritt," warf Cavalcanti ein.

Der Admiral gab es zu; ja, er ging noch hierüber hinaus, indem er bemerkte, daß sich die wissenschaftlichen Kenntnisse derart summieren könnten, daß in ihnen auch ein quantitatives Kriterium des Fortschrittes läge; soviel sei doch wahr, daß heute ein Schüler des Gymnasiums ein gelehrterer Physiker sei als Galilei und ein kenntnisreicherer Chemiker als Lavoisier. Alverighi stimmte weder zu noch machte er irgend welche Ausstellungen; er bemerkte nur, daß die Reichtümer Amerikas der mächtigste Hebel des wissenschaftlichen Fortschrittes gewesen seien und noch heute

seien. Alsdann kamen wir auf Auguste Comte zu sprechen.

„Nebenbei bemerkt," unterbrach Alverighi, „Herr Cavalcanti hat mir gesagt, daß in Rio de Janeiro der von Comte begründete Humanitätskult praktisch ausgeübt wird, es solle sich dort sogar ein Tempel befinden, der in Nachahmung des Pariser Pantheon gebaut sei."

Der Admiral nickte zustimmend. Cavalcanti berichtete, daß in Brasilien die Republik ein Werk der Comtisten sei. Ich erzählte, daß ich zu Rio den kleinen Humanitätstempel in der Rua Benjamin Constant aufgesucht und besichtigt und mit seinem Hohenpriester Herrn Texeira Mendes über die verschiedensten Dinge mich aufs liebenswürdigste unterhalten hätte. Da rief uns die Glocke zum Frühstück, an dem Rosetti nicht teilnahm; wir plauderten infolgedessen zunächst über alle möglichen nichtigen Dinge und dann über Magdalena und Antonio. Meine Frau war im Laufe des Vormittags ins Zwischendeck hinabgestiegen, um hier bei den kleinen Leuten Magdalena aufzusuchen und ihr zu empfehlen, lieber auf den Arzt als auf ihren Mann zu hören; doch der Erfolg war leider nur gering gewesen. Sie berichtete uns, daß sich Magdalena ihrerseits über den Doktor Montanari beklagt und Wort für Wort die bereits von Antonio vorgebrachten Beschuldigungen wiederholt hätte, wie zum Beispiel die, daß ihr der Arzt keine Medizin verschriebe und daß er, um sie zu ärgern, sie von ihren Reisegefährten absperrte. „Bin ich denn eine Gefangene?" hatte sie gesagt. Man unterhielt sich nun ein wenig über die unsinnigen Irrtümer, auf die sich in medizinischen Dingen das Volk eigensinnig versteift, und über die Halsstarrigkeit, mit der es nun einmal den Ärzten mißtraut. Doch Doktor Montanari behauptete mit Nachdruck, daß Antonio seine Frau ruhig sterben lassen wolle; Cavalcanti fragte nun, aus welchem Grunde wohl Magdalena

ihrem Manne sich so sklavisch unterwerfe; meine Frau berichtete, daß Antonio auch schon vor seiner Amerikareise ein Stock- und Prügelregiment geführt und Magdalena sich der Übermacht dieses Mannes — sei es aus Schwäche, sei es aus Scham über ihren Fehltritt — stets gefügt hätte. In bezug auf diesen Punkt herrschte auf allen Seiten einstimmig das gleiche Urteil, nämlich, daß Magdalena doch in der Tat eine dumme Gans sei, indem sie, wenn sie auch wirklich einmal einen Fehltritt begangen hätte, doch darum noch lange nicht dazu verurteilt war, sich ein ganzes Menschenleben lang zur Sklavin dieses Mannes herabzuwürdigen, dessen scheinbare einstige Hochherzigkeit sich doch wahrhaftig letzten Endes als nichts weiter herausstellte als eine nur mit allen Künsten der Durchtriebenheit vorgetäuschte grobe Heuchelei. Die Stimmung für Antonio wurde immer ungünstiger, so daß schließlich selbst Alverighi für seine Verteidigung auch nicht mehr einen Augenblick den Mund aufzutun wagte. Nur meine Frau erlaubte sich die schüchterne Bemerkung, daß Antonio stets das fremde Kind ohne jedes Vorurteil, als ob es sein eigenes wäre, behandelt habe, um sich schließlich an den Doktor mit der Bitte zu wenden, Magdalena irgend ein auch noch so unnützes Heilmittel zu verschreiben, wäre es auch bloß, um in ihr das nun einmal bei dem Volke herrschende abergläubische Verlangen nach den giftigen Arzneien zu befriedigen. Nachdem wir nun noch zum Schlusse des Frühstückes in Erfahrung gebracht hatten, daß wir bereits um zwölf Uhr mittags die nördliche Breite von 3° 22′ und den Meridian von 27° 38′ erreicht hatten, zogen wir uns dann zur Siesta zurück.

Als ich gegen vier meine Kabine verließ, machte es mir einen Augenblick den Eindruck, als ob die „Cordova“ ein wenig auf den Grund ginge, doch ich achtete darauf nicht weiter viel. Und so ging ich, nachdem ich den Doktor ge-

troffen hatte, mit ihm ins Zwischendeck, um uns gemeinsam mit jener Sizilianerin zu unterhalten, die den Liebesleidenschaften des Inspektors aus Sao Paulo zum Opfer gefallen war. Es war eine Frau von etwa dreißig Jahren, Ursula mit Namen, brünett, hochgewachsen, eine wirkliche Schönheit, wenn auch von ärmlicher Kleidung, doch sie hatte ein finsteres, strenges Gesicht mit beweglichen, unruhigen Augen darin, die mir nicht gefallen konnten. Auf Verlangen des Doktors erzählte sie mir umständlich und mit unzähligen Abschweifungen, Zwischensätzen und Wiederholungen in einem mundartig gefärbten und portugiesisch durchsetzten Italienisch ihre Leidensgeschichte. Ich fragte sie, warum sie denn eigentlich nicht ihre Zuflucht zu dem italienischen Konsul genommen hätte, und sie antwortete mir, sie wie ihr Gemahl hätten nie die Pflanzung verlassen können; auch sei es ihnen unmöglich gewesen, zu schreiben, da sie ja beide Analphabeten seien und ebenso wenig hätten sie von ihren Arbeitsgenossen etwas schreiben lassen können, weil sie sich davor alle fürchten mußten. Ich fragte sie nunmehr, warum sie nicht in Sao Paulo Aufenthalt genommen hätten, anstatt Hals über Kopf an Bord zu gehen, um daselbst ihre eigenen Interessen auf dem Beschwerdewege geltend zu machen, worauf sie mir antwortete, daß sie, wenn sie sich nicht schleunigst aus dem Staube gemacht hätten, noch obendrein des Diebstahls und der Hochstapelei angeklagt worden wären, nämlich auf Grund der Schulden, die der Verwalter ungerechtfertigterweise auf sie schob. Ich suchte ihr zu beweisen, daß umgekehrt, wenigstens wenn die Dinge wirklich so stünden, wie sie sagte, dann sicher der Verwalter selbst ein häßliches Viertelstündchen vor Gericht hätte erleben können. Doch es gab keine Möglichkeit, sie zu überzeugen; ihr hatte das nun einmal der Gasthofswirt des der Pflanzung benachbarten Dorfes, ein Mann, der bereits dreißig Jahre in Brasilien lebte, so eingeredet und an solcher Auto-

rität prallten natürlich meine Argumente, wenn sie noch so überzeugend waren, ab.

Ratlos stieg ich wieder auf das Oberdeck. Die Erwiderungen waren schlagfertig gewesen, die kleinsten Nebenumstände scharf hervorgehoben und die einzelnen Teile der Erzählung eng miteinander verbunden. Und doch, ich weiß nicht warum, die ganze Erzählung erweckte mein höchstes Mißtrauen. Während ich aber noch in Gedanken an diese Dinge die kleine Bugtreppe hinaufstieg, bemerkte ich, daß das Schiff augenblicklich sehr stark schlenkerte und schwankte. Ich sah mir das Meer an: es wütete etwa nicht oder schäumte von turmhohen Wellen, sondern bewegte sich vielmehr förmlich im Takte friedlich, sanft und tändelnd, abwechselnd in Wellentälchen und Wellenbergchen, ohne auch nur die geringste Spur einer sich brechenden Brandung zu zeigen. Und doch bewegte sich das Fahrzeug ganz, als ob Sturm auf dem Meer herrsche. So war ich denn auch keineswegs überrascht, als mir die Kajütenfrau im Vorübergehen berichtete, daß meiner Frau übel geworden sei. Ich eilte zu ihr in die Kabine und gab ihr eine ganz bestimmte Arznei gegen Seekrankheit zum Einschlürfen, die ihr der Arzt des französischen Schiffes „Savoie“ auf der Überfahrt von Le Havre nach New-York verschrieben und die sich als äußerst wirksam herausgestellt hatte; ich wich nicht von ihr, bis sie eingeschlummert war. Dann ging ich auf das Promenadendeck, das ich öde und verlassen fand. Nun stieg ich auf die Landungsbrücke, in der Hoffnung, doch wenigstens hier irgend jemand zu finden, und in der Tat bemerkte ich an Backbord, auf der Windseite im Kreise sitzend, den Admiral, Cavalcanti und Alverighi; ein vierter Sitz in ihrer Runde war leer. Gleich auf den ersten Blick und schon aus der Ferne ersah ich an ihrem Hände- und Mienenspiel, daß sie leidenschaftlich miteinander stritten, und in der Tat ließ denn auch in einem Tone der Erregtheit, ja

der Entrüstung der Admiral gerade in dem Augenblicke, in dem ich den leeren Sitz einnahm, die Bemerkung fallen:

„Aber behaupten zu wollen, die Wissenschaft sei unwahr, unwahr in sich selbst . . .“

„Hören Sie mal, Professor Ferrero,“ wandte er sich nun, als er mich bemerkte, statt jedes Grußes fragend an mich, „leuchtet es Ihnen etwa ein, daß die Welt ein großer Wirrwarr und die Wissenschaft unwahr sei?“

„Gott sei mir gnädig! Was ist das wieder für eine Verrücktheit!“ dachte ich ganz im stillen bei mir.

Und nun erzählte mir Cavalcanti, wie sie drei eine Stunde vorher Herrn Rosetti begegneten und nun auf das ganze bereits im Vormittag gepflogene Gespräch über die Wissenschaft zurückgekommen seien, in dessen Verlaufe dann Herr Rosetti den Admiral gefragt habe, ob er denn wie so ein Mann aus dem Volke wirklich glaube, daß die Wissenschaft echt sei, und dann nur dazu ein Gespräch begonnen habe, um nachzuweisen, daß der Admiral nur aus dem Grunde dieser Ansicht sei, weil er in allem der Lehre von Auguste Comte folge, daß aber Auguste Comte den Irrtum begangen habe, anstatt auf den erhabenen Spuren eines Immanuel Kant zu wandeln und die Fähigkeiten des Geistes erst einmal zu studieren, die sie sogleich dazu verwandt haben, das große Geheimnis zu erforschen, und dann weiter den Irrtum, die Welt so zu nehmen, weil sie ihm gerade zufällig die Sinne darstellten, also recht eigentlich so, wie es der Landmann und Arbeiter zu machen pflegen. Doch leider hatte Rosetti seine Auseinandersetzung nicht zu Ende führen können, weil auch ihm durch die Unruhe des Meeres übel geworden war und er sich infolgedessen in seine Kabine hatte zurückziehen müssen.

„Und ich werde seinem edlen Beispiele folgen!“ rief nun auch unversehens Alverighi aus, der sich — man denke: ein

Alverighi — schon lange mäuschenstill verhalten hatte. „Dieses Meer ist ja ganz scheußlich!“

Sprach's und ging mit einem kurzen Abschiedsgruß in Eile davon.

„Es bedurfte wirklich schon der Seekrankheit,“ warf lächelnd der Admiral dazwischen, „um ihn mundtot zu machen!“

Der Admiral stand auf, näherte sich der Brüstung und besah sich das Meer, um kopfschüttelnd zu bemerken:

„Das ist so recht das, was die Seeleute Ihrer Heimat die ‚See für den Kabinentod‘ nennen, also die tote See, der Überrest eines Sturmes. Schauen Sie sich die Welle an, wie sie quer in die Flanke schlägt aufs Heck, da, wo auf den Schnellseglern des Altertums Blumen angeflanzt waren, das sogenannte ‚Gärtchen‘. ‚Gärtchenmeer‘ nennen sie auch darum ein solches Meer. Ausschließlich die guten Magen können einem solchen Seegang Widerstand leisten. Ich beglückwünsche Sie zu dem ihren. Doch der Speisesaal wird heute Abend leer und verödet sein.“

Er betrachtete einen Augenblick das Meer und den Himmel mit dem gleichgültigen und sicheren Auge des an solche Zwischenfälle gewohnten Seemannes. Dann rief er, zu mir gewandt, plötzlich aus:

„Aber sagen Sie bloß, lieber Professor, werden Ideen dieser Art heute wirklich ernstlich von den Philosophen erörtert?“

Von der Comteschen Lehre befriedigt, hatte der Admiral keine andere Philosophie aufgesucht. Und als ich zustimmend nickte, schaute er mich einen Augenblick schweigend an, schüttelte den Kopf und hob die Arme, um schließlich zu bemerken:

„Ferrero, Ferrero, seit zwanzig Jahren dreht sich die Welt nicht mehr um ihre ehemalige Achse. Wir Alten finden uns nicht mehr heraus!“

Zur Tischzeit war auch Cavalcanti verschwunden und der Admiral und ich speisten allein mit dem Kapitän. Ich begab mich bald zur Ruhe und stand Freitag erst spät auf, um den ganzen Vormittag bis zur Frühstücksstunde zwischen dem verödeten Verdeck und der Kabine meiner Frau umherzuschlenkern, mit ihr zu schwatzen, ein wenig zu lesen und die See zu beobachten, die „tote See", wie sie der Admiral bezeichnet hatte. Glückliche Benennung, machte doch dieses ständige Auf- und Niederwogen ohne jedes Geräusch und ohne jede Brandung so recht eigentlich das Bild eines Meeres ohne Leben. Ich machte auch Rosetti einen Besuch, dem ich von dem Erstaunen des Admirals erzählte, und ich fragte ihn, ob er wirklich behauptet hätte, daß die Wissenschaft falsch sei, doch er scherzte über die von ihm behaupteten Dinge hinweg, ohne sein eigentliches Denken zu enthüllen. Um die Mitte des Tages erreichten wir nach einem einsamen Frühstück den Parallelkreis von 8° 12′ und den Meridian von 25° 30′. Ich zog mich zum Nachmittagsschläfchen zurück, um erst wieder gegen halb fünf hinauszugehen und ärgerlich, aber ergeben abzuwarten, bis sich das Meer beruhigt hatte und wir unsere interessanten Gespräche wieder aufnehmen konnten. Da erlebte ich plötzlich um fünf Uhr herum, als ich gerade zu irgend einem nebensächlichen Zwecke das obere Deck erklomm, die freudige Überraschung. Frau Feldmann friedlich auf einem Sessel sitzen und damit beschäftigt zu sehen, in einem Hefte zu schreiben.

„Bravo, bravissimo," rief ich, „das lasse ich mir gefallen! Eine wahre Heldin! Alle krank und Sie allein nicht!"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt," entgegnete sie mir lächelnd und die Hand hinstreckend, „daß ich geboren sei, die Meere zu durchkreuzen?"

Wir tauschten ein paar abgedroschene Redensarten aus. Dann sagte sie mir plötzlich, den Bleistift auf das Papier

legend und ihre Worte mit einem anmutigen Lächeln unterstützend, in elegantem Französisch:

„Monsieur Ferrero, vous qui savez tant de choses!“ („Sie, der Sie ein so großes Wissen haben!“)

Sie will mich um eine Gefälligkeit bitten, dachte ich bei mir, während ich mich bei ihr niedersetzte und die Schmeichelei mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit zurückwies.

Und in der Tat fuhr sie in demselben Französisch unmittelbar fort:

„Vous devriez me rendre un service!“ (Sie sollten mir wirklich einen Dienst leisten!“) „Der Admiral weiß über meinen Mann längst so manches, davon bin ich überzeugt; er will mir bloß nichts sagen! Sie müssen ihn zum Sprechen bringen! Ihr Männer, ihr wißt schon, wenn ihr nur unter euch seid, wie ihr so etwas anzustellen habt!“

Ganz richtig geraten, sprach ich zu mir selbst.

Da ich aber den Admiral schon vorher vergeblich auszuforschen gesucht hatte, schützte ich gewisse Zweifel daran vor. Doch ich bemerkte, ich würde zusehen und mein möglichstes tun. Schließlich wagte ich auch noch meinerseits, durch ihre Frage ermutigt, die zwar etwas zudringliche, doch nicht mehr zu umgehende Frage an sie, die mich nun schon so viele Tage quälte:

„Sagen Sie bitte einmal,“ fragte ich entschlossen, „vertragen Sie sich eigentlich mit Ihrem Manne? Sagen Sie offen! Ich bin darüber mit mir noch immer nicht ins klare gekommen und doch ist das, wie mir scheint, der springende Punkt! Wer aber ist besser imstande, meinen Zweifel darüber zu lösen als Sie?“

Ich fürchtete, sie in irgend welche Verlegenheit zu setzen; doch sie schaute mich erstaunt an.

„Aber ich habe Ihnen das doch wohl schon gesagt?“ antwortete sie mir. „Friedrich ist stets ein Mustermann gewesen und auch ich glaube, keine schlechte Frau gewesen zu sein!“

Bei einer solchen Haltung ihrerseits hielt ich es für wahrhaft angebracht, ein bißchen professoralen Ton anzuschlagen.

„Gnädige Frau, Sie sprechen mit einem Geschichtsforscher und die Geschichte weiß sogar die Gedanken der Toten zu lesen! Um wie viel mehr glauben Sie dann wohl der Lebenden? Das, was Sie mir da eben sagen, ist mit nur zu vielen anderen Dingen, die Sie mir wie auch meiner Frau bei früheren Anlässen erzählt haben, nicht recht in Einklang zu bringen."

Und ich erinnerte sie an alles, was sie mir oder meiner Frau von ihrem Manne erzählt hatte, um hieran die Bemerkung anzuknüpfen, daß ein Geschichtsforscher aus ihren früheren bitteren Vorwürfen auf tiefe Familienzerwürfnisse schlösse, etwa so wie der Alpinist in den Bergen die Spalte und Risse des Erdreiches aus der Farbe des Schnees errate.

Sie hörte mir mit gespanntester Aufmerksamkeit und mich starr anblickend zu, gerade als ob sie meine Gedanken gleichzeitig mit Ohren und Augen verschlingen wollte. Dann aber rief sie plötzlich auffahrend wie jemand, dem es nach einiger Arbeit und Anstrengung mit einem Male wie Schuppen von den Augen fällt:

„Die eigentlichen Leiden haben ja erst so richtig von dem Augenblicke an begonnen, wo wir unseren Wohnsitz in der Madison Avenue aufgeschlagen haben!"

Diese Antwort war von einer so überwältigenden Offenheit, daß auch ich meinerseits nichts mehr zu erwidern wußte und sie nur mit einem schwachen Anflug von Ironie fragte, wo sie denn vorher gewohnt hätten.

„In der Fifty sixth Avenue im Osten, nahe dem Park."

„Und nun gerade ausgerechnet zwischen Fifty sixth Avenue und Madison Avenue hat sich Ihr Mann so gehäutet?"

„Leider ganz wie Sie sagen," antwortete sie mir. „Denken Sie sich einmal: Ich verehre beispielsweise zwei

Künste, die Malerei und die Musik, und ich will nicht unbescheiden sein, aber ich verstehe auch ein wenig von beiden. Wenn ich beispielsweise eine Ausstellung oder ein Museum betrete, so bedarf es für mich nur eines flüchtigen kurzen Rundblickes und ich weiß Bescheid; ich erkenne immer sogleich das wirklich schöne Gemälde des Saales heraus. Nun! So lange wir in der Fifty sixth Avenue wohnten, sah mein Mann die Gemälde nur mit meinen Augen. ‚Die Museen und Ausstellungen will ich nun einmal nur in Gesellschaft von Isabella besuchen', sagte er immer. Und welchen Spaß machte mir es nicht, seine künstlerische Erziehung zu leiten! Und dabei konnten wir noch manchen Groschen zurücklegen und immer, wenn wir dann so wieder einmal unser Schäfchen im Trockenen hatten, dann hieß es schnell nach Europa, um etwas Neues anzuschaffen. Doch o weh, mit der Madison Avenue war wie mit einem Zauberschlage der Bann gebrochen, der ihn doch immer an mich, zum mindesten doch auf dem Gebiete der Kunst, gefesselt hatte! Der Schüler empörte sich!"

„Zum unendlichen Schaden der Kunst und des Schönen!"

„Lachen Sie nicht, Sie schändlicher Spötter, Sie!" schimpfte sie wütig. „Wenn Sie nur ahnen könnten, was ich damals zusammengeweint habe!" Und seufzend fügte sie alsbald hinzu: „Hier in der Madison Avenue war es, wo jenes Leid mit meinem Manne begann, daß er mit einem Male allerlei unsinniges Zeug zu schwatzen anfing, jenem bekannten Manne vergleichbar, der niemals zu sprechen aufhört. Jede Woche kam er mir mit einem überspannten und unmöglichen neuen Einfalle, der mit den vielen voraufgegangenen auch nicht mehr im losesten Zusammenhange stand. Einen Tag schwärmte er für die altenglischen Holztäfelungen der Wände, einen anderen begeisterte er sich für japanische Keramik, wieder einen anderen gab es für ihn nichts anderes auf der Welt als die französischen Elfenbein-

sachen, dann wieder kamen die alten Majoliken von Faenza und die französische Malerei der Dreißigerjahre an die Reihe. Und er kaufte aufs Geratewohl Schönes und Scheußliches, Echtes und Gefälschtes. Wie oft hat er nicht Gefälschtes gekauft! Häufig merkte er auch sehr bald nach dem Kauf, daß er nicht wußte, wo er den angekauften Gegenstand unterbringen sollte; manchmal wurde er denn auch von einem plötzlichen, ganz unvermittelten Anfall von Geiz ergriffen, so daß er mit einem Male den amerikanischen Zoll nicht zahlen wollte und lieber den Gegenstand in einen Möbelspeicher in Europa zur Aufbewahrung gab. Sie glauben gar nicht, wie vielerlei Zeug derart wir hier und dort in allen vier Windrichtungen zerstreut besitzen! ‚Wenn ich weiß, daß mir ein Gegenstand gehört, genügt mir das! Was habe ich dann nötig, ihn alle Tage zu sehen?‘ sagte er immer wieder, wenn ich mich hierüber beklagte. Ich erzähle Ihnen das alles nur, damit Sie meine Qualen verstehen.“

„Ihre Qualen? Wir wollen doch nicht übertreiben!“

„Meine Qualen, ich sage es Ihnen! Meinen Sie etwa, mir sollte nicht das Herz bluten, wenn ich sehe, wie mein Mann ein Spiel und ein Raub aller Antiquare und Händler wird? Mir schenkte er natürlich kein Gehör mehr, sage ich doch niemals Schmeicheleien und redete ich doch auch damals ganz gerade heraus ihm ins Gesicht hinein, wie es meine Pflicht war, wenn ich eine gute Frau sein wollte, daß er seinem Beruf nachgehen sollte, und der wäre, Millionen zu erwerben, aber nicht schöne Kunstgegenstände zu kaufen, von denen er ja doch nicht ein Jota verstünde! Er aber setzte sich, je reicher er wurde, umgekehrt ganz wie einst Kaiser Nero immer mehr in den Kopf, ein großer Kenner zu sein, und jenes Händlervolk, das schlauer ist als der Teufel selbst, hat diese seine Schwäche auch sofort erfaßt! Wenn ich einmal nicht da bin, hängen sie ihm bald allen Ausschuß und Schund an, und zwar dadurch, daß sie ihm

vorreden, daß nur die Amerikaner das Joch der akademischen Vorurteile Europas abzuschütteln verstehen, oder dadurch, daß sie ihm zu verstehen geben, daß die betreffenden Gegenstände in ein paar Jahren zu einem zwanzigmal teureren Preise zu verkaufen sein werden. Ja, so ist es! Ich gestehe ganz offen, es ist mir das einem Manne wie Ihnen sagen zu müssen wirklich nicht angenehm, einem Manne, der doch noch irgend welche Illusionen hat. Doch bedenken Sie wohl: so ein Bankier bleibt nun einmal immer ein Bankier. Oder tue ich ihm etwa unrecht? Nein, kaufte er mir doch wahrhaftig eines schönen Tages — Sie glauben es nicht — ein Gemälde von Van Gogh! Mein Mann sollte ausgerechnet zum Kubisten werden! Doch das Bild durfte nicht die Schwelle meines Hauses überschreiten. Diesmal war ich an der Reihe, mich zu empören. Ich drohte ihm . . ."

Und sie brach in ein übermütiges Lachen aus und sah mich mit Augen an, aus denen eine schalkhafte Bosheit hervorlugte.

„Nun, womit drohten Sie ihm, gnädige Frau?"

Doch es gab kein Mittel, irgend etwas aus ihr herauszubekommen. Immer noch übermütig, wußte sie dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben.

„Doch für gewöhnlich war i c h der nachgebende Teil, ist doch das nun einmal das Los von uns armen Frauen. Aber auch mein Haus so zu entehren und eine richtige Trödlerbude daraus zu machen! Wenn ich bedenke, daß wir damals wirklich Gelder rein zum scheffeln besaßen und damit so viele schöne Gegenstände hätten kaufen können."

Gelder rein zum scheffeln besaßen? Diese Worte erregten meine ganze Neugierde und so fragte ich denn, wann sie eigentlich ihren Wohnsitz nach der Madison Avenue verlegt hätten.

„Im Jahre 1902," antwortete sie kurz, um, den Faden ihrer Rede wieder aufnehmend, rasch fortzufahren: „Jahre-

lang zuvor hatten wir schlicht und einfach gelebt, hatte doch mein Mann von seinem Vater bloß lumpige sieben Millionen geerbt."

Ich machte ein Zeichen der Verwunderung, das sie auch offenbar verstand.

„Ja, sieben Millionen sind wohl viel in Europa. Doch in Amerika! Gewiß, er verdiente viel auf der Bank, doch Sie müssen daran denken, daß er nach dem Tode seines Vaters einen Augenblick den Gedanken gehabt hat, die Bankierlaufbahn aufzugeben und Professor der Volkswirtschaftslehre an der Columbia-Universität zu werden. Und wollte Gott, er hätte es getan! Wir lebten einsam, gut bürgerlich, doch ohne jeden weiteren Aufwand, nur mit ein paar Freunden, die fast alle Universitätsprofessoren waren, teils gleichfalls zu Columbia, teils zu Harvard, teils zu Princeton, teils zu Jale. Ich selbst hielt mich damals übrigens nur ein halbes Jahr in New-York auf, nämlich vom November bis zum April. Anfang April kam ich mit meiner Tochter nach Frankreich. Friedrich kam uns im Juli nach und verlebte ein Vierteljahr mit uns gemeinsam in Europa, aber gerade nur ein Vierteljahr."

„New-York gefiel Ihnen also nicht?"

Die Antwort fiel ganz unerwartet aus.

„Ich weiß nicht recht," sagte sie nach kurzem Zögern. „Daß es mir gefiele, im strengsten Sinne des Wortes gefiele, möchte ich nicht gerade behaupten. Aber umgekehrt! Daß es mir mißfiele! Nein! November für November kehrte ich immer wieder gern dorthin zurück, ganz vergnügt, dem hügeligen Le Havre Lebewohl sagen zu dürfen."

„Ja, voller Freude, weil Sie ja bestimmt wußten, daß Sie diese Hügelstadt schon in einem halben Jahre wieder sehen würden."

„Vielleicht. Doch deshalb bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß mich mit dem Aufsteigen der ersten kalten Herbstnebel jedesmal von neuem die Sehnsucht nach New-York ergriff. Ich glaubte dann immer, eine Zauberfahrt auf eine außer aller Welt und Zeit gelegene unbekannte Stadt anzutreten. Jener ewig redende Herr sagte gleich am ersten Abend, daß ihm New-York den Eindruck einer überirdischen Stadt gemacht habe. Nun, ich hatte in jener Stunde die Empfindung, daß seine Worte vollkommen berechtigt seien; auch ich glaubte, auf einen anderen Planeten oder in eines jener Märchenlande übersiedelt zu sein, in denen ich in meiner frühesten Kindheit geweilt hatte, und ich fand für uns beide dort alle Dinge der Erde wieder, wenn auch nicht an ihrer gewohnten Stelle, sondern in einer ganz neuen häßlichen Ordnung.

Nun, diese Reise von der Erde zu jenem märchenhaften Planeten und von dem Planeten zurück zu unserer wirklichen Erde, zweimal in jedem Jahre, das war einer meiner größten Genüsse! Eine wahre Wonne die Hinfahrt und eine Wonne wieder die Heimkehr! Denn, aufrichtig gesagt, sehr schnell ermüdete mich auch wieder New-York. Schon nach kurzer Zeit empfand ich jedesmal von neuem das Bedürfnis, auf die Erde zurückzukehren und alle Dinge wieder an ihrer richtigen Stelle zu sehen.“ Hier hielt sie einen Augenblick inne, um plötzlich fortzufahren: „Ist es nicht seltsam? In ganz New-York — möchte ich beinahe sagen — sind nicht zwei Gebäude aufzutreiben, die sich einander völlig glichen. Und doch, wenn ich erst einmal wieder zwei Monate dort bin, lastet dieses New-York mit seiner alles Maß überschreitenden Mannigfaltigkeit auf mir, als ob es die monotonste Stadt sei. In Paris hingegen findet sich doch nun wirklich eine große Einförmigkeit; ganze Viertel sind in einem ähnlichen Stile gebaut. Nun, warum ermüdet mich wohl Paris niemals, warum scheint es mir immer verschieden?“

Diese Beobachtung quoll aus dem reichen Borne des Lebens, doch da ich gerne meine Erörterungen fortsetzen wollte, ließ ich diese Frage auf sich beruhen.

„Alles in allem genommen," erwiderte ich, „sind Sie doch eigentlich lange recht glücklich gewesen und wurde es erst mit dem Augenblick anders, wo Sie Ihren Wohnsitz nach jenem verwünschten Hause in der Madison Avenue verlegten. Aber, sagen Sie, warum wollten Sie ihn eigentlich gleich zuerst nicht allzu freudigen Herzens zum Manne nehmen? Das haben Sie mir wenigstens neulich gebeichtet."

Sie errötete leicht und zeigte sich ein wenig verlegen.

„Sie wissen, ich war damals noch sehr jung, fast noch ein Kind. Und dann gibt es auch so vielerlei, was solche zarte Dinger wie ich noch nicht recht verstehen konnten. Und ich kannte so etwas schon gar nicht. Er wurde bei uns im Hause von Freunden eingeführt, die mich mit ihm verheiraten wollten, im vollen Einverständnis mit meiner Mutter. Der erste Eindruck, den er auf mich machte, war — es wird Ihnen vielleicht seltsam erscheinen — daß ich mich über ihn vor Lachen ausschütten mußte. Doch er war so schüchtern!"

„Schüchtern?"

„Gewiß!" antwortete sie und begann nach kurzen Unterbrechungen immer wieder von neuem zu lachen, wie jemand, der einfach lachen muß, mag er wollen oder nicht. „Er war der reine Fleischklumpen, dick und rund, feist und quabbelig, kurzsichtig und linkisch. Und verschämt, verschämt! Er wurde rot, wenn ihn ein junges Mädchen ansprach oder auch nur ansah. Aber meine Mutter sagte mir, daß Friedrich eine der besten Partien sei, die es gäbe, indem er einer der zukünftigen Krösusse Amerikas sein würde. Mein Vater wiederholte mir dasselbe und ein gleiches Lied stimmten mein Bruder, mein Onkel, meine Tanten, meine Gouvernante und meine Kammerfrau an. Wie hätte ich, ein so junges Mädchen,

einer derartigen Koalition Widerstand zu leisten vermocht?“

In diesem Augenblick überraschte uns ein Windstoß, schüttelte die ringsherum ausgespannten Taue in ihren schweren Eisenringen, pfiff über die eisernen Kanten des Schiffes und brachte uns für einen Augenblick zum völligen Stillschweigen. Ich kehrte mich um, um mir das Meer anzusehen; unter der grauen Fläche der Wogen, unter dem sonnenlosen Himmel begann das tote Meer wieder aufzuleben, sich zu kräuseln und sich in schäumendes Weiß zu kleiden; doch die „Cordova“ schlenkerte und schaukelte weiter, gerade als ob sie manchmal einen Augenblick stehen bleiben und sich mit dem Bug unversehens emporheben wollte, um dann wieder in ihrer ganzen Länge langsam und feierlich auf die Wogen zurückzusinken und ihre Bahn über die Meereswüste, die von der jetzt auch von Menschen verlassenen „Cordova“ aus noch öder und wilder als gewöhnlich schon aussah, ruhig weiter fortzusetzen. Doch gerade diese Einsamkeit schien auch unsere verschwiegenen Vertraulichkeiten zu begünstigen; ich fühlte kein Bedenken mehr, die zudringlichsten Fragen an sie zu richten, gerade so, als ob wir uns seit über Jahr und Tag kannten; das Mißtrauen wich und meine Neugierde wuchs, weil ich mich unter den beständigen Widersprüchen in allen diesen ihren vertraulichen Mitteilungen einfach nicht mehr herauszufinden wußte. Liebte sie ihren Mann, verabscheute sie ihn oder stand sie ihm gleichgültig gegenüber? Ich fragte sie ganz offen heraus:

„Doch mit einem Wort, bereuen Sie eigentlich, ihn zum Manne genommen zu haben oder nicht? Neulich Abend und eben noch, haben Sie ja gesagt; aber ganz vor kurzem schoben Sie wieder dieses, Ihr Sträuben, Ihrem damaligen Mangel an Erfahrung zu.“

Doch sie ging auf einen derartigen Ton keineswegs ein.

„Ich glaube," sagte sie, „daß meine Angehörigen die Ehe hätten verhindern sollen. Und in der Tat hat auch einen kurzen Augenblick mein Vater daran gedacht. Ein paar von jenen Wutanfällen, wie sie Friedrich so während seiner Verlobung hatte, hatten meinen alten Herrn beunruhigt."

„Aber ich denke, er war so schüchtern?"

„Für gewöhnlich ja. Aber, wenn er erst einmal in Wut geriet! Und er geriet um nichts und wieder nichts in Wut! Meine Mutter allerdings beruhigte meinen Vater immer wieder. Meine Mutter war fraglos ein reiner Engel, doch sie glaubte nun einmal, daß jeder, der viel Geld hat, glücklich sein muß."

„Ja, wie ging es denn dann in den ersten Jahren Ihrer Ehe? Recht kläglich, vermute ich."

„Ach, nein. Friedrich ist von jeher ein Glückskind und so traf ihn auch diesmal wieder ganz unversehens eine eigentümliche Schickung des Glückes. Auf unserer Hochzeitsreise nämlich erkrankte ich zu Venedig an Typhus. Und da muß ich sagen, daß er sich in dieser gräßlichen Lage ganz wunderbar gegen mich benommen hat. Er pflegte mich mit einem Eifer, dessen ich ihn wirklich niemals für fähig gehalten hätte." Und sie hielt einen Augenblick inne, um sogleich fortzufahren: „Was wollen Sie? Dieser Beweis von Zärtlichkeit rührte mich und überwältigte mich, ich begann in ihm alle die guten Eigenschaften zu entdecken, die er besaß — und er besaß einige davon wirklich, so Genie, Geist, Bildung und sogar auch Höflichkeit, wenigstens zeitweise. Und dann war er wirklich in mich verliebt, das unterliegt gar keinem Zweifel," fügte sie mit einem feinen Lächeln hinzu. „Ich wiederhole Ihnen: Er ist immer ein Muster von Mann gewesen. Solche, die ihm gleichkommen, mag es vielleicht noch andere auf der Welt geben, doch solche, die ihn übertreffen, keinen. So versöhnte ich mich nach und nach immer mehr mit meinem Schicksal. Fehler, du lieber Gott, die haben wir alle.

Aber wir sind doch wohl dazu in der Welt, um gegenseitig Nachsicht und Duldsamkeit zu üben, nicht wahr? Und nun begann bald ein wirkliches Gemeinschaftsleben, ein Halbjahr in New-York und wieder ein Halbjahr in Frankreich: unsere beiden Welten, unsere Freunde, unsere Tochter!"

„Kurz und gut, Sie haben sich auch Ihrerseits in ihn verliebt," schloß ich, um sie zu einer bestimmten Antwort zu reizen.

„Ich brauche mir kein böses Gewissen darüber zu machen, jemals eine schlechte Frau gewesen zu sein oder nicht alles getan zu haben, was ich nur irgend konnte, um meinen Mann glücklich zu machen," antwortete sie.

Und sie schwieg, mich anblickend. In diesem Augenblicke erhellten sich die elektrischen Lampen auf der Brücke in einem trüben Dämmerlicht — es dunkelte — Windstöße folgten sich in immer kürzeren Zwischenräumen und immer heftiger, die „Cordova" schaukelte und schlenkerte immer weiter zwischen schäumenden Wogen und auf einem wieder lebendig gewordenen Meere. Wir näherten uns immer mehr der Nacht.

„Kurz gesagt mithin," sprach ich, um das Schweigen zu brechen, „sind Sie in diesen ersten Jahren keineswegs unglücklich gewesen."

„Ach nein, ach nein! Ja, er besserte sich sogar noch, ich kann es nicht leugnen! Er ließ sich von mir, seinem Frauchen, zähmen und veredeln. Ich habe gewissermaßen aus diesem Barbaren erst einen feinen und gebildeten Menschen gemacht," fügte sie in einem halb übermütigen und halb bitteren Tone hinzu, durch den ich von neuem in meiner Meinung schwankend wurde. Also sie verabscheute ihn doch.

„Die Miseren," sagte ich, um von neuem auszuforschen, „haben also überhaupt erst begonnen, als Sie Ihren Wohnsitz nach der Madison Avenue verlegt haben?"

„Ach, nur zu sehr," antwortete sie. „Dieses Haus ist unheilbringend gewesen. Und zu denken, daß wir in dem alten Hause der Fifty sixth Avenue so glücklich miteinander lebten. Ich wollte wohlweislich nicht umziehen; ich habe geweint. Die Vorahnung. Doch, nachdem wir so viele Millionen bei dem Geschäft mit der ‚Great Continental' verdient hatten, wünschte mein Mann statt dieses engen Gemäuers ein schönes, großes Haus, in dem wir ein paar Leute empfangen und es uns wohl sein lassen konnten. ‚Wir sind ja jetzt so reich!' sagte er immer wieder, ‚wir können uns das und noch so manches andere erlauben.' Diese Art der Beweisführung kann ich immer nicht recht verstehen und wenn ich darum mein Lebtag als eine Torin gelten sollte. Geld ausgeben, soweit es Vergnügen gewähren soll, ja. Doch nur darum welches ausgeben, weil man es hat, nein." Hier hielt sie einen Augenblick inne, um dann unvermittelt fortzufahren: „Aber ich langweile Sie mit meinen unbedeutenden rein privaten Angelegenheiten. Verzeihen Sie mir. Sprechen wir lieber von Dingen, die Sie mehr interessieren."

Ich beteuerte das Gegenteil und überlegte mir währenddessen, durch die Erwägung, mit welcher Ungezwungenheit sie mir die Höhe der von ihrem Manne gemachten väterlichen Erbschaft enthüllt hatte, ermutigt, ob ich wohl eine Frage wagen könnte, deren Vorwitzigkeit eigentlich schon die Schranken des guten Anstandes überschritt.

Aber endlich entschloß ich mich dazu:

„Verzeihen Sie meine Neugierde. Doch hat wohl Ihr Gatte an der ‚Continental' viel Geld verdient?"

„Viel, viel! Und nicht bloß an jenem Geschäft allein, die Jahre 1902—1906 waren die reinen Goldjahre."

Ein neues Zögern, dem endlich der entscheidende Schritt folgte.

„Und wieviel mag wohl jetzt das Vermögen Ihres Gatten betragen?"

Ich glaubte sicher, dieser Frage würde sie ausweichen, aber nein, sie antwortete:

„Zwar kann ich das nicht genau sagen. Solche Vermögen, wissen Sie, sind stets und ständig schwankend. Doch ich habe durch meinen Bruder gehört, daß Friedrich gegenwärtig über volle hundert Millionen besitzen müsse."

„Lappalien," rief ich einfach platt aus. „Dann haben die Damen hier an Bord wirklich nicht so ganz unrecht, wenn sie sagen . . ."

Und ich erzählte ihr, daß sie bei ihren Reisegefährten als angebliche Milliardärin in hoher Achtung stünde. Die Erzählung machte ihr außerordentlich viel Spaß und sie sagte:

„Jetzt verstehe ich erst, warum mich dieser Herr Levi jeden Tag von neuem aufsucht, um mir, sei es Perlen, sei es Diamanten, sei es Smaragde oder Saphire anbietet, indem er mir stets mindestens das Doppelte ihres reellen Wertes abverlangt. Er hält mich entweder für eine Närrin oder traut mir nicht zu, etwas hiervon zu verstehen. Doch Juwelen, Teppiche und Gemälde — wer mich dabei prellt, den will ich erst sehen!"

Vererbtes Wissen, dachte ich, während sie mir einige ihrer schlauesten Ankäufe zu erzählen begann.

Kurze Zeit lieh ich ihr nun so aus Höflichkeit Gehör; dann aber unterbrach ich, um sie auf unser Thema zurückzubringen:

„Also, also, Sie sagten, daß in dem Augenblicke, wo Sie Ihren Wohnsitz nach der Madison Avenue verlegten . . ."

„Sicher," entgegnete sie seufzend. „Das war damals, wo wir das bisherige einfache Leben aufgaben und große Empfänge zu veranstalten und großen Aufwand zu treiben begannen. Und bald wurde auch ich — ich will nichts gesagt haben — eine führende Persönlichkeit in meinem kleinen Reiche; auch ich hielt meinen Hof ab. Und fahr' dahin, Glück!"

„Ich verstehe!“ warf ich schnell und boshaft dazwischen. „Es begannen damals für Ihren Gatten, wie für alle reichen Leute, die ein vornehmes Leben führen, die Versuchungen. — Und das Fleisch ist schwach!“

Doch ich hatte in Wirklichkeit nicht verstanden.

„Nein, nein,“ antwortete sie entschieden. „Ich habe ihm bis heute noch niemals auch nur einen einzigen Eifersuchtsauftritt gemacht, hatte ich doch, wie ich offen bekennen muß, auch noch niemals dazu Grund oder Anlaß.“

„Dann verstehe ich aber nicht, wie irgend welche Mißhelligkeiten haben entstehen können. Für solche reiche Familien liegt hierin die einzige gefährliche Klippe in dem treulosen Meere des sozialen Lebens. Es werden doch wohl nicht seine Schulden gewesen sein, denk ich mir?“

„Sie hätten sicher recht, wenn mein Gatte nicht ein Mensch ohne jede Kritik, ohne jedes Urteil, ohne auch nur ein Spürchen von gesundem Menschenverstand wäre. Ja, wir hätten wirklich glücklich sein können, nicht wahr? Wenn es auf der ganzen Welt irgend jemanden gab, der geschaffen zu sein schien, mit wenigem, ja selbst in Dürftigkeit, glücklich zu sein, war ich es; eine Blume, eine Landschaft, ein Lichtstrahl, ein Kind genügten mir oft, mich vor Freude zu berauschen; ich kann mich über alle schönen Dinge mit der ganzen Inbrunst meines Gefühles freuen; ich kann darum auch selbst nicht einmal verstehen, wie es denkbar sein soll, daß die Armen unglücklich sein müssen, nur darum, weil sie arm sind. Aber alle brachten mir in der Tat Neid entgegen. Dabei verhielt es sich in Wahrheit umgekehrt. Je reicher ich wurde, um so weniger freute ich mich. Von dem Augenblick an aber, wo wir unseren Wohnsitz nach der Madison Avenue verlegten, hat mich das Schicksal verfolgt, ist mir alles quer gegangen und ist das Leben für mich nichts weiter mehr gewesen als ein ständiger, unnützer, aufreibender Kampf. Wahrhaftig, was mir die Reichtümer Amerikas schon ge-

nützt haben? Die ärmste Grünkramhändlerin in New-York ist glücklicher als ich gewesen."

„Etwa, weil Ihr Gatte und Sie sich nicht über den Wert von Bildern oder Möbeln verständigen konnten?"

Die, wie ein Verzweiflungsschrei dem Innersten ihrer Seele in die Nacht, die Einsamkeit und den Sturm sich entringenden verängstigten und zerrissenen letzten Worte der Frau Feldmann hatten schließlich mein Mißtrauen besiegelt; so aufrichtig und aus dem Herzen kommend mir aber ihr Gejammer erklang, so schien es mir gegenüber ihren doch in Wirklichkeit verhältnismäßig geringen Sorgen etwas stark übertrieben. Doch unsere Freundin ließ mir nicht die Zeit, mich auch meinerseits hierüber einen Augenblick auszulassen.

„Sicher auch aus diesem Grunde!" gab sie mir mit Nachdruck, ja mit Bitterkeit auf meine letzte, ein klein wenig höhnische Zwischenbemerkung zurück. „Ich weiß nicht inmitten von scheußlichen Gegenständen, widerlichen Persönlichkeiten oder auch ekelhaften Verpflichtungen zu leben. Mein Gatte wollte nun einmal, koste es, was es wolle, eine social position, d. h. eine sogenannte Stellung in der Gesellschaft zu New-York um jeden Preis für sich. Schön! Dagegen hatte auch ich nichts einzuwenden. Denn auch ich habe keineswegs Neigung zu einem Eremiten. Aber welches Bedürfnis lag wohl vor, die alten und guten Beziehungen aufzugeben, nur um neue aufzusuchen, die sich als unerträglich herausstellten? Ich war in den ersten Jahren glücklich gewesen; ein Halbjahr zu New-York und dann wieder ein Halbjahr in Frankreich und mit so vielen wie Gold so treuen, ganz einzigen und unersetzlichen Freunden da drüben, fast sämtlich, wenn Sie wollen, bescheidenen, aber ebenso gebildeten, vornehmen und liebenswürdigen Menschen: Universitätsprofessoren, Schriftstellern, Künstlern. Aber ich weiß nicht recht, warum: mit dem Augenblicke, wo wir uns in der

Madison Avenue befanden, kühlte mein Mann mit einem Male sein ganzes Mütchen an ihnen, und so vergaßen sie denn nach und nach unsere Straße und Hausnummer. Sie hatten nur zu recht. Aber bei mir ist die Trübsal seitdem noch nicht verschwunden. Ach, wenn ich an diejenigen denke, die an die Stelle der früheren traten. Alles Reichgewordene, versteht sich! Ich habe die fragwürdige Ehre gehabt, an einem Abende, ich weiß nicht, wieviele Milliardäre bei mir zu Tisch zu haben, doch so langweilige, so langweilige, wie es eben nur Leute aus der Finanzwelt sein können. Mein Mann aber strahlte nur so vor Glück. Und wenn ich mir auch nur ein ganz klein wenig Langeweile anmerken ließ, o, was für Zornesausbrüche und Auftritte gab es dann. Welchen Genuß er nur an diesem Umgange finden konnte, ich weiß es wirklich nicht."

„Aber ich! Es war der Reiz, Leute ganz wie seinesgleichen behandeln zu dürfen, die, wenn er nicht so viele Millionen erworben hätte, ihn nicht eines Blickes gewürdigt haben würden!"

Sie verzog das Mündchen.

„Ein schöner Genuß, nicht wahr? Ein göttlicher, ein übernatürlicher, ein paradiesischer!"

„Aber, gnädige Frau, auch die Durchfahrt durch den Äquator ist keine himmlische Freude! Und doch haben Sie sie überstanden! Der Mensch ist nun einmal so beschaffen . . ."

„Der Mensch ist ein echter Narr!" antwortete sie schlagfertig.

„Und Sie," warf ich scherzend ein, „sind eine gefährliche Anarchistin!"

„Weil ich mich nicht langweilen will, wenn ich mich belustigen will? Weil ich will, daß die Belustigungen belustigen und nicht für uns der Ekel sein sollen, der uns anekelt? Ich bin eine überspannte, eigenmächtige, launenhafte, wunderliche, unmögliche Frau, nicht wahr? Wieder-

holen Sie es doch auch, was mein Mann ja so oft sagte! Um mich zu rächen, müßte ich Ihnen eigentlich wirklich wünschen, sich einmal ebenso zu langweilen, wie ich mich gelangweilt habe, seitdem wir unsere Behausung nach der Madison Avenue verlegten! Seitdem wußte ich niemals mehr, wann ich wohl einmal nach Europa zurückkehren können würde; und ich habe volle zwei Jahre gelebt, ohne Paris und meine Angehörigen wiederzusehen! Und immer Diners, Empfänge, Wohltätigkeitsbasare, Theater, Rennen, lebende Bilder, Besuche auf dem Lande, gleichviel, ob ich sie wollte oder nicht, ob sie mir gefielen oder nicht. Würde uns doch anderen Falles die Gesellschaft von New-York vergessen haben! Welch großes Unglück das, verstehen Sie wohl! Denn da drüben gibt es keinen Spaß! Selbst das gesellschaftliche Leben ist da ein Kampf. Und wer dort auch nur für einen Augenblick seinen Platz verläßt, den nimmt ihn schon sogleich irgend ein anderer weg; es heißt hier immer bereit sein und seine ganze Person einsetzen. Bei den Diners, bei den Empfängen, bei allen Belustigungen, bei allen diesen Anlässen haben mir die Amerikaner stets einen Eindruck von im Feuer stehenden Soldaten gemacht, die einfach den Befehl erhalten haben, sich in der und der Form zu belustigen, selbst wenn es sie auch noch so langweilen sollte, aus reinem Pflichtgefühl, und um nicht ihren Posten zu verlassen, ganz wie auf dem Schlachtfelde!“

„Aber, gnädige Frau,“ bemerkte ich, „auch das gesellschaftliche Leben ist genau so wie das gesamte übrige Leben — eine große Illusion!“

Doch sie schenkte mir kein Gehör, sondern fuhr ihre Gedanken weiterspinnend fort:

„Wenn ich es nur gewußt hätte. Ich hätte schon meinen Mann gedrängt, bereits nach dem Tode seines Vaters nach Europa zurückzukehren. Schwankte er doch damals für einen Augenblick. Und das wäre doch wahrlich besser für mich ge-

wesen, als mich bei ihm nach seinem Erwerben von so vielen Millionen von jener Gräfin verdrängt zu sehen."

„Von der Gräfin?" fragte ich lächelnd. „Von welcher Gräfin?"

„Nein, nein!" antwortete sie in lebhaftestem Tone, mein Lächeln flugs durchschauend. „Es handelt sich nicht um das, was S i e vermuten, es handelt sich um weit Schlimmeres! Ich spreche von der Gräfin . . ." und sie nannte einen deutschen Namen. „Kennen Sie sie nicht? Sie war die Hofdame der . . ." und sie nannte eine vor kurzem verstorbene königliche Prinzessin der Alten Welt. „Sie ist eine ganz entsetzliche Alte und so häßlich wie die Sünde!"

Es ertönte in diesem Augenblicke das erste Glockenzeichen zur Hauptmahlzeit. Frau Feldmann brach ab und sagte mir, daß sie mich nicht länger mit diesem ihrem unnützen Gewäsche aufhalten wolle. Doch die vertraulichen Mitteilungen sprudelten bereits in nur zu reichen Strömen aus ihrer Seele hervor und so legte ich feierliche Verwahrung gegen ihre scheinbare Bescheidenheit ein und fragte sie, wie sie denn diese Gräfin kennen gelernt hätte. Sie antwortete mir, die Gräfin hätte eine derjenigen amerikanischen Familien, deren Namen in Europa weithin bekannt ist, während eines gemeinsamen Pariser Aufenthaltes mit der königlichen Prinzessin, in deren Diensten sie stand, kennen gelernt und dieser ihrer Prinzessin vorgestellt; zum Danke für so viel Ehre hätte dann diese Familie die Gräfin nach Amerika eingeladen, und diese wäre dann nach dem Tode der Prinzessin alle Jahre auf fünf bis sechs Monate dorthin gegangen. So hätten sie die Feldmanns zu New-York kennen gelernt und wäre ihr Gatte von einer grenzenlosen Verehrung für sie erfaßt worden.

„Man hätte es nicht für möglich gehalten: nur weil sie dem Hofstaate eines europäischen Herrscherhauses ange-

hörte, galt diese Dame als ein Orakel! Sie war einfach in meinem Hause tonangebend für alles, was Manieren und elegante Sitten anging. Wenn die erlauchte Frau Gräfin sprach, hatte ich nur zu hören, zu schweigen und zu lernen! Denken Sie bloß, welchen Streich mir dieses Dämchen eines schönen Tages gespielt hat: Schon seit einer geraumen Zeit suchte ich meinen Mann zu überreden, in Frankreich irgend ein altes historisches Schloß zu erwerben. Es hätte mir so sehr gefallen, es glänzend restauriert zu sehen. Ich bin ein geborener Architekt; wenn ich ein Mann gewesen wäre, wäre ich sicher ein großer Baukünstler geworden, aber auch als Frau hätte ich, glauben Sie mir, schöne Entwürfe für die Restaurierung eines solchen Schlosses auszudenken gewußt. Zwar besann sich mein Mann, der großen Unkosten wegen besorgt, noch einen Augenblick, um jedoch alsbald völlig für den Plan gewonnen zu erscheinen. Da ändert er eines schönen Tages wie auf einen Schlag seine Meinung und will nun plötzlich eine große Dampfjacht kaufen. Stellen Sie sich einmal vor! Ausgerechnet er, der schon in einem einfachen Boote seekrank wird! Hätte er es sich in den Kopf gesetzt, sich einen Rennpferdestall zu halten, dann hätte ich ihm doch wenigstens lehren können, sich gerade im Sattel zu halten, ihm, der nur so mühsam sein Gleichgewicht wahrte und so große Furcht auf dem Pferde zeigte, während ich umgekehrt eine tapfere Amazone bin, wie Sie mir glauben können. Aber so konnte ich ihm doch nun unmöglich für die Jacht selbst nur für einen Augenblick auch meinen Magen leihen. Ich sagte es ihm wieder und immer wieder, aber da war einfach nichts zu machen! Und können Sie sich wohl denken warum? Weil diese verflixte Gräfin einfach dekretiert hatte, in Amerika müsse jemand, der als vollendeter Weltmann gelten wolle, vor allem eine Dampfjacht haben! Was denken Sie? Dieses alte Weib wollte auf unsere Kosten die Meere durchqueren, gerade wie sie schon

lange auf unsere Kosten an der Börse spekulierte! Sie verlor, und er bezahlte! Sie werden es kaum für möglich halten, wie ein Finanzmann so verrückt sein kann!

Und wieder einmal wurde sie, wie schon so oft, bitter gegen ihren Mann, ach, nur zu bitter meines Erachtens. Und ich sagte ihr:

„Sie nehmen die Dinge zu tragisch, gnädige Frau! Jene ‚social position', die Ihr Gatte sich und Ihnen wünschte, kann sich in New-York, wie überall in Amerika, ein Ausländer, selbst wenn er sehr reich ist, nur schaffen, wenn er alle Gelegenheiten dafür zu erspähen sucht, wenn er sich in alle Gewohnheiten schickt, wenn er eine oder die andere Enttäuschung und sogar auch kleine Demütigung mit Geduld hinnimmt und vor allem auch wenn er das Geld nur so verschwendet und verschmeißt. Die Welt ist nun einmal so!"

„Wie denn? Man soll sich eine solche gesellschaftliche Stellung erkaufen? Niemals!" unterbrach sie mich geradezu gewaltsam.

„Sich erkaufen? Das Wort ist wirklich ziemlich grob. Doch Sie müssen vernünftig sein! Irgend welches Opfer . . ."

„Wissen Sie denn, was die Gräfin tat, so lange ihre liebe Prinzessin noch am Leben war? Die Prinzessin gab doppelt so viel aus, als ihr ihre Jahresbezüge brachten und konnte darum ihrer Hofdame keinen Heller Besoldung zahlen. Da bewilligte sie ihr als Entschädigung dafür, alle Persönlichkeiten, die ihr die Gräfin vorstellen würde, empfangen zu wollen, ohne sie gar zu sehr mit der Lupe zu betrachten. Und die biedere Gräfin richtete sich, als ob das ganz selbstverständlich wäre, so allmählich mit diesen Vorstellungen einen kleinen schwungvollen Handel auf Grund eines ganz bestimmten Normaltarifes ein!"

Hier mußte ich natürlich lachen, mochte ich wollen oder nicht.

„Ich will nicht gerade behaupten, daß das etwas Schönes sei! Doch heute ist Europa neben seinen vielen anderen Proletariaten auch von einem Proletariat von Herzogen, Erzherzogen und Prinzen von Geblüt heimgesucht. Sie quälen sich wirklich, diese armen Teufel! Und Sie, die Sie doch eine hundertfache Millionärin sind, fühlen Sie doch ein wenig Mitleid mit ihnen!“

„Nein, nein!“ versetzte sie erbarmungslos. „Es gibt eben Dinge, die sich nun einmal nicht erkaufen und bezahlen lassen! Auch ich hatte mir einmal gewünscht, eine ‚social position‘ zu New-York einzunehmen. Doch sie mit barer Münze erkaufen zu sollen! Nein!“

„Die Reichen müssen heute nun einmal alles bezahlen, selbst das, was nach den Gesetzen aller Vernunft unentgeltlich sein sollte und auch für die meisten Menschen wirklich unentgeltlich ist. Freundschaft, Verehrung, Ruhm, ja selbst Liebe!“

„Und das erscheint Ihnen gerecht?“

„Nun, es ist das eine der vielen Entschädigungen, die unsere Zeiten den Armen bieten. Wäre dem nicht so, hätten ja die Reichen alles; sowohl das, was nur um Goldes Wert zu haben, wie auch das, was unentgeltlich zu haben ist!“

„Aber dann ist es ja wirklich besser, arm zu sein!“

„Ob das nun gerade besser ist, weiß ich nicht,“ antwortete ich, mit den Achseln zuckend. „Was ich sicher weiß, ist, daß es jedenfalls weit, weit leichter ist.“ Und nun fügte ich hinzu: „Bei Ihnen ist dies Gefühl ohne Zweifel ein sehr edles, gnädige Frau. Nur, nur — ich spreche natürlich von der Allgemeinheit, nicht persönlich, Sie wissen es, Sie dürfen also, was ich jetzt sage, nicht übel nehmen — doch bei vielen Leuten verquickt sich dieses Gefühl bis zur innigsten Verschmelzung mit einem anderen, weniger edlem Gefühle, nämlich dem Geiz. Die Menschen beispielsweise, die sich weigern, ihre Liebe bezahlen zu wollen, weil die Liebe damit, daß sie

bezahlt wird, ihren ganzen Zauber verliert, sind ja wirklich manchmal echte Dichterseelen, aber manchmal sind es auch weiter nichts als einfache Geizhälse."

Sie sah mich verstohlen an, lächelte ein wenig und sprach:

„Dann bin auch ich etwas geizig, ich gestehe es Ihnen offen!"

Und mit einem plötzlichen Sprunge kam sie nun auf die Jacht zurück.

„Doch diese Jacht," sagte sie lachend, „wurde zu meiner Rächerin. Gleich beim ersten Male, als wir ausfuhren, hu, welcher Sturm! Wir waren in Gefahr, auf den Grund zu sinken, und er litt gräßlich, glaubte sich verloren und flehte alle Heiligen um Hilfe an. Ach, wenn ich daran denke, dann lache ich noch heute. Nach unserer Rückkehr nach New-York wollte er die Jacht nicht wiedersehen und ließ sie ein volles Halbjahr lang im Hafen rosten, um sie dann eines schönen Tages innerhalb von vierundzwanzig Stunden für die Hälfte dessen, was sie ihm selbst gekostet hatte, wieder zu verkaufen. Sie wurde uns ein wenig teuer, diese Spazierfahrt!"

Es glänzte bei dieser Erzählung in ihren Augen eine so unbarmherzige Freude, daß ich mich immer wieder von neuem fragen mußte, ob sie nicht ihren Mann doch wirklich im Innersten ihrer Seele verabscheue, und daß ich mich mehr als jemals zuvor veranlaßt fühlte, daran zu glauben.

„Doch schließlich," sagte ich, „ist das, was Sie mir da erzählen, noch lange nicht das, was man eine Tragödie nennt. Sie wollen sich beklagen, zum Hungertode verdammt zu sein, Sie, die doch das Schicksal wahrlich mit nur zu süßem Teegebäck ernährt hat? Kurz, erlauben Sie mir, offen zu reden. Mit ein wenig Geduld . . ."

„Glauben Sie, daß ich keine gehabt habe? Wer immer letzten Endes nachgegeben hat, bin stets ich gewesen."

„Doch erst, nachdem Sie lange genug dagegen widerstanden, protestiert und gekämpft haben."

„Nur zu natürlich, hatte ich doch immer recht."

„Und scheint es Ihnen ein so kleines Unrecht, immer recht zu haben?" fragte ich sie lächelnd, um hinzuzufügen: „In dieser Welt ist nun einmal immer ein wenig Philosophie nötig, gnädige Frau; es heißt, entweder siegen oder mit Anstand nachgeben!"

„Auch wenn es sich um die Erziehung und die Zukunft der eigenen Tochter handelt?" fragte sie mich mit einem Male in einem bestimmten Tone, mich scharf ins Auge fassend. „Doch Sie wollen zu Tisch! Es ist schon spät. Und diese Gespräche können Sie unmöglich interessieren!"

Ich widersprach erneut und so nahm sie nach einigem Zögern und einem langen Atemzuge ihre Rede wieder auf:

„Glauben Sie, lieber Herr Professor, der Sie doch so viele Dinge wissen, wohl, daß eine Krankheit den Charakter irgend jemandes verändern könnte? Meine Tochter war ein reiner Engel. Mit zwölf Jahren erkrankte sie an Typhus und schwebte sie zwei volle Monate zwischen Leben und Tod. O, was waren das für Monate! Wie oft habe ich nicht Gott gebeten, doch für ihr Leben das meine als Ersatz gelten zu lassen! Wie oft habe ich nicht ihn angefleht, doch mich, die ich ja doch schon das Leben genossen hatte, hinwegzunehmen und sie zu retten! Gott hat sie verschont — ihm sei Dank — und leider auch mich, auch mich, ach nur allzu sehr! Aber nach dieser Krankheit wurde Judith zu einem wahren Teufel! Sie mußte immer und bei jedem Anlasse gerade das Gegenteil von dem machen, was ihr gesagt wurde. Denken Sie sich, was sich da bloß alles ereignete, als wir unseren Wohnsitz nach der Madison Avenue verlegt hatten. Ich hatte nun so viel zu tun und sie wurde in den zweiten Stock des Hauses verbannt und hier den Händen von Erzieherinnen anvertraut und ich selbst sah sie durchschnittlich höchstens einmal täg-

lich. Ihr Vater aber, anstatt mir bei ihrer Bändigung behilflich zu sein, ermutigte sie noch aus Schwäche, um sich nicht aufregen zu brauchen. ‚Ach, laß sie laufen! Die neuen Generationen sind nun einmal so! Amerika ist das Land der Freiheit! Laß mich in meinem Hause des Friedens freuen! Draußen habe ich ja wahrlich genug zu tun!‘ Sie sehen, wie dieser Mann als Vater war! Die Früchte aber, die diese Erziehung getragen hat“ — hier schwieg sie einen Augenblick, als ob sie nach einem Beispiele suchen wolle, um dann unvermittelt fortzufahren:

„Wir sind eine Familie von Bankiers, es ist wahr, aber darum nicht eine Familie von lauter Ungebildeten! Wir haben stets ein wachsames Auge auf unsere Bildung gehabt. So haben wir, mein Mann wie auch ich, beiderseits Verwandte, die Universitätsprofessoren sind. Nun sollten Sie doch glauben, es muß mir dann wohl gelungen sein, Judith etwas Geschmack für Literatur oder Kunst einzuflößen. Doch was denken Sie? Ich schäme mich, es zu sagen,“ — und sie senkte ihre Stimme vernehmlich — „ich habe von ihr noch nicht einen Brief in englischer oder französischer Sprache gelesen, in dem es nicht von orthographischen Schnitzern nur so gewimmelt hätte!“

Ich konnte wirklich nicht umhin, zu lachen, als ich das gleichzeitig so bestürzte und beschämte Antlitz sah, mit dem mir Frau Feldmann dieses fürchterliche Geheimnis ihres verächtlichen Nachkömmlings anvertraute, und suchte sie mit der so häufig gemachten Beobachtung zu trösten, daß nicht nur in Amerika, sondern auch schon in Europa solche seit mehreren Geschlechtern gebildete Familien nicht mehr selten sind, in denen die neuen Geschlechter von einem geheimnisvollen Schauer für Tinte, Feder und Bücher erfaßt zu sein scheinen.

„Es hat wirklich das Aussehen,“ schloß ich, „als ob sich heute gerade die ungebildeten Familien bilden, die

gebildeten Familien aber in Unbildung zurückversinken wollen. So waren natürlich das, was vor allem Ihr Töchterchen interessierte, die Kleider, die Bälle, die Pferde und der Lawn-tennis-Sport."

Sie nickte bejahend und fügte lächelnd hinzu:

„Und nicht zum wenigsten die schönen Jungen. Auch darin war sie nicht meine Tochter. Sie war noch nicht siebzehn Jahre alt und schon beteuerte sie, sie wolle bloß nicht als alte Jungfer sterben, und klagte sie mich an, ihr aus reiner Bosheit die Ehe versagen zu wollen. Man stelle sich bloß vor! Eines Tages sage ich ihr entrüstet, daß ein Mädchen ihres Alters zu meinen Zeiten solche Dinge auch nicht einmal gedacht haben würde. Wissen Sie, was mir die Kröte geantwortet hat? ‚Was bist du doch für ein altes Kaliber, Mama!' Beinahe, beinahe . . ." — hier machte sie eine Pause und in ihren Augen glänzte ein unbestimmtes Lachen von selbstgefälliger Koketterie und nun senkte sie ihre Stimme — „. . . beinahe bin ich wirklich nicht abgeneigt, zu glauben, daß sie etwas eifersüchtig auf mich war. Einmal sagte sie mir aufgeregt, daß, wenn wir zusammen wären, die Männer immer nur auf mich schauten. Schließlich haben wir sie unter die Haube gebracht, als sie noch nicht neunzehn Jahre war, und zwar gar nicht übel. Ich hoffte nun, etwas Ruhe zu haben, doch ich weiß wirklich nicht, welch böser Stern mich verfolgt. Kaum war Judith nach Europa abgefahren, als auch schon der Skandal der ‚Great Continental' ausbrach. Was waren das für Monate! Wenn ich daran zurückdenke! Sie erinnern sich doch noch dieses Skandals? Er ist ja auch in Europa viel besprochen worden."

Ich konnte ihr ihre Frage bejahen. Und so fragte sie mich, ob ich ihr wohl die Veranlassung dieses Skandals, die sie, obschon sie sich selbst mitten in seinem Wirbel befunden habe, niemals so recht begriffen habe, deutlich

klar machen könne. Nun erzählte ich ihr, wie Underhill zu einem bestimmten Zeitpunkte Obligationen der „Great Continental“ in großer Zahl verkauft und wie er mit diesem Gelde Aktien einer konkurrierenden Nordbahn angekauft habe, nur um sie den Händen eines Morgan und anderer mächtiger Finanzleute, die zu dieser Zeit gerade diese Bahn beherrschten, zu entreißen. Diese hatten sich ihrerseits auf die Börse gestürzt, um die Aktien der konkurrierenden Gruppe aus der Hand zu schlagen, bis schließlich die beiden wetteifernden Gruppen erkannt hatten, daß es einzig und allein richtig sei, zu einem Vergleich zu kommen, um sich in der Tat dahin zu vergleichen, miteinander das abzuschließen, was die Amerikaner einen Ring, einen Trust oder einen Pool nennen. Doch der höchste Gerichtshof, der diese beiden Eisenbahnen als Konkurrenzlinien ansah, hatte den Pool für ungesetzmäßig erklärt; Underhill hatte dann die Aktien der Konkurrenzbahn verkauft, und zwar mit solcher Geschicklichkeit und in einem so günstigen Augenblicke, daß er sage und schreibe sechzig Millionen Dollar oder dreihundert Millionen Franken mehr als den für ihren Ankauf verwendeten Betrag bar in die Tasche gesteckt hatte. Als er sich so in der glücklichen Lage befand, über nahezu eine Milliarde zu verfügen, hatte er diese Riesensumme dazu verwandt, um die Aktien vieler anderer Eisenbahnen zu kaufen, die, wie die Nebenflüsse mit ihrem Hauptstrome, so mit ihren Hauptlinien, wenn auch nicht „competing“, so doch jedenfalls „connected“ seien. Doch eines Tages gelang es den Feinden von Underhill, die „Interstate Commerce Commission“ (Zwischenstaatliche Handelskommission) zu veranlassen, eine Umfrage über die „Great Continental“ vorzunehmen; die Kommission enthüllte diese Ankäufe und, ohne dann noch lange die feinen Unterschiede zwischen sogenannten „Connecte“- und sogenannten „Competing“-Eisenbahnen zu machen, erhob sich dann aus dem gesamten

Amerika gegen beide ein ganz unbeschreiblicher Sturm von Leidenschaften. Underhill wurde angeklagt, im Herzen von Amerika eine neue grauenhafte Tyrannei aufrichten zu wollen; er wurde mit gerichtlichen Verfahren und Verfolgungen bedroht und mit Schmähungen und Verleumdungen förmlich überschüttet. Doch schon bald legte sich der öffentliche Zorn, weil einfach auch das Gesetz streng zwischen den „Competing"- und den „Connected"-Eisenbahnen unterschied.

Frau Feldmann hörte mir aufmerksam zu, um mir alsbald zu sagen:

„Diesmal glaube ich, die Sache begriffen zu haben. War doch gerade der strittige Punkt die Frage, ob die von Underhill angekauften Eisenbahnen der ‚Great Continental' parallel oder perpendikulär seien."

Ich nickte bejahend.

„Und jetzt begreife ich auch," fuhr sie nun weiter fort, „die langen Erörterungen, die sich zwischen meinem Manne und Underhill immer wieder abspielten. Eines Abends war, wie ich mich noch ganz deutlich erinnere, Underhill zum Essen zu uns gekommen, einem ganz intimen Essen; wir waren ganz allein. Ich sehe ihn noch ganz leibhaftig vor mir, mager und bleich; ich sehe noch dieses sein Gesicht, das wie das eines richtigen ‚clergyman' (Geistlichen) aussah, ich sehe noch diese sanften und doch so lebhaften Augen hinter den Brillengläsern. ‚Was ich vorhabe, ist nützlich, ist gerecht, ist notwendig!' sagte er. ‚Die Eisenbahnen sind die Pulsadern Amerikas und Amerika wird um so reicher, um so mächtiger und um so glücklicher sein, je schneller, je billiger und je besser organisiert seine Eisenbahnen sein werden. Es sagen nun einige Leute, es gäbe Gesetze, die mir das zu verbieten scheinen, sind doch die Menschen weder wenn sie die Gesetze noch wenn sie die Eisenbahnen schaffen, vollkommen! Ich aber will durch unwiderlegbare Gründe

überführt werden, wie mich das Gesetz daran hindern kann, Gutes zu tun! Sollte aber doch irgend ein Bedenken bestehen bleiben, nun, so bin ich gerne bereit, die Gefahr auf mich zu nehmen, selbst das Gesetz zu verletzen, um dem Volke zu beweisen, daß ein solches Gesetz ungerecht und unbedacht ist!' Und ich sehe auch noch meinen Mann, feist und beleibt, aufgedunsen wie eine Kugel und wie ein Geck gekleidet. Er hörte ihn bestürzt und nachdenklich an und — wissen Sie, was er ihm antwortete? ‚Underhill, Underhill, die Gesetze beachten genügt nicht und ist auch vielleicht nicht das Wichtigste; wichtig hingegen — und wie! — ist, daß das Publikum glaubt, daß wir sie beachten. Die Gesetze sind dazu geschaffen, um der Menge die beruhigende Vorstellung zu gewähren, daß sie der Staat gegen die wahren oder eingebildeten Machthaber und Unterdrücker verteidigt. Heute haben es sich die Massen nun einmal in den Kopf gesetzt, daß wir die Reichen, ihre Tyrannen und Feinde sind und ich zweifle sehr, daß, selbst wenn das, was Sie wollen, gesetzmäßig sein sollte, das Publikum Ihnen das glauben würde. Was wird es uns dann nützen, die Gesetze beachtet zu haben, wenn die Menge doch schreien wird, daß wir sie verletzt haben? Die Zeitungen und die Gerichte werden Furcht vor der Menge haben. Und so wäre es schließlich besser, sie in der Tat zu verletzen, doch immer nur den Glauben zu erregen, daß wir sie beachtet haben.' Verstehen Sie wohl, warum mein Mann so redete?"

Ich konnte nicht umhin, Frau Feldmann zu sagen, daß ihr Mann diesmal wenigstens ganz sicher mit tiefer Weisheit und scharfer Umsicht geredet habe. Doch diese meine Bemerkung gefiel ihr gar nicht. „Die Männer," sagte sie etwas gereizt, „treten natürlich immer für einander ein! Aber Sie hätten es bloß sehen müssen, wie der Skandal los ging! Mein Mann verlor wie gewöhnlich den Kopf. Er schlief nicht mehr, er aß nicht mehr und fiel beim Einlaufen fast jeder Zeitung,

jeden Telegrammes und jeden Briefes nahezu in Ohnmacht. Es war geradezu komisch."

„Komisch nennen Sie das, gnädige Frau?" rief ich unwillkürlich in einem Tone des Vorwurfes aus.

„Ja, komisch! Und er nahm sich Underhill besonders dann vor, wenn er nicht da war; dann nannte er ihn einen Bösewicht, einen Koloß mit tönernen Füßen und sogar einen Nebukadnezar! Übrigens hatten damals alle den Kopf verloren, alle, außer natürlich Underhill; das war wirklich ein Mann, ein großer Mann, ein Held! Ich wünschte, Sie hätten ihn gesehen, so daß Sie seine Geschichte schreiben könnten! Er würde ein Ihrer würdiger Gegenstand sein. Man ließ ihn rufen, man suchte ihn auf, man schrieb, man telephonierte ihm; man beschwor ihn, einen Urlaub zu nehmen, nach Europa zu reisen und seinen Abschied einzureichen; man bot ihm reiche Entschädigungen dafür an; man schrie und wütete, er solle sich verteidigen, sprechen, schreiben! Aber es war nichts zu machen. Er reiste nicht ab, sprach kein Wort und fuhr fort, seinen Geschäften nachzugehen, als ob nichts geschehen wäre. ‚Wenn ich die Gesetze verletzt habe, mögen sie mir den Prozeß machen; der Justiz werde ich antworten, den Zeitungen nicht! Das Publikum möge sich um seine eigenen Angelegenheiten statt um die meinen kümmern!' Man zeigte ihm, daß er so manche Verleumdungen siegreich zu widerlegen vermocht hätte, und er begnügte sich zu antworten, das Publikum sei eine große Bestie. Es möge noch so schreien! Wenn es sich die Lunge ausgeschrien haben wird, wird es sich schon beruhigen, meinte er. Er war ein Held, sage ich Ihnen, und rettete alle, weil sie in der Tat, nachdem sie sich die Lungen ausgeschrien hatten, sich immer wieder beruhigten, und so geschah ihm nichts. Aber wir! Ich weiß wirklich nicht, was uns armen Menschen geschehen wäre, wenn nicht Miß Robbins da gewesen wäre. Sie wurde zu unserer gütigen Vorsehung."

Frau Feldmann berichtete mir nun von dieser Miß Robbins, die, als junge Engländerin aus guter Familie, durch die Verschwendungssucht ihrer Mutter ruiniert, in eine Art protestantischer Krankenschwesternschaft eingetreten war.

„Nein, Sie hätten dieses schöne Geschöpft einmal sehen müssen! Hoch gewachsen, mit blonden Haaren und wundervollen blauen Augen, einer Ehrfurcht gebietenden Figur, ach, und einer Haut — und dann so munter, so einsichtsvoll und so zartfühlend! Sie hatte Judith während ihrer Krankheit gepflegt und hatte so ihre und unser aller Liebe und Zuneigung zu gewinnen verstanden, daß wir Miß Robbins vorschlugen, auch noch nach Judiths Genesung als ihre Lehrerin bei ihr zu bleiben. Aber sie wurde auch mir bald eine Art Gesellschafterin und Sekretärin und für uns alle die Vorsehung unseres Hauses. Sie allein verstand es, Judith im Zaume zu halten. Und ich muß es Ihnen gestehen, auch auf meinen Mann übte sie eine gewisse Suggestion aus. So oft sich die Dinge gar zu bös zuspitzten, trat sie dazwischen und wußte stets mit ihrem Takt und mit ihrer Milde eine niemals versagende Abhilfe zu schaffen. Es ist ein eigenes Mißgeschick," so schloß sie seufzend, „daß sie sich nicht hat entschließen können, mit uns nach Rio de Janeiro mitzukommen."

Ich fragte sie nun, warum sie eigentlich New-York den Rücken gekehrt hätten. Sie erklärte mir, nach dem Skandal der „Great Continental" hätte sich ihr Mann etwas unbehaglich in New-York gefühlt; so hätte er jenen Auftrag für Südamerika angenommen, um sich für einige Zeit und noch dazu so aussichtsvoll zu entfernen. Ich fragte sie dann, wie die drei Jahre zu Rio vergangen wären.

„Danke schön, recht gut," antwortete sie. „Er war höchst nervös, traurig, reizbar, zerstreut. Doch ausgelassen ist er eigentlich niemals gewesen und diese freiwillige Selbstverbannung sollte ihm noch einmal sehr überdrüssig werden.

Wie dem auch sei, für mich war diese Zeit im Vergleiche zu der in New-York das reine Paradies!“

Ich schwieg nachdenklich einen Augenblick.

„Sagen Sie einmal offen,“ sagte ich hierauf, „mischt sich auch in alle diese Mißhelligkeiten wirklich nicht wieder eine Frau ein?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Nun denn,“ schloß ich ganz unbefangen und rückhaltslos, „dann scheint mir der Fall nicht ernst, gnädige Frau. Ich möchte ihn mit Ihrem gütigen Einverständnis etwa so zusammenfassen: eine schon vom Hause aus reiche Familie wird in wenigen Jahren ganz reich; der Mann ist von einem Anfall der epidemischen Krankheit des Snobismus heimgesucht; er will sein Leben in größerer Eile und mit weniger Ordnung verändern, als es nach dem Geschmacke seiner Frau ist, einer Dame, die feiner, aristokratischer und stolzer als ihr Mann ist, über den mehr als sein Stolz die Eitelkeit des Parvenu vermag. Hieraus entstehen ständige Mißhelligkeiten. Doch mit ein wenig gegenseitiger Geduld müßte sich alles wieder einrenken lassen, besonders jetzt, wo der Stein des Anstoßes, das Töchterchen, nicht mehr im Hause ist. Nur eines möchte ich der Dame vorwerfen: Wie kann sie dermaßen einen Underhill bewundern, der doch die erste Ursache aller ihrer Schmerzen gewesen ist? Hätte Underhill dem Herrn Friedrich Feldmann nicht so viele Millionen zu gewinnen gegeben, so hätte Herr Friedrich Feldmann seinen Wohnsitz nicht nach der Madison Avenue verlegt; er hätte weiter, wie es seine Pflicht gewesen wäre, das Orakel der Schönheit durch den Mund seiner Frau sprechen hören; er hätte nicht die Gräfin kennen gelernt, noch die Jacht gekauft, noch auch seine Freunde gewechselt.“

Die Dame lächelte, antwortete aber gar nicht, doch sie fragte mich, wie weit sie wohl auf die Erfüllung ihrer Idee rechnen könne.

„Glauben Sie mit einem Wort nicht, daß er sich scheiden lassen will?“

„Ich bin geradezu fest überzeugt davon.“

„Doch wie erklären Sie dann das Telegramm des Onkels?“

Der Einwand war für einen Kritiker, der alle Schwierigkeiten zu glätten wünschte, ein recht heikler. Trotz alledem antwortete ich, in New-York wie in allen Städten der Welt gäbe es viele Klatschereien. Sie schaute mich an, seufzte gefaßt und sprach:

„Hoffen wir das beste. Was ist heute übrigens für ein Tag?“

„Freitag.“

„Der Kapitän hat mir gesagt, wir würden Dienstag früh auf den Kanarischen Inseln ankommen. Drei Tage noch und ich werde genauen Bescheid wissen.“

Sie zog ihre Uhr, stieß einen Schreckensruf aus und erhob sich.

„O weh, es ist schon halb neun!“ rief sie aus. „Sie müssen ja schon rein tot vor Hunger sein! Und das alles durch meine Schuld. Ich werde mich umkleiden und im nächsten Augenblicke fertig sein.“

Mich hungerte wirklich nicht wenig und so suchte ich sie zu überreden, wie sie war in den Speisesaal hinunterzukommen.

„Sie können dort wirklich keinen Anstoß erregen, da jetzt niemand mehr da ist außer mir und ich verehre Sie erst recht in Ihrer Natürlichkeit ohne besonderen Staat.“

Vergebliche Liebesmühe! Die Sitte des Toilettewechsels war eine zu geheiligte und ich mußte bis Schlag dreiviertel neun warten, um endlich in dem verlassenen Saale eine Mahlzeit einnehmen zu können, aber zur Entschädigung dafür im trauten tete-à-tete mit der schönen Freundin.

V.

An jenem Abend grübelte ich in meiner Kabine lange bis tief in die Nacht hinein und nach meinem Erwachen wieder am Sonnabend früh über die vertraulichen Mitteilungen von Frau Feldmann und wälzte sie in meinen Gedanken hin und her. Nein: eine der nur allzu vielen Frauen, die den Mann verabscheuen und quälen, so sehr sie bei der Welt den Glauben erregen wollen, als ob sie ihren Mann aufrichtig und herzlich liebten, das war sie nicht; sie war wenigstens wirklich aufrichtig gewesen; daran zweifelte ich nun nicht mehr, aber diese ihre Aufrichtigkeit verwirrte mich nicht weniger als die vorherige, fälschlich bei ihr vorausgesetzte scheinbare Verstellungskunst. Ein seltsamer Charakter und ein interessantes Wesen in der Tat! O! Sie war nicht dumm, nichts weniger als das! Sie sprach oft mit einem, für ihr Geschlecht ganz ungewöhnlichen Scharfsinn. Und wenn sie auch ihren Mann nicht gerade verehrte, so wünschte sie doch wenigstens in gutem Einvernehmen mit ihm zu leben. Und doch hatte sie zweiundzwanzig Jahre lang mit vorbedachter Absicht, trotz der sonst so richtigen Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen. wie sie auch offen zugab, an gewissen Fehlern festgehalten, die schon ein junges Mädchen mit zweiundzwanzig Jahren, wenn sie auch im übrigen mit noch so geschlossenen Augen durch die Welt ging, doch schon aus bloßem Instinkt zu meiden hätte, wissen müssen! Wieviel Frauen gibt es wohl in der Welt, die so dumm und so gutmütig wären, daß sie nicht schon eine kurze Erfahrung belehrte und daß sie, um einen Mann völlig ihrem Willen zu unterwerfen, weiter nichts zu tun brauchten als seiner Eitelkeit zu schmeicheln, darauf zu verzichten, seine wenn auch noch so schweren, eingewurzelten Fehler bessern zu wollen und im übrigen ihn erbarmungslos zu tyrannisieren! Drei ewige und zuverlässige Richtlinien! Frau Feldmann aber hatte gerade die drei

entgegengesetzten Wege eingeschlagen, nämlich den, die Eitelkeit ihres Mannes beständig zu kränken und seine eigennützigen Pläne überall zu durchkreuzen, ohne ihm aber umgekehrt jemals ihren eigenen Willen aufzuzwingen, selbst dann nicht, wenn sie so im Rechte war wie beispielsweise in den Fragen, die die Erziehung ihrer Tochter anging. Und doch erschien mir Frau Feldmann keineswegs als eine Frau von einer schwachen Willenskraft! Wie mochte dieser Gegensatz zu erklären sein? Stammte er wirklich, wenigstens zum Teile, aus einem besonderen Fehler des Intellektes? Heiter und bieder, doch mit einer ein klein wenig steifen Auffassung von der Natur ausgestattet, die besser dazu paßte, über die Dinge reflektierend und spekulierend rein theoretisch zu vernünfteln, als sie erkennend und beherrschend praktisch anzufassen, so erschien mir diese wirklich eigenartige Frau auf Grund der eingehenden Unterhaltung, die wir beide miteinander gepflogen hatten.

Wenn sie ein Mann gewesen wäre, so dachte ich, wäre sie sicher ein Theologe, ein Mathematiker oder ein Jurist geworden.

Ich lächelte einen Augenblick, wenn ich daran dachte, daß die trockene Auffassung eines Mathematikers wirklich in einem solchen anmutigen Frauenkörper ihre Wohnung aufgeschlagen haben könnte. Doch, je länger ich darüber nachdachte, um so mehr glaubte ich mich mit dieser Frage so auseinandersetzen zu können, daß diese Frau, anstatt, wie andere die Schwächen ihres Mannes geschickt auszunutzen, sie mit unbestechlicher Rückhaltlosigkeit und unerbittlicher Logik diese Fehler dauernd kritisiert hatte, unter Vertretung der Ansicht, das Beste ihres Mannes zu wollen, wenn sie ihn umgekehrt ohne Rücksicht auf irgend welches materielle Interesse für ihn oder für sich selbst immer wieder mit ihren Kritiken verfolgte und quälte. Als ich aber nun noch gründlicher darüber nachdachte, schien mir doch wieder dies als ein-

ziger Erklärungsgrund für die doch tatsächlich im höchsten Maße bestehende Heftigkeit ihres Zwistes recht unzureichend. Weiter bot sich meinem Geiste eine neue Schwierigkeit. Warum mochte wohl Frau Feldmann mit solcher eigensinnigen Beharrlichkeit immer von neuem ihre Behauptung wiederholen, daß ihr Mann das Muster eines zärtlichen Gatten bilde. Nach der Art, wie sie ihn selbst geschildert hatte, vermochte ja das doch kein Mensch in der Welt für wahr zu halten. Schließlich fragte ich mich, ob nicht alle diese Widersprüche und Gegensätze vielleicht auch nur eine Wirkung jener geheimnisvollen Unruhe und Gleichgewichtstörung jenes Bildes einer Art zerrissener Doppelseele seien, wie sie so manche Europäer quälen, die jenseits des Ozeans eine neue Heimat gesucht und gefunden haben. Der in Amerika reich gewordene Europäer kann weder mehr in Europa, noch auch in Amerika leben; ist er in Amerika, rast er vor Sehnsucht, wieder einmal nach Europa zu kommen, und ist er dann erst wirklich wieder da, fühlt er sich bald so unbehaglich wie nur möglich und strebt, auf dem schleunigsten Wege nach Amerika zurückzukehren. Das sprach eines schönen Tages zu mir ein reicher Italiener, der uns mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit in seinem Hause zu Paranà aufgenommen hatte. Da fiel mir der Satz von Dr. Montanari ein: Der Mensch kann nicht zwischen den beiden Welten, also mit dem einen Fuß in Amerika und dem anderen in Europa leben. Ich dachte an so manch andere nach Amerika ausgewanderte Europäer zurück, in deren unruhige Seelen ich durch irgend einen Spalt hätte hineinschauen können, so vor allen auch an Antonio. Hatte dieser wilde Eigennutz und diese berechnete Schlauheit nicht vielleicht im Grunde ihren Ursprung in einer Seele, die zwar nicht ein bißchen trauriger war als viele andere, die aber ein dauerndes Nachweh von der ihr durch die wiederholten Auswanderungen gewordenen Erschütterung verspürte? Dieser seltsame Ausspruch des

Doktors verschaffte mir zum erstenmal in meinem Leben das beseligende Gefühl in den Worten eines Menschen, das Sinnbild einer Wahrheit zu erkennen und sie leibhaftig und lebendig um mich in nächster Nähe und nicht bloß in dem fernen Gewirr der unterschiedlichen Masse des dritten Standes zu sehen. Lauter mit sich selbst in Widerspruch befindliche Seelen, diese nach Amerika eingewanderten Europäer, wie auch einer Alverighi war, der aus der glühenden Bewunderung für die Neue Welt vielleicht das Gift der Erbitterung darüber saugte, in jenes alte Europa, das er in einer Stunde der Verzagtheit verlassen hatte, nur noch als ein von weither kommender, unbekannter und fremder goldbeladener Wanderer wieder heimkehren zu können, wie es weiter auch eine solche Frau Feldmann war, die Amerika so erbittert seine gar zu ungehobelten Reichtümer vorwarf und alsdann auf Kosten ihres eigenen Mannes und unter Bloßstellung seines Namens den amerikanischesten aller Amerikaner, Richard Underhill, anbetete, den Mann mit der kühnen und lenksamen, doch ebenso natürlichen und allen Künsteleien fremden Seele, die allein der Gewinnung jener ungehobelten Reichtümer zugewandt war, die Frau Feldmann Schauer einflößten. Ein Widerspruch, der übrigens gar nicht so selten ist bei den Europäern, die doch Amerika nur gar zu häufig hassen und dann die amerikanischen Krösusse weit mehr verehren, als die Amerikaner selbst, der aber ganz einzig dasteht, bei einer Dame höchstes Sehnen bildete, daß ihr Mann gleichzeitig der älteste aller Europäer und der jüngste edler Amerikaner wäre.

Am Sonnabend früh unterhielt ich mich des langen und breiten mit meiner Frau über diesen Gegenstand. Doch sie betrachtete den Fall von einer anderen Warte aus, nämlich in der Beleuchtung der Ideen, die sie in einem prachtvollen Vortrage über den Wettbewerb zwischen Männern und Frauen zu Buenos Aires entwickelt hatte.

„Frau Feldmann," sagte sie mir, „leidet an der Krankheit, die alle reichen Damen heimsucht: der Langeweile. Einst, bevor noch die Maschinen erfunden waren, hatte die Frau, selbst die reichste, gar manche Geschäfte im Hause zu besorgen. Heute wird, dank der Erfindung der Maschinen, fast alles, was einst die Hand der waltenden Hausfrau selbst oder auch die ihrer schaffenden Mägde im Hause unter ihrer Leitung hervorbrachte, fast ausschließlich vom Manne hergestellt. Und was ist nun eingetreten? Im Mittelstande und in den unteren Volksklassen suchen die Frauen zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes irgend einen männlichen Beruf zu erlernen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Gesundheit zu untergraben. So ging es Magdalena. In den höheren Ständen, in denen die Frauen nicht wissen, womit sie sich beschäftigen sollen, langweilen sie sich auf Mord und kommen dabei auf die tollsten Einfälle, ja, fangen sogar mit ihrem Manne lediglich zu dem Zwecke Händel an, um eine Zerstreuung zu haben. Und da erdreisten sich die Männer, die der Frau fast alle ihre einstigen Tätigkeiten und Berufe bis — es ist fast unglaublich — zur einfachen Weberei hinunter geraubt haben, sich noch obendrein zu beklagen, welchen mörderlichen Wettbewerb ihnen die Frauen bereiteten."

Zur Mittagszeit hatten wir die geographische Breite von 13° 34′ und die entsprechende Länge von gerade genau 23° erreicht. Nachmittags begann sich das Meer allmählich zu beruhigen und die Fahrgäste damit auch wieder sich auf Deck einzustellen. Abends waren bei der Mahlzeit an der Tafel Alverighi und Cavalcanti vertreten; es fehlte Rosetti. Des Nachts beruhigte sich das Meer wieder völlig und Sonntags waren alle beim Frühstück anwesend. Doch die Unterhaltung beschränkte sich ausschließlich auf die wichtigsten Dinge und die Beteiligung an ihr war nur gering. Alle empfanden noch die kürzliche Heimsuchung zu lebhaft. Am nächsten Mittag hatten wir bereits eine Breite von 18° 43′ und eine Länge von

20° 4′ erreicht. An dem darauffolgenden Nachmittage, der sich durch besondere Klarheit und Frische auszeichnete — wir eilten bereits dem Herbste zu — füllten wir unsere Muße mit den mannigfaltigsten Gesprächen aus, besonders auch über die Kanarischen Inseln, die nun nur noch eine Fahrt von anderthalb Tagen erforderten und wir begannen auch schon über die nicht mehr allzu ferne Ankunft zu sprechen. Wir hatten die Fahrt nunmehr zur Hälfte hinter uns, und in einer Woche, also am nächsten Sonntage, sollten wir bereits in den Straßen von Genua spazieren gehen. Und eine Woche ist doch eine so kurze Zeitenwende, die kaum zu merken ist. Sind das hohe Gedanken in der Tat und je mehr wir ihnen nachgaben, um so mehr stellten wir uns für ein paar Augenblicke vor, bereits am Ziele angelangt zu sein. Und wenn wir umgekehrt zurückschauten, wie fern schien uns dann der Tag, an dem wir an einem schönen Frühlingsabend bei Sonnenuntergang in der Bucht von Rio die Anker gelichtet hatten. Und doch waren in der Tat seitdem erst acht Tage vergangen, nur einer mehr als diejenigen, die uns noch bevorstanden, bis wir der ersehnten Laaterna di San Benigno ansichtig werden sollten. Wie lang ist doch eine einzige Woche. Und jetzt wollte auch nicht einmal die Unterhaltung das ihre tun, den Trab der müden Sonnenrose auf offenem Meere zu beschleunigen. Zwei Tage wilden Wellenganges mit Sturm und Leiden waren über die ganz zu diesem Wetter passenden erregten Äquatorgespräche hinweggegangen, aber nun hatten alle den Fortschritt, die Wissenschaft und die anderen Gesprächsgegenstände bereits längst wieder vergessen. Ich dachte an jenem Tage über die dialektische Ohnmacht, wie sie unsere Tage beherrscht, eine ganze Zeit lang nach. Einen kurzen Augenblick allerdings schien uns die Ruhe auf offenem Meere zu ermutigen, die Bedeutung einiger Ausdrücke — wie beispielsweise Wissenschaft und Fortschritt —, die jedermann dauernd zur Anwendung bringt, obwohl auch nicht ein ein-

ziger Mensch weiß, was sie eigentlich letzten Endes besagen wollen, zu untersuchen. Aber schon mit einer verhältnismäßig ganz unbedeutenden seiner Bewegungen hatte es das Meer erreicht, uns dieses Spiel zu stören und unmöglich zu machen. Ich sage: dieses Spiel; denn heute ist es nur noch ein Zeitvertreib für Leute, die nichts zu tun haben, die Gegenstände unserer alltäglichen Gespräche in ihrer vollen Bestimmtheit zu erfassen.

So nahte unmerklich die Tischzeit, in deren Verlaufe ein wirklich häßlicher Vorfall sich abspielte. Zwischen dem zweiten und dritten Gange kam plötzlich auch Dr. Montanari hereingestürzt, setzte sich nieder und entfaltete seine Serviette noch brummiger in Gebärden und Antlitz, als man es schon sonst an ihm gewöhnt war, um unvermittelt, ohne sich um den Admiral und Cavalcanti, die doch zwei geborene Amerikaner waren, zu kümmern, auszurufen:

„Hören Sie bloß! Bei diesen Amerikanern weiß man wirklich nicht mehr, was mit ihnen vorgeht. Die wahren Tollhäusler."

Die neue Verrücktheit, von der er uns zu erzählen hatte, bestand in folgendem: Schon vor zwei Tagen hätten ihm die Diener gemeldet, daß ein so rüstiger Mann wie dieser Tucuman krank zu Bett läge. Erstaunt, daß nicht sein ärztlicher Beistand angerufen werde, hätte er sich heute Abend aus eigenem Antriebe zu seinem Besuche aufgemacht. Die Frau des Erkrankten habe ihm einfach den Eintritt in die Kabine untersagt und ihm an der Schwelle eine lange Rede gehalten, von der er auch nicht eine Silbe verstanden habe.

„Eine volle Viertelstunde lang habe ich mich mit ihrem englischen Kauderwelsch von ihr ankeifen lassen müssen, um aus alledem nur ungefähr herauszuhören, sie erkläre hiermit ein für allemal, nicht so etwas wie einen Arzt zu brauchen. Findet sich nun wohl irgend einer unter Ihnen, der genügend Englisch verstünde und bereit wäre, ihr zu sagen, sie möge

nur bloß mit diesen Grillen aufhören. Öffnet sie das nächste Mal nicht die Tür, werde ich sie ihr einstoßen. Denn ich muß in jedem Falle die Krankheit erfahren, an der ihr Mann darniederliegt."

Und in der Tat gingen nach Aufhebung der Mahlzeit Cavalcanti und ich, die unter allen noch verhältnismäßig am besten englisch sprachen, unter Vorantritt eines Zimmermädchens zu den unter dem Promenadendeck liegenden untersten Schiffskabinen erster Klasse hinunter. Wir bogen, über den dunklen, behaglichen und geräuschlosen Teppich gehend, in den engen Kabinengang, in dem von den weißgetünchten Eisenwänden, von den rötlichen Kabinentüren, von den blanken Bronzegriffen das aus der Höhe kommende elektrische Licht in tausend Farben niederstrahlte. Das Kammermädchen klopfte an eine Tür; Frau Yriondo — so hieß die Amerikanerin — kam mit einem Buch in der Hand heraus; das Kammermädchen öffnete eine benachbarte leere Kabine, in die wir alle drei eintraten, um uns auf die dortigen beiden kleinen Betten zu setzen, und zwar Cavalcanti und ich nebeneinander auf das eine und Frau Yriondo uns gegenüber auf das andere. In der Mitte und oben ragte ein rundes Fensterchen, durch das die Nachtluft und das Getöse des nahen Meeres eindrang. Aufrecht und hochgewachsen wie eine Tanne, die Arme gekreuzt, das Buch im Schoße, das Gesicht etwas nach links mir zugewandt, wartete Frau Yriondo in eiserner Ruhe, Cavalcanti hub seine Rede mit einer feierlichen Einleitung an, in der er sein lebhaftes Bedauern aussprach, sie stören zu müssen, noch dazu in einem Augenblick, in dem sie durch die Krankheit ihres Gatten beunruhigt werde; er machte sich schon daran, von der Einleitung zu seinen eigentlichen Ausführungen überzugehen, als ihm plötzlich Frau Yriondo, wenn auch etwas zögernd, so doch kurz und entschieden mit der bestimmten und bündigen Erklärung unterbrach:

„Mein Mann ist ja gar nicht krank.“

Ich glaubte, nicht richtig verstanden zu haben; mein Leidensgefährte, Cavalcanti, aber hielt in seiner Verblüfftheit einen Augenblick in seiner Rede inne, um alsbald ein stammelndes Geständnis abzulegen, daß uns der Doktor hoch und heilig versichert habe und . . .“

„Selbst an die Krankheiten zu glauben und sie ihren Mitmenschen glaubhaft zu machen ist natürlich für die Ärzte die gegebene Notwendigkeit,“ warf Frau Yriondo ein. „Aber die Krankheiten bestehen ja gar nicht in Wirklichkeit.“

„Sie bestehen nicht in Wirklichkeit!“ riefen wir beide fast gleichzeitig aus. Und auf einen kurzen Augenblick schwiegen wir alle drei, indem wir uns gegenseitig ansahen, sie immer mit demselben eindringlichen und eisernen Blicke.

„Aber wir brauchen ja nur einmal eine Runde um das Weltall zu machen und die verschiedenen Krankenhäuser und Lazarette zu besuchen, um doch einsehen zu müssen, daß vielmehr . . .“, erklärte nach einem kurzen Augenblicke des Schweigens Cavalcanti mit einem gewissen ungläubigen Lächeln.

„O!“ erwiderte Frau Yriondo, auch diesmal noch mit etwas Zurückhaltung, als ob sie eine kurze Zeit brauche, um zu begreifen, was eigentlich ihr Mitunterredner meine. „So lange die Menschen noch glauben werden, eine Erkältung könne Rheumatismus, ja auch Schwindsucht hervorrufen, werden Sie auch noch an Erkältung erkranken, doch nur an dieser Ansicht, aber nicht an der Erkältung.“

Und wieder trat Stille ein, wir beide halb verdrossen und halb zum Lachen aufgelegt und sie von eiserner und unerschütterlicher Ruhe.

„Aber die Wissenschaft bleibt doch . . .“ meinte ich schließlich, nur, um etwas zu sagen.

„Im Garten Eden,“ fuhr sie mir kurz entschlossen dazwischen, „wuchsen zwei Bäume, der Baum des Lebens und

der der Erkenntnis. Weshalb drängte wohl die Schlange den Menschen, die Früchte des Baumes der Erkenntnis und nicht die des Baumes des Lebens zu kosten? Nun, weil die Wissenschaft, die die Krankheiten in ein System bringen möchte, nur eine rohe Scholastik der Materie ist, die Materie aber überhaupt nicht existiert."

„Nun, was existiert denn dann überhaupt noch?" beeilte sich da Cavalcanti, allmählich ziemlich ernst geworden, zu fragen.

„Der Geist versinnbildlicht in dem Baume des Lebens. Was ist denn eigentlich eine Krankheit? Eine Krankheit ist ein Leiden, das der angeblich Erkrankte in einem Organ des Körpers zu fühlen glaubt. Nun, wird etwa auch dann noch irgend welcher Schmerz gefühlt, wenn, wie nach dem Tode, der Geist den Körper verlassen hat? Gibt es ein Pflaster oder eine Wissenschaft, die etwa noch einen Leichnam heilt? Und doch, gleichviel, ob lebend oder tot, das, was ihr den Leib nennt, bleibt immer der Leib. Mithin ist das, was lebt, leidet und für krank gehalten wird, nicht der Leib, sondern der Geist."

„Aber was ist denn dann der Leib?" fragte nun Cavalcanti, der diesmal ganz ernst geworden war.

„Eine Einbildung der sterblichen Seele, die der Materie den Geist verleiht. Diese Einbildung erzeugt den Schmerz, die Krankheiten, die Sünde, den Tod. Sie ist die Schlange des ersten Buches Mosis und der große Drache der Offenbarung Johannis."

Ja, auch der Drache der Offenbarung Johannis. Dann war sie entschieden verrückt. Ich verlor die Geduld, und, da Cavalcanti, in dem lebhaften Wunsche, auch über diesen Wahnsinn seinen Wissensdrang befriedigen zu wollen, sie keineswegs verlor, brachte ich das Gespräch schnell, wenn auch etwas unvermittelt, auf den Zweck unserer Botschaft zurück, indem ich Frau Yriondo erklärte, daß der Arzt

ihren Mann besichtigen müsse, um ein Urteil darüber abzugeben, ob die Krankheit ansteckend sei oder nicht. Sie hörte mich an und warf mehrmals ihr englisches „Oh bad, bad!“ dazwischen, um schließlich in ein nachdenkliches Schweigen zu versinken und auf nichts mehr zu antworten, sondern so steif und unbeweglich wie eine Bildsäule zu bleiben.

„Versteht sie uns wirklich nicht oder spielt sie bloß die Einfalt?“ sprach ich zu mir selbst.

Und ich wollte schon wieder von neuem zu bohren anfangen, als sich Cavalcanti ins Mittel legte und mit einer gewissen größeren Liebenswürdigkeit zu ihr sagte:

„Lassen Sie doch den Doktor eintreten. Ihr Mann ist keineswegs genötigt, seinen Vorschriften zu folgen. Der Doktor hat nur die Pflicht, ihn zu besichtigen, verehrte Frau. Wenn es eine ansteckende Krankheit wäre, was meinen Sie wohl? Die anderen Fahrgäste hier glauben nun einmal an die Krankheiten.“

Doch die Amerikanerin gab nicht nach.

„Wenn der Doktor kommt,“ meinte sie, „wird er ihn fragen, wo es ihm denn weh tue, ob er schon einmal leidend gewesen sei usw. Und ich werde es dann um so schwerer haben, ihn wieder gesund zu machen.“

„Ach, dann behandeln Sie ihn selbst?“ rief Cavalcanti.

„Bei den Krankheiten, die gar nicht bestehen?“ fragte ich.

„Und mit welchen Mitteln?“ fügte Cavalcanti rasch hinzu.

„Mit der christlichen Wissenschaft!“ entgegnete Frau Yriondo.

Bei diesen Worten ging mir nun endlich ein Lichtstrahl in jenem metaphysischen Dunkel auf, das uns bisher verwirrt hatte. Frau Yriondo gehörte also jener von der bekannten Mrs. Eddy in den Vereinigten Staaten unter dem Namen der „Christian Science“ gegründeten Sekte an, die ihren Anhängern streng untersagt, an die Heilkunde zu glauben oder

irgend welche Ärzte zu befragen. Ich hatte viel von dieser Sekte in Amerika sprechen hören, aber ich hatte auch nicht einen Anhänger dieser neuen Lehre kennen gelernt. Da mußte mir nun der Zufall so eine Verehrerin der „Christian Science“ an Bord der „Cordova“ in den Weg werfen! Und so lachte ich auch nicht mehr, als Cavalcanti jetzt fragte, was es denn eigentlich mit dieser „Christlichen Wissenschaft“ für ein Bewenden habe, weil auch ich aus ihren Erklärungen meinen Nutzen zu ziehen hoffte.

„Christus, ja Christus,“ antwortete uns Frau Yriondo, „kommt wieder, um in diese Welt zurückzukehren und aus ihr den Drachen, d. h. die Sünde, die Krankheit, den Tod und den Haß zu verjagen! Christus, d. h. die Wahrheit, die geistige Idee.“

Zunächst war diese Erklärung nicht gerade sehr einleuchtend. Es hieß das nicht gerade ein guter Anfang, diese Worte, die wahrhaftig keinem leichten und bequemen Verständnisse begegnen konnten. Cavalcanti fragte darum ganz klar und rund, wie sie denn damit etwa eine Lungenentzündung heilen wolle.

„Jede Krankheit,“ meinte Frau Yriondo, dem gar zu besonderen Einzelfall mit einer gewissen Absichtlichkeit ausweichend, „jede Krankheit ist weiter nichts als ein einfacher Traum! Es ist daher vor allem notwendig, dem Patienten aus seiner Krankheit aufzuwecken. Wir wecken ihn nun auf, indem wir immer wieder mit der Überzeugung an ihn herantreten und sie ihm mit Milde beizubringen suchen, daß die Materie weder Gefühl oder Empfindung, noch Schmerzen, noch Genuß kennt, da sie überhaupt kein wirkliches Dasein hat, mit der Überzeugung, daß die unsterbliche Seele die einzig wirksame Ursache ist, die im Weltall besteht, daß folglich die Krankheit weder eine Ursache noch eine Wirkung sein kann und daß, wer nicht glaubt, daß Vergnügen und Schmerz reale Existenz haben und einsieht, daß allein der

Geist allmächtig ist, auch die Krankheit mit Erfolg bekämpfen und überwältigen wird, mit der Ablenkung der Aufmerksamkeit der Seele von der eingebildeten Krankheit ihres Leibes und ihrer Hinüberführung zu Gott und mit ihrer Befreiung von dem Geifer des Drachens, d. h. von allem Haß, aller Sinnlichkeit, aller Eitelkeit und allen niedrigen Leidenschaften. Rühren doch von seinem Geifer jene schrecklichen Gespenster des sterblichen Geistes her, die wir Fieber, Geschwüre, Beulen, Mißbildungen nennen!" Sie hielt einen Augenblick inne, um alsbald das über ihrem Schoß gehaltene Buch hochzuheben und fortzufahren: „Sehen Sie, das ist für mich das beste aller Heilmittel. Es sind die Vorträge, die Svamo Vivekananda, der vedische Missionar, vor ein paar Jahren in Amerika gehalten hat. Wenn einer der Meinen in die dem Menschen anhaftende Wahnvorstellung einer Krankheit verfällt, lese ich ihm einfach irgend eine Seite hieraus vor. Sie ist fast so wirksam wie die Bibel und das Buch der Mrs. Eddy."

„Wäre denn die Philosophie der Veda wirklich imstande, ein gebrochenes Bein wieder einzurenken?" mußte ich nun unwillkürlich die Sprecherin, rücksichtslos dazwischenfahrend, fragen.

Aber so eine puritanische angelsächsische Seele versteht nicht bloß nicht feine Ironie, sondern nicht einmal groben Spott. Nachdem sich daher Frau Yriondo durch ganz bestimmte Gegenfrage vergewissert hatte, daß meine Worte letzten Endes eine Antwort auf die Frage verlangten, ob denn die „Christliche Wissenschaft" tatsächlich die Kraft hätte, einen Ersatz für chirurgische Operationen zu bieten, antwortete sie mir, ohne sich irgendwie aus der Ruhe bringen zu lassen:

„Ja, in der Tat! Die Begründerin der ‚Christlichen Wissenschaft' hat selbst in der Chirurgie ungeahnte Erfolge gehabt und diese zu einer psychischen Chirurgie umzugestal-

ten gewußt. Ja, es lassen sich sogar auch gebrochene Glieder psychisch heilen! Aber freilich es bedarf dazu einer nicht gewöhnlichen Kraft der Gedanken, einer unvergleichlichen Reinheit der Seele, mit denen ja immer nur ganz wenige Menschen ausgestattet sind. Darum hat auch unsere ehrwürdige Begründerin den Anhängern ihrer Lehre in weiser Vorsicht erlaubt, bei solchen Unfällen ausnahmsweise auch chirurgische Fachleute hinzuziehen zu dürfen." Sie hielt einen Augenblick inne, um sogleich fortzufahren: „Wenn Sie unsere Lehre so recht gründlich von Grund aus kennen lernen möchten, so kann ich Ihnen ja jenes bereits von dem Engel der Apokalypse, der angeblichen Offenbarung des Evangelisten Johannes, vorausgesagte Buch der Mrs. Eddy leihen. Es ist das das schönste und erhabenste Buch, das seit der Heiligen Schrift jemals geschrieben worden ist, und unsere zweite Bibel geworden."

Frau Yriondo sprach's und erhob sich und verließ die Kabine. „Sie ist eine Verrückte, die ins Tollhaus gehört!" sagte ich hämisch, als sie kaum hinaus war.

Cavalcanti aber bewahrte einen Augenblick nachdenkliches Schweigen, um mir dann alsbald zu erwidern:

„Und doch liegt in ihrem Glauben eine gewisse Erhabenheit und adelige Vornehmheit des Denkens, die . . ."

„Cavalcanti, Cavalcanti!" rief ich, ihm sogleich ins Wort fallend, aus. „Wenn Sie allerwärts so wie hier so ein bißchen naschen, nippen und herumschnuppern wollen, werden Sie schließlich noch wer weiß was alles bewundern."

Da kam Frau Yriondo mit dem von dem Engel der Apokalypse vorausverkündeten Buche zurück, überreichte es Cavalcanti und händigte ihm außerdem ein Exemplar von Vivekananda ein, von dem es, wie sie sagte, überhaupt nur zwei Exemplare gäbe; während nun Cavalcanti in den beiden Büchern herumstöberte, übernahm ich umgekehrt meinerseits statt seiner die Aufgabe des Diplomaten, die darin bestehen

sollte, mit Frau Yriondo in der vorliegenden Sache zu einem gewissen Abschluß zu kommen. Es entspann sich zwischen uns beiden eine lebhafte Unterhaltung, bis Frau Yriondo sich schließlich bereit erklärte, den Doktor in ihre Kabine zu lassen und seinen Besuch bei ihrem Manne anzunehmen, doch allein unter der einen Bedingung, daß er an den Kranken auch nicht eine Frage in bezug auf sein Leiden stellte, wüßte sie doch, daß solche Gespräche noch zu allen Zeiten in dem vorgeblichen Kranken die falsche Idee einer wirklichen Krankheit neu belebt hätten. Sollte der Doktor irgend welche Fragen zu stellen haben, so sollte er diese Fragen an sie selbst, und zwar außerhalb der Kabine richten. Ich erklärte, diesen Vorschlag dem Doktor übermitteln zu wollen, und gab meiner lebhaften Hoffnung Ausdruck, daß auch er darauf eingehen würde.

Nun ging es wieder hinauf in den Speisesaal. An den geräumten Tischen saßen Rosetti, der Doktor, der Admiral und meine Frau und erwarteten uns schon schwatzend und den sonntäglichen Sorbet schlürfend. Wer vermöchte sich wohl unseren Doktor vorzustellen, als er unsere Meldung hörte!

„Die vollendetsten Verrückten!“ polterte er heraus — und er wandte hierbei zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft den Superlativ an. „Sie braucht sich wirklich nicht zu fürchten, diese Dame; ich werde mir ihren Kranken ansehen, ohne auch nur den Mund aufzumachen, gerade als ob ich kein Menschenarzt, sondern ein Tierarzt wäre, der es mit Vieh zu tun hat, das doch nicht sprechen kann.“

Cavalcanti mußte den Doktor als Dolmetscher begleiten; wir lachten dann noch ein wenig über seinen Zornesausbruch, belustigten uns auch etwas über die „Christliche Wissenschaft“ und die „Psychische Chirurgie“ der Mrs. Eddy, bis ich mich schließlich an Alverighi, der bis dahin nicht ein

Wort über die Sache gesprochen hatte, wandte und in einem vielleicht etwas verletzenden Tone sagte:

„In eurem Amerika sind wahrhaftig schöne Dinge zu sehen! Man weiß wirklich nicht, was man manchmal dazu sagen soll."

„Ein paar verrückte Narren!" brummelte Alverighi in seinen Bart, mit den Achseln zuckend. „Wer nimmt sie ernst?"

„Gemach, gemach!" antwortete ich. „Die ‚Christian Science' zählt eine große Menge Verehrer, selbst in den höheren und begüteteren Kreisen. Zu Boston habe auch ich sie besucht; sie haben sich eine Kirche erbaut, die nach oberflächlicher Schätzung kaum weniger groß als St. Peter ist, mit einem Riesensaal, einer Freitreppe und Marmorwänden, die die Aussprüche der Mrs. Eddy und die Jesu Christi im nachbarlichen Schmucke zieren."

Alverighi zuckte mit den Achseln.

„Das Land ist so groß! Es gibt so viel Menschen! Und alle wollen auf ihrem eigenen Kopfe bestehen, selbst diejenigen, die gar nicht über einen solchen verfügen!"

„Das ist die Wirkung der Freiheit!" verkündete der Admiral kurz und bestimmt.

„Eine unvermeidliche Schattenseite!" meinte Alverighi berichtigend. Er schwieg einen Augenblick wie zögernd, um alsbald hinzuzufügen: „Es ist wirklich richtig zum Lachen!"

„Nun, was sollten wir denn nach Ihrer Meinung tun?" fragte ich höhnisch. „Etwa zur ‚Christian Science' uns bekehren und als letztes Heilmittel zur Apokalypse zurückgreifen?"

„Ich sage das ja gar nicht!" antwortete etwas verdrossen und barsch Alverighi. „Ich sage nur, daß heute wie gestern und wie zu Römerzeiten ein Mensch, wenn er erkrankt, so weit er nicht stirbt, genest und in diesem Falle die Medizin die Genesung als ihr Verdienst in Anspruch

nimmt. Aber auch unter den Anhängern der Mrs. Eddy sind diejenigen, die sich einer guten Gesundheit erfreuen, der festen Überzeugung, dafür der Lehre, zu der sie sich bekennen, Dank wissen zu müssen, diejenigen, die krank sind, keineswegs im Zweifel, daß die ‚Christliche Wissenschaft' sie wieder gesund machen wird, und endlich diejenigen, die gestorben sind, nicht mehr in der Lage zu prüfen, ob die wissenschaftliche Medizin mehr Glück gehabt haben würde."

Aber dagegen lehnten wir uns alle bis auf den einen, Rosetti, der einfach Schweigen bewahrte, lebhaft auf. Um selbst die allertollsten unter den Tollheiten Amerikas zu rechtfertigen, ging Alverighi so weit, sogar die Zaubermedizinen der Wilden und der Alten zu rechtfertigen, die auf Grund einer geradezu unglaublichen Verirrung nun in der Neuen Welt in aller Öffentlichkeit eine zweite Blüte erlebten! Doch unser aller Proteste reizten Alverighi nur noch mehr.

„Wir dürfen nicht vergessen," rief er aus, „daß Amerika das Land der Freiheit ist! Wenn es Menschen gibt, die ihre Gesundheit lieber Gott als der Arzneiwissenschaft anvertrauen, so mögen sie doch, was ihnen gut scheint, tun! Wird denn darum gleich die Welt einstürzen? Nun, was meinen denn Sie eigentlich dazu, Herr Ingenieur?"

Alverighi suchte die Unterstützung bei Rosetti, aus dessen Schweigen jener schließen zu dürfen glaubte, daß er mehr auf seiner Seite als auf der unseren sei. Doch Rosetti antwortete nicht etwa sofort; er schaute ihn auf seine Frage vielmehr einen Augenblick mit einer neckisch-spöttischen Gebärde an, um, an seinem dünnen, spärlichen Kinnbart zupfend, dann alsbald in die Worte auszubrechen:

„Der Mensch ist doch ein ganz eigenartiges Geschöpf! Jeden Tag ein neues Luftschloß, um nur nicht Grillen zu fangen!"

Er schwieg und auch wir schwiegen eine kurze Weile, ohne ihn auch nur eine Minute aus den Augen zu lassen.

Wir suchten aus seinen Blicken zu lesen, da niemand seine Anspielung verstand. Schließlich drängte ihn Cavalcanti kurz und bündig durch ein lakonisches „Was wollen Sie eigentlich damit sagen?“ zu einer deutlichen Erklärung.

„Es gab einmal eine Zeit, in der der Mensch voraussetzte,“ erwiderte Rosetti, „daß das beste, was Gott zu tun habe, das sei, den Krankenpfleger der Menschheit spielen zu wollen. Gegenwärtig hat er sich ein für allemal in den Kopf gesetzt, daß es der Wissenschaft obliege, seine Leiden zu heilen. Warum eigentlich und wie, begreife ich nicht recht.“

Schon wieder trat eine allgemeine Stille ein. So erstaunt waren wir über seine Ausführungen. Endlich brach der Admiral das Schweigen, doch erst, nachdem er gemerkt hatte, daß ein anderer doch nicht das Wort nehmen wollte.

„Aber das Warum,“ meinte er, „scheint mir gar nicht so schwer ausfindig zu machen. Die Wissenschaft studiert den menschlichen Körper und entdeckt die Gesetze der Natur und des Lebens und damit auch die Mittel und Wege, die Krankheiten zu bekämpfen und das Lebensende hinauszuschieben.“

Rosetti sah ihn starr an und entgegnete, sich den Zickenbart streichend:

„Sie glauben also, daß die Natur dem, was wir als ihre Gesetze ansehen und ausgeben, sich ohne weiters füge und daß überhaupt die Naturgesetze in Wahrheit bestehen? Doch halt, Sie hatten uns ja gesagt und ich hätte bald ganz daran vergessen, daß Sie ein Anhänger von Auguste Comte seien und haben schon neulich, als ich die Wissenschaft für eine Fälschung erklärte, dagegen Verwahrung eingelegt!“

„Und ich lege mit Ihrer gütigen Erlaubnis auch noch heute dagegen Verwahrung ein und gestehe, daß ich meinerseits jenes in unseren Fragen so verbreitete und allgemeine

Vorurteil von jeher gehabt habe. Denn so manches scheint doch nur zu bestehen, ohne daß es in Wirklichkeit vorhanden ist."

„Gewiß!" fuhr Rosetti dazwischen. „Und das will ich Ihnen ja gerade beweisen. Was tut ein Forscher, wenn er das sogenannte Gesetz oder Rätsel eines Naturphänomens zu ergründen sucht? Er führt alles möglichst auf seine einfachsten Formen zurück und bringt, soweit er nur irgend kann, überall Ordnung hinein. Ceteris paribus wird er immer die einfachste Erklärung oder Gesetzesformulierung wählen. Doch warum muß denn gerade immer die einfachste Erklärung oder Gesetzesformulierung die richtige sein? Scheint Ihnen denn, wenn Sie sich so umsehen, die Wirklichkeit in der Tat von solcher Einfachheit zu sein oder auch nur allzeit ein Bestreben zu haben, sich immer mehr zu vereinfachen, nur um uns Vergnügen zu bereiten? Das Gesetz setzt für die Phänomene der Natur Ständigkeit und Gleichmäßigkeit voraus! Und wie sieht es in Wirklichkeit aus? Gerade umgekehrt! Die Natur ist geradezu niemals ständig oder gleichförmig. Ja, es ließe sich sogar mit viel größerem Rechte behaupten und es ist das wohlweislich auch schon behauptet worden, daß sich dem, was wir als die sogenannten Naturgesetze ausgeben, die wirkliche Natur niemals fügt, sondern vielmehr sie ausnahmslos verletzt. Gibt es denn etwa auch nur ein einziges Phänomen, auf das ein Gesetz so aufs kleinste Tüftelchen zugeschnitten ist wie ein Kleid auf den Leib oder ein Stiefel auf den Fuß? Die Gelehrten selbst müssen diesen Einwand zugeben. So werden doch wohl auch Sie . . ."

„Aber ich bitte Sie, das heißt ja doch die Welt auf den Kopf stellen!" rief der Admiral, der bereits etwas ungeduldig geworden war, während auch ich im stillen dachte, daß sich Rosetti in der Tat gar nicht genug daran tun konnte, die Welt auf den Kopf zu stellen.

„Aber nicht doch!“ entgegnete Rosetti ruhig. „Es sind das die letzten Wahrheiten, deren Entdeckung der neuzeitlichen Philosophie zu verdanken ist. Kennen Sie das Werk von Boutroux? Haben Sie wohl einen vor ein paar Jahren von Le Roy in der ‚Revue de métaphysique et de morale‘ veröffentlichten Artikel gelesen? Nein? Lesen Sie ihn und Sie werden sehen, daß die Natur nicht etwa, wie Sie meinten, einen gewaltigen Kosmos, einen gewaltigen, geregelten Organismus — sehen Sie, das eben ist Ihr Irrtum —, daß sie vielmehr ein ewig bewegliches Chaos von Bildern darstellt, die gehen und kommen, die wiederkehren und ältere ersetzen, in unmerklichen Farbentönen ineinander übergehen, sich mischen, verschwinden und wieder erscheinen, um niemals ihren ununterbrochenen Zusammenhang auch nur für einen Augenblick zu verlieren, sondern vielmehr mit sich die Ewigkeit im Raume und in der Zeit auszufüllen. Und da kommt nun die Wissenschaft mit ihrer Riesenschere, um sie aus diesem beweglichen und dichten Zusammenhange herauszunehmen und diesen in lauter kleine Abschnitte zu zerteilen, in starre Formen zu bannen und seines wesentlichen Gehaltes zu entkleiden, indem sie die verschiedenen Phänomene, die in der Natur in einer wundervollen Unordnung wirr durcheinandergehen, scharf gegen einander abgrenzt, von einander trennt und sondert, vereinfacht und vor allem ordnet. Damit wird es also klar und deutlich, daß die Wissenschaft, statt uns die Wirklichkeit, wie so gern geglaubt wird, zu enthüllen, sie uns vielmehr nur noch dichter in Dunkel birgt, indem sie sie uns in der falschen Schminke der Einfachheit und der Ordnung darstellt, ist doch jene wundervolle Ordnung, die Sie so am Universum bewundern, in Wirklichkeit nicht etwa im Universum vorhanden, sondern nur ausschließlich in unserer Einbildung, genau so wie natürlich auch die vielgerühmte Einfachheit; so bietet uns die Wissenschaft ein für allemal ein falsches Bild! Folglich ist

auch die Wissenschaft nicht nur falsch, sondern sie besteht überhaupt insoweit und in dem Maße, wie die Natur sich willig dazu hergibt, durch unsere Gesetze und Erklärungen und Theorien vereinfachen, verfälschen und im Zaume halten zu lassen. Ich weiß wohl, die Menschen haben die Wissenschaft geradezu zu dem Mädchen für alles unserer Tage gemacht, wie sie es einstmals in alten Zeiten mit unserem Herrgott gemacht haben, und sie buckeln ihr heutzutage alle Aufgaben auf, wie beispielsweise die, die Krankheiten zu behandeln, die Jugend zu erziehen, die Kriege zu gewinnen, die Völker zu bereichern, die Geschichte zu schreiben und zu beweisen, daß Romulus niemals gelebt hat, die Staaten zu verwalten, die Kunst, in den Lüften zu fliegen, den Vögeln und die, unter Wasser zu schwimmen, den Fischen abzulauschen, die Natur zu bändigen und zu verfälschen, die Felder zu bebauen und schließlich noch die Revolutionen zu machen! Gibt es nicht sogar einen wissenschaftlichen Sozialismus? Aber es sind das alles Grillen und Erfindungen der Gegenwart. Die Natur gibt sich nicht etwa immer mit gleicher Herablassung dazu her, unseren sämtlichen Wünschen und Launen zu dienen und zu frönen. Bergson hat recht: Die Wissenschaft hat ihr wahres und eigentliches Gebiet in der unbelebten und nicht in der lebenden Natur, die sich weder vereinfachen noch den Maulkorb unserer Gesetze umlegen läßt, ohne sich aufzulehnen und zu empören."

Völlig hierüber außer Fassung, zögerte der Admiral einen Augenblick, um dann alsbald in die Worte auszubrechen:

„Wenn aber nun einmal in der Natur die Einfachheit und die Ordnung nicht besteht, warum wollen wir sie dann eigentlich mit aller Gewalt in dieselbe einführen?"

„Weil uns das Vorteil bringt!" entgegnete Rosetti. „Durch Zurückführung der Natur auf ihre einfachsten Formen

ersparen wir unserem einigermaßen faulen Gehirne Anstrengungen; durch Vereinheitlichung der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungswelt und durch Festlegung ihrer Bewegungsfähigkeit sehen wir sie gewissermaßen erst durch Augengläser, die uns den Blick für ihre große Unordnung trüben. Diese Unordnung, die uns, wenn wir sie so sähen, wie sie wirklich ist, heillos entmutigen würde, bringt nun bei uns den Vorsatz zur Reife, sie zu beherrschen."

„Aber dann würde ja," erwiderte der Admiral in einem gewissen Tone der Gereiztheit, „auch die Wahrheit nichts weiter als eine gewisse Einbildung sein. Wir würden als wahr ausgeben, was uns Vorteil bringt, und, je nachdem unser Interesse ein anderes würde, würde auch die Wahrheit eine andere werden."

„Sicherlich!"

„Einfach unmöglich, um nicht zu sagen: verrückt!" rief der Admiral mit ungestümer Heftigkeit.

Zanken sie sich? fragte ich mich unwillkürlich.

Doch in diesem Augenblicke brach Rosetti, unversehens einen anderen Ton anschlagend, in Lachen aus und erklärte mit heiterer Miene:

„Nur Mut, Herr Admiral, beunruhigen Sie sich nicht. Die Gedanken, die ich Ihnen vortrage, zeigen bloß äußerlich das Bild des Paradoxen. Wollen Sie das nur, bitte, einen Augenblick überlegen. Scheint es Ihnen aber vernünftig, daß die Natur zunächst ihre ewigen und unwandelbaren Gesetze erfunden habe, nur um sie dann ganz sorgfältig verborgen zu halten, damit der Mensch und die Wissenschaft ihr Versteckspiel mit ihr treiben können? Sie erinnern sich, daß kürzlich — das heißt, Sie können sich daran wohl nicht mehr persönlich erinnern, weil Sie nicht zugegen waren, wir haben es Ihnen aber später erzählt — Herr Alverighi, Herr Ferrero und meine Wenigkeit nach einer langen Erörterung zu dem Schluß gekommen sind, daß das Interesse, die geheime Trieb-

feder für alle unsere künstlerischen Passionen bilde. Wir sehen das als schön an, was uns nützlich ist, so anzusehen. Nun, das Interesse bildet auch die Grundlage des Begriffes Wahrheit. Die wissenschaftlichen Gesetze, nicht ich sage Ihnen diese Dinge, sondern eine ganz andere, weit höhere Autorität, nämlich der Pragmatismus, auf dem die eigentliche amerikanische Philosophie beruht, die wissenschaftlichen Gesetze liegen eben in unserem Denken und nicht in der Natur; sie bestehen keineswegs räumlich außerhalb unser selbst oder gar zeitlich noch vor uns selbst, sondern wir erfinden sie erst, um die Natur auszubeuten und nicht etwa, um sie zu verstehen oder zu erklären, was uns gar nicht so wichtig ist. Kurz, die Gesetze sind die Werkzeuge, mit denen wir operieren, ich möchte beinahe sagen, eine Art idealer Maschinen, die erst dazu dienen, jene hölzernen und eisernen Maschinen herzustellen, die Frau Ferrero so verhaßt sind. Kommen Sie mir also nicht damit, ein wissenschaftliches Gesetz sei wahr, ist es doch vielmehr an sich gerade umgekehrt durch und durch falsch; wahr ist es nur, insoweit es nützlich ist und uns dient. So sehen wir, daß nur das Interesse uns die Wissenschaft zu einer wahren macht, gerade wie nur das Interesse uns das Kunstwerk zu einem schönen gestaltet. Die Wissenschaft ist ‚instrumental', sagt Bergson. Ein trefflicher Ausspruch. Und so ist eine Wissenschaft um so wahrer, je treuer sie uns dient. Es kann darum auch die Medizin nur aus Höflichkeit oder Duldsamkeit als Wissenschaft bezeichnet werden; in Wahrheit aber ist sie nur eine halbe Wissenschaft. Es gibt in der Natur Stoffe, die die eigentümliche und geheimnisvolle Kraft besitzen, den Zustand des einen oder des anderen unserer Organe irgendwie zu beeinflussen und umzugestalten. Alkohol berauscht, Schierling und Strychnin töten, Chloroform und Morphium schläfern ein, Chinin löscht Fieber, Fingerhut regt das Herz an, Quecksilber — nun, Sie wissen alle, was das Quecksilber vermag.

Es gibt also Stoffe, mit denen wir uns bei unseren Leiden zu helfen vermögen. Wie selten aber sind die Fälle und die Male, wo der Arzt dem Kranken ohne jedes Bedenken und ohne jeden Zweifel zu erklären in der Lage ist: Nimm diese Medizin ein und du bist wieder gesund."

Doch der Admiral wollte noch immer nicht die Waffen strecken.

„Nein, nein!" erwiderte er eigensinnig. „Es ist kein Verhältnis zwischen den Diensten, die uns eine Wissenschaft zu leisten vermag, und der Summe, der in ihr enthaltenen sicheren Wahrheiten. Die Medizin leistet uns große Dienste, bleibt also darum doch eine unsichere und wenig zuverlässige Wissenschaft, weil die Phänomene, mit deren Studium sie es zu tun hat, gar zu dunkel und zusammengesetzt sind. Die Astronomie umgekehrt ist eine unnütze oder wenigstens in der Praxis fast unnütze Wissenschaft. Und doch, wieviel zuverlässiger ist sie in dem, was sie behauptet, als die Medizin. Sie werden es auch nicht leugnen, daß es eine Wissenschaft ist, eine echte Wissenschaft, selbst wenn sie uns auch nicht zu vier Heller Verdienst verhilft."

„Sie glauben also wirklich, daß sich die Erde um die Sonne dreht?" fragte plötzlich Rosetti dazwischen.

Bei dieser Bemerkung fielen wir wahrhaftig sämtlich ohne Ausnahme wie aus allen Wolken.

„Wie denn!" rief der Admiral, der diesmal sofort Verwahrung einlegte. „Das kopernikanische System sollte also jetzt nicht mehr als wahr gelten? Seit wann, bitte, spukt nur bloß wieder dieser Unsinn?"

„Das kopernikanische System ist noch niemals wahr gewesen," antwortete Rosetti mit einer so ehrlichen Miene, daß auch ich, wenn ich ihn nicht so lange gekannt hätte, geglaubt haben würde, er meinte es ganz ernstlich. „Wenn wir sagen: Die Erde dreht sich, dann . . . Doch auch diesmal will nicht ich selbst das Wort führen, sondern statt meiner

den großen französischen Mathematiker Henri Poincaré sprechen lassen. Wenn wir also sagen: Die Erde dreht sich, so wollen wir damit allein sagen, daß es für uns bequemer ist anzunehmen, daß sich die Erde drehe und die Sonne still stehe; denn welche von beiden sich wirklich dreht, können wir tatsächlich gar nicht wissen; wir können es schon darum nicht wissen, weil wir nicht den absoluten Raum kennen lernen können. Denken Sie nur einmal einen kleinen Augenblick hieran und Sie werden sich sogleich davon überzeugen. Wenn ich von der Höhe eines Kirchturmes einen Menschen einen Platz überschreiten sehe, kann ich von dem Menschen aussagen, daß er sich bewegt, weil ich ganz sicher weiß, daß der Turm und das sehende Wesen auf ihm feststehen. Wenn ich nun aber das Weltall von der Warte meiner Gedanken aus betrachtet, so habe ich es als Betrachtender mit einem gar zu umfangreichen Platze zu tun. Wo finde ich außerdem auf diesem Platze den Turm, auf dessen Unbeweglichkeit ich mich so zuverlässig verlassen kann, daß ich ruhig wagen darf, ihn zu besteigen? Ja, finde ich daselbst auch nur einen festen Punkt, von dem aus ich die Bewegung der Erde zu begründen vermag, aber umgekehrt niemals annehmen kann, daß sich dieser Punkt selbst um die Erde bewegt? Und nun! Nun verkündet auf Grund von Poincarés neuer Anschauung die Sorbonne durch den Mund von Tannery ihren Zeitgenossen, diesen großen Kindsköpfen, daß keines von beiden, das kopernikanische wie das ptolemäische System, unbedingt wahr oder auch unbedingt falsch seien, können wir doch die Bewegung der Gestirne ganz ebenso auf die Erde wie auf die Sonne beziehen und sich die Sonne um die Erde, aber auch umgekehrt die Erde um die Sonne drehen lassen, ohne daß sich ihre betreffenden Stellungen zu ändern brauchen, und sind doch das, was wir erkennen können, nichts weiter als die betreffenden Stellungen. Die beiden Systeme lassen sich also nach Belieben durcheinander werfen!

Werfen, rütteln, ja miteinander vertauschen! Wissen Sie, lieber Rechtsanwalt, als Sie die allgemeine Auffassung des ‚Hamlet' umzustoßen begannen, warum mir da sogleich ein Verständnis aufging? Nun, weil ich schon über die leichte Möglichkeit, das aristotelische und das kopernikanische Universum umzustellen, nachgedacht hatte. Und gerade so ist es mit dem Weltsystem, dachte ich bei mir."

Da hielt er inne. Der Admiral geriet so außer Fassung, daß er für einen Augenblick kein Wort herausbringen konnte.

„Ich bin wirklich ganz entsetzt!" erklärte er schließlich. „Wenn aber die beiden Systeme so erschütterlich sind, daß sie sogar ineinander übergehen können, warum haben dann so viele Jahrhunderte hindurch die Menschen sämtlich geglaubt, daß eines wahr und das andere falsch sein müsse? Warum brauchten wir so große Anstrengung zur Durchsetzung dieser Umstellung? Warum leben heute nicht ptolemäische und kopernikanische Astronomen friedlich nebeneinander, wie es, denke ich, Materialisten und Spiritualisten, Klassiker und Romantiker nebeneinander gibt?"

Rosetti erhob sich.

„Kommen Sie mit mir auf das Deck!" sagte Rosetti. „Ich will es Ihnen erklären. Auf diese Weise kann ich noch dabei eine Zigarre rauchen, was ich hier nicht kann, weil es verboten ist!"

Wir erhoben uns allesamt, um ihm zu folgen. Aber als wir gerade im Begriffe waren hinauszugehen, tauchten gerade wieder Cavalcanti und der Doktor auf.

„Ich habe mich notgedrungen in die Rolle des Tierarztes fügen müssen und denke, es ist mir gelungen!" rief der Doktor aus. „Er hat eine, wenn auch nicht gerade bedenkliche Lungenentzündung. Sein Herz ist gesund, und so wird er sie schon wieder los werden!"

„Und die ‚Christliche Wissenschaft' wird dann einen neuen Triumph in ihr goldenes Buch schreiben!" entgegnete lächelnd Rosetti.

VI.

Der Herbst mit seiner erfrischenden milden Feuchtigkeit bescherte uns einen erquickenden Abend. Wir begannen nun unseren gewohnten abendlichen Verdauungsspaziergang auf dem Promenadendeck, mit unserem Freunde Rosetti in der Mitte, zu machen, samt und sonders Schweigen bewahrend, einschließlich selbst Rosettis, der sich in dem Genusse, den eine frisch angerauchte Zigarre gewährt, nicht stören lassen und sich ihm schweigend und nachdenkend ganz hingeben zu wollen schien. Seit vielen Jahren hatte ich ihn nicht so lebhaft wie gegenwärtig gesehen, wenn es mir auch nicht recht einleuchten wollte, worauf er mit der versteckten Ironie in dem langen Vortrage, den er uns nun hielt, es absah.

„Sie wissen doch wohl, Herr Admiral," begann er also schon nach wenigen Minuten von neuem, „daß schon einige Philosophen und Astronomen des Altertums behauptet und zu beweisen gesucht hatten, daß die Erde sich um die Sonne dreht? Auch Kopernikus hatte also schon Vorgänger und gar nicht einmal so wenige. Es waren dies die Pythagoräer Aristarch von Samos, Selencos von Selencia. Wir mögen sich bloß damals die Alten einer so einleuchtenden Wahrheit gegenüber so völlig taub verhalten haben, daß zu diesen Tauben sogar ein Aristoteles, ja ein Hipparch gehörte, ein Hipparch, der doch noch dazu speziell der größte Astronom des Altertums gewesen ist? Nun, diese Faulheit und Verblendetheit ist nichts weiter als ein Erzeugnis ihres nackten Interesses. Nämlich so: Wer annimmt, daß sich die Erde im Weltenraume fortbewegt, muß dann auch im Zusammenhange damit annehmen, daß die Fixsterne, alle jene unzähligen kleinen Flämmchen, die allnächtlich den dunklen Himmel droben erleuchten, in einem so weiten Abstande

voneinander sich befinden, daß dieser Abstand praktisch als ein unendlicher anzusehen ist. Denn wie ließe sich wohl sonst erklären, daß diese Fixsterne nicht eine alljährliche Parallaxe haben oder, um einen etwas landläufigeren Ausdruck anzuwenden, daß keine Veränderung in ihrer augenscheinlichen Stellung sichtbar wird? Mit anderen Worten: damit die Erde die Möglichkeit, sich fortzubewegen, hat, muß der sie umgebende Raum bis an die Grenzen des Unendlichen erweitert gedacht werden; sie kann sich nur ins Unendliche ergießen, um sich schließlich in ihm zu verlieren, ein mikroskopisch kleines Staubkörnchen, inmitten eines sich in rasendem Tempo drehenden Reigens von Millionen und aber Millionen gleicher Welten. Aber die Philosophen und Astronomen des Altertumes haben in sich nicht genügenden Mut gefühlt, um sich zu einer so kühnen Auffassung aufzuschwingen, empfanden sie doch ganz richtig, daß sich in dies Unendliche dann auch die Religion und mit ihr wieder die Kunst, die Sittlichkeit, der Staat, lauter Dinge, die — im Altertume sogar auch der Staat — auf der Religion beruhten. Ihre armen auf dem Olymp thronenden Götter konnten wohl von ihrer bescheidenen Höhe aus die Erde, besonders in dem kleinen Umfange, in dem sie damals ausschließlich bekannt war, überwachen, doch nur unter der einen Bedingung, daß sie an der gleichen Stelle fest und unverrückbar im Mittelpunkt eines geschlossenen und begrenzten Weltalls verblieb, ihnen nicht aus den Augen kam und nicht ins Unendliche entwischte, um sich in die Endlosigkeit ungezählter Sternenschwärme zu verirren. Mit einem Wort, der antike Polytheismus verlangte ein geozentrisches Weltsystem. Und das ist auch der Grund, warum die Alten das ptolemäische System den anderen vorziehen mußten; man sieht also ganz deutlich, wie das lediglich auf Grund eines nackten Interesses geschah. Konnten doch so die Götter leichter die Polizei unseren Vergehen und Über-

tretungen gegenüber spielen. Und so zogen sie dieses System vor, wenn es auch noch so verwirrt war, und die arme Menschheit mußte sich das Hirn zerbrechen, um es wenigstens bestmöglich zu begreifen. Wer einmal Aristoteles, Ptolemäus oder auch nur Dante gelesen hat, weiß davon etwas zu erzählen. Aber nach und nach wurde die Welt inne, daß sie ihrer himmlischen Gendarmerie ganz ruhig den Laufpaß geben könne; der christliche Monotheismus — es ist das, Herr Admiral, der ganz ursprüngliche tiefe Gedanke eines Auguste Comte — hatte sich auch schon ans Werk gemacht, die Göttlichkeit zu verflüchtigen. Und so rang sich das Verlangen nach einer leichteren, bequemeren und müheloseren Erklärung des Universums durch: es trat ein Kopernikus auf, der der völlige Reformator des architektonischen Bildes des Weltalls werden sollte. Was hat dieser gute Kopernikus nun eigentliches Neues geschaffen? Er hat uns die Gestirne in weite Fernen gerückt, um uns das Weltall ein gut Stück zu erweitern, und in diesem erweiterten Weltall die Sonne festgenagelt und die Erde sich rund um sie drehen lassen. Kurz, er hat die Bewegung der Gestirne in ihrem Verhältnis zu einander in einer, wenn auch anfänglich noch etwas groben, so doch schon bald durch die berühmten Gesetze eines Johannes Kepler ergänzten und vervollständigten Gestalt dargestellt. Gewiß, sie blieb auch noch in dieser ihrer Ergänzung ziemlich grob, aber — und das war ihr Fortschritt — sie war doch einfach, einfach, höchst einfach geworden, hat jedenfalls in dieser ihrer Einfachheit die bisherige ptolemäische turmhoch überragt. Aber, wenn sie auch weit einfacher als diese ist, ist sie, wohlgemerkt, darum auch nicht ein bißchen wahrer. Und deshalb gerade triumphiert sie, ist doch der Mensch das denkbar trägste und gedankenfaulste Geschöpf der Welt und wird es auch ewig bleiben."

„Aber diese Einfachheit ist doch auch ein Phänomen der realen Wirklichkeit und nicht etwa bloß ein Hirngespinst

in unserem Kopfe. Um wieviel weniger noch in dem des großen Kopernikus," gab der in seiner Ansicht unerschütterliche Admiral zurück. „Auch wir begreifen dieses Phänomen aus dem naheliegenden Grunde, weil es einfach ist."

„Nein!" versetzte Rosetti. „Wir begreifen es, nicht, als ob es von vornherein so einfach wäre, sondern, nachdem es gerade erst von uns vereinfacht worden ist; soviel steht fest, daß wir davon, wenn wir sonst wollen, auch eine verwickeltere Erklärung, wie sie die des Ptolemäus ist, zu geben vermögen."

„Aber die Theorie des Ptolemäus ist doch falsch," warf der Admiral ein.

„Sobald die Welt als unendlich vorausgesetzt wird, vielleicht," entgegnete der andere. Sobald das Universum aber so, wie es die Alten wollten, begrenzt und geschlossen gedacht wird, ist diese Theorie die einzig mögliche und darum auch die einzig wahre, ist sie doch die einzige, die die anscheinende Unbeweglichkeit der Sterne erklärt."

„Aber, potzsakrament, die Welt ist doch nun einmal unbegrenzt und unendlich," beteuerte in einem noch bestimmteren, ja in einem beinahe barschen Tone der Admiral.

„Aber wer hat Ihnen denn das bloß gesagt? Das Unendliche ist uns bisher nicht bloß nicht zu beweisen, sondern nicht einmal auch nur lediglich uns vorzustellen gelungen und wird uns wohl so leicht auch niemals gelingen."

Er blieb stehen, um sich alsbald dem Borde zu nähern, sein Antlitz dem draußen herrschenden nächtlichen Dunkel zuzuwenden und den Arm zu dem von Tausenden und aber Tausenden von Sternen funkelnden Himmel zu erheben.

„Was ist wohl in jenen Sternenräumen da droben? Welche Entfernung trennt uns wohl von diesen geheimnisvollen Flämmlein? Wer hat sie wohl in solcher Ferne angezündet und wie brennen sie im Dunkel dieser ewigen Nacht? Nur unsere Augen vermögen auf jede nur mögliche Weise,

dem Dunkel des nächtlichen Himmels folgend, die Gestirne in ihrer unberechenbaren Ferne zu erspähen. Oder gilt es etwa auf den verschiedensten Punkten des Universums in die Ferne schweifende Augenpaare, die sich mit anderen Blicken, die sie nicht zu sehen bekommen, durch die weiten Ätherräume hindurch kreuzen? Wie viele Milliarden von Geschlechtern würden wohl, wenn das Unmögliche Wirklichkeit würde und es gelänge, über ein ruhiges Meer und auf einem Fahrzeuge, wie das unserige, eines jener fernen Gestirne zu erreichen, dazu erforderlich sein? Und, wenn wir dann endlich den Fuß auf einen Planeten, der sich um eine jener unzählig vielen anderen Sonnen, als die unsere Erde, drehen würde, gesetzt hätten, auf welche Welten, die von ihren Sonnen ebenso weit entfernt sind, wie unsere Sonne von uns, und die wir jetzt nicht zu schauen vermögen, würden wir dann wohl unseren Blick richten können? Ein jeder dieser so unendlich fernen Punkte ist also demnach selbst wieder ein Mittelpunkt einer unendlichen Sphäre."

Er hielt einen Augenblick inne und begann wieder eine Zeitlang auf und ab zu wandeln, bis er uns gegenüber, die wir ihm beständig nachgingen, folgendermaßen fortfuhr:

„In solche Gedanken verliert sich die erschrockene Seele. Vergebens streben wir, die uns umgebenden, unermeßlichen Räume des Universums mit unserem so unzulänglichen Denken zu durchmessen. Wenn es einfach unmöglich ist, ein geschlossenes und begrenztes Weltall, wie das des Aristoteles, zu verstehen und zu begreifen, weil sich ja in diesem Falle die unvermeidliche Frage aufdrängte: ‚Und hinter dieser Welt, was ist da wieder?', so ist es doch zum mindesten ganz ebenso unmöglich, sich ein unbegrenztes Weltall vorzustellen, also ein Jenseits, das sich niemals erschöpft. So ist auch das Unendliche nichts weiter als eine unfaßbare Hypothese. Wir sind an einen kleinen Winkel eines unfaßbaren Weltenraumes gleichsam angeschmiedet und können nur vermuten, daß das

Unendliche besteht, ohne daß wir es uns vorstellen oder es erfassen oder auch nur es beweisen können, dient es uns doch einzig und allein dazu, uns die Bewegungen der Planeten und die Unbeweglichkeit der Sterne weniger umständlich zu erklären."

„Ich begreife," unterbrach ihn der Admiral mit einer gelangweilten Gebärde. „Nach der Kunst kommt nun die Wissenschaft heran. Die Wissenschaft ist falsch und so der Fortschritt nichts weiter als eine Mystifikation. Darum kommt niemand herum. Auguste Comte hat nun einmal ganz recht, die Idee des Fortschrittes ist um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhunderts aus den ersten Triumphen der Wissenschaft erwachsen. Also muß der Fortschritt entweder ein Wachstum des Wissens darstellen oder er ist eben nur eine Illusion."

„In der Tat, er ist weiter nichts als eine Illusion," entgegnete Rosetti. „Eine widerrufliche Illusion, wie ich schon neulich Abend angeführt hatte. Wenn wirklich die Wissenschaft ‚instrumental' ist, wie Bergson sagt, und uns dazu dient, die Natur auszubeuten und uns dazu verhilft, Maschinen anzufertigen, dann ist es auch klar, daß die Menschen und die Völker, die keine Maschinen brauchen, weil sie gar nicht das Verlangen tragen, so schnell als möglich Geld zusammenzuraffen, sich wenig oder gar nicht für die Wissenschaft interessieren. Und für solche Menschen, zu denen beispielsweise die Jünger Muhammeds gehören, wird die Wissenschaft stets nicht sowohl als der Ruhm und die Kraft der Welt, wie vielmehr als ein eitler Wahn unserer elenden, kleinen persönlichen Eitelkeit gelten."

So waren wir über das Labyrinth unserer neuen Erörterung, über die „Christian Science", zu dem Ausgangspunkte unserer Unterhaltung, der bereits vor vier Tagen angeschnittenen und alsdann durch das Unwetter unterbrochenen Probleme des Fortschrittes, zurückgekehrt. Und in der

Tat griff Alverighi, sobald er wieder das Wort Fortschritt von neuem hatte aussprechen hören, sogleich wieder unvermittelt in die Debatte ein, indem er in den Ruf ausbrach:

„Wir sind aber keine Jünger Muhammeds, dem Himmel sei Dank!“

„Gewiß, das ist richtig,“ erwiderte Rosetti. „Aber, wenn wir es nun würden? Werfen Sie mir bloß nicht so böse Blicke zu. Ich will nur sagen: wenn wir einmal eines Tages, so wie die Moslems, die Einfachheit und die Entsagung als die höchsten Güter des Lebens betrachteten?“

„Das wird niemals geschehen!“ rief Alverighi kurz und bündig aus.

„Warum denn?“ versetzte Rosetti. „Haben wir nicht erst kürzlich gesehen, daß der Mensch alles brauchen kann, daß ihm aber nichts unentbehrlich ist. Daß es weiter kein entscheidendes Kriterium gibt, welches unter den menschlichen Bedürfnissen gerechtfertigte, welches verkehrte, welches zwingende und welches entbehrliche sind? Daß also darum der Muselmann, der von den Maschinen nichts wissen will, ganz ebenso recht hat wie der Amerikaner, der sie wahrhaft anbetet? Die Wut, sich zu bereichern, blindlings dahin zu leben und in sein Verderben zu rennen oder, um mit Roosevelt zu sprechen, das ‚intensive‘ Leben ist für einen Menschen wie Sie, Herr Alverighi, und für alle ebenso vom Teufel besessenen Menschen schöner als das einfache Leben. Wie ist es aber für einen epikuräischen Philosophen, für einen Hirten Vergils oder für einen Mönch des Mittelalters?“

„Aber die epikuräischen Philosophen und die Mönche des Mittelalters sind doch dahin und die Hirten eines Vergil haben überhaupt niemals gelebt,“ fiel Alverighi ein. „Halten Sie es etwa für möglich, daß der Mensch eines schönen Tages über den Weg der Jahrhunderte den Schatz seines Wissens verlieren oder die Kunst, seine wundervollen Maschinen zu bauen, zu vergessen vermag? Daß sich weiter das Trauer-

spiel des Römischen Reiches zum zweiten Male und diesmal nicht etwa bloß noch innerhalb der kleinen Mittelmeerwelt, sondern vielmehr geradezu bis weit über die beiden Küsten des Atlantischen Weltmeeres abspielen sollte? Der Welt würde dann nichts weiter übrig bleiben, als zur tiefsten Barbarei zurückzukehren."

„Als ob die Welt jemals wieder zur Barbarei zurückkehren könnte," erwiderte Rosetti lächelnd. „Glaubst zum Beispiel du, Freund Ferrero, daß in den Zeiten, die uns als die unheilvollsten der gesamten Geschichte des Römischen Reiches erscheinen, jeder ohne Ausnahme das Gefühl des Verfalles dieses Reiches gehabt hat? Nicht wahr, nein? Und warum wohl? Nun, weil, wenn das, was uns als eine ganz große geschichtliche Katastrophe erscheint, den einen schadete, den anderen mindestens ebenso nützte, weil der alten Ordnung der Dinge eine neue Ordnung folgte, die vielen, sei es ihr Brot, sei es eine ehrenvolle Stellung, sei es Einfluß, sei es Frieden, sei es Vergebung der Sünden, sei es ewige Seligkeit, gab oder versprach. Wir können ja jene Jahrhunderte als eiserne bezeichnen, wenn wir so wollen, doch nur von unserem Standpunkte aus, nicht von dem der Zeitgenossen. Ich weiß beispielsweise nicht, bis zu welchem Zeitpunkt der Künstler des späteren Kaiserreiches, auf die kürzlich Herr Cavalcanti anspielte, sich bewußt waren, sich von ihren Kollegen der ersten beiden christlichen Jahrhunderte weit in den Schatten stellen zu lassen. In jedem Falle, mein lieber Rechtsanwalt, seien Sie eines gewiß: sie ärgerten sich nicht gar zu sehr darüber, daß es zu ihrer Zeit keine solchen Künstler mehr gab, die mit ihnen hätten in Wettbewerb treten können, und sie waren nicht gerade um Beweise verlegen, daß es so sehr gut bestellt sei. Wenn Sie, meine Herrschaften, aber vom Fortschritte sprechen, dann erinnern Sie sich, bitte. immer der kleinen Zehe von Leo. Der Knabe Leo hat uns gezeigt, welche Maßnahmen zu treffen sind, zum

Beweise, daß sich die Welt stets ganz wohl befindet, selbst wenn sie in ihr Verderben stürzt. Mit einer einfachen Umkehrung läßt sich leicht beweisen, daß die Sandalen ganz regelrecht und nur der Fuß abweichend ist und daß, was wir immer um uns untergehen sehen — und wenn es die höchsten und ältesten Grundsätze einer Kultur oder einer Zivilisation sind —, sein Schicksal verdient hat und mit gutem Fug und Recht untergeht. Verlangen Sie Beispiele? Nun, die literarische Bildung ist im letzten Jahrhundert beträchtlich, ja bis zur Entartung hinuntergegangen. Aber bitten Sie um Aufklärung bei einem Journalisten, der in dieser Verfallszeit die gröbsten Übertreibungen und Entgleisungen für die blankesten goldenen Füchse verkaufen kann. Und welches ist erst der Verfall Ägyptens? Er wird Ihnen zeigen, wohin Fortschritt führt, echter, unverfälschter, funkelnagelneuer. Doch, o, was erfolgt gerade gegenwärtig mit den Maschinen? Hat nicht die Maschine alle Industrien mit Handbetrieb aufgehoben, mit der Baumwolle und Indien angefangen, worüber uns ja schon Frau Ferrero berichtet hat? Sicher, ein entsetzliches Unglück für alle diejenigen, die davon leben mußten, ein wunderbarer Fortschritt für die Begründer der neuen Industrien. Neulich abends haben Sie gesagt, daß eine verfeinerte Bildung ein Trug ist. Doch seien Sie sicher, für einen Goldschmied oder für einen Damenschneider der Rue de la Paix gibt es nur eine wahre Zivilisation und das ist genau diejenige, die Sie als einen Trug definieren. Wir sind auf unsere mächtigen Transatlantiks stolz. Doch kürzlich sagte mir ein alter Seemann, mit dem ich über so einen Kasten sprach, mit den Achseln zuckend: ‚Eine schöne Arbeit, mit diesen eisernen Gestellen auf das offene Meer zu fahren. Doch auf dem geschlossenen Meere mit ausgespannten Segeln zu fahren, wie wir das noch mit zwanzig Jahren taten, da läßt man sich's noch gefallen. Ja, damals, wo die Welt noch den echten, alten Seemann kannte und aus-

bildete. Das war noch etwas anderes.' Je vollendeter das Werkzeug ist, um so weniger Hirn braucht derjenige, der es anwendet. So übt denn der Fortschritt auf den Menschen eine verdummende Wirkung aus, es gibt nichts in der Welt, was nicht gerade infolge des Fortschrittes verfällt, und nichts, was nicht verfallend irgendwie auch einen Fortschritt machte! Frau Ferrero hat es uns ja in ihrem schönen Buche ‚Die Vorteile der Entartung' gezeigt. Sie, Herr Rechtsanwalt, haben ja auch schon kürzlich alles dies stillschweigend zugegeben, indem Sie nämlich erklärt haben, daß es für den Fortschritt niemals ein qualitatives, sondern immer nur ein quantitatives Kriterium geben kann. Wir haben aber gesehen, daß, selbst wenn wir uns für das quantitative Kriterium entschieden haben, wir doch früher oder später in ein Qualitätsurteil zurückverfallen, sobald es sich nämlich um die Entscheidung handelt, welche Bedürfnisse berechtigt sind und welche nicht. Und das kann niemand entscheiden. Und weiter? Und weiter müssen Sie ganz ebenso, wie Sie zu der Behauptung berechtigt waren, daß es ein qualitatives Kriterium nicht gebe, auch den Schluß ziehen dürfen, daß es keinerlei Kriterium des Fortschrittes gibt — weder ein qualitatives noch ein quantitatives, daß wir, wenn wir den Fortschritt oder auch den Verfall einer bestimmten Sache behaupten, wir damit sagen wollen, daß gewisse in ihr vollzogene Veränderungen entweder gut oder schlecht sind. Doch ein sicheres, allgemein gültiges und verbindliches Kriterium, mit dem wir alle übereinstimmen, den Schwefel der Hölle von dem Tau des Paradieses in der Welt unterscheiden können, gibt es einfach nicht. Jedermann also gibt dem, was ihm frommt, eine gute und dem, was ihm schadet, eine böse Erklärung; alle unsere Urteile über die Güte der menschlichen Dinge sind erschütterlich, und so haben der Fortschritt wie auch der Verfall, denen nach unserer Ansicht alle Dinge unterworfen sind, kein

selbständiges und wirkliches Dasein; sie sind, gerade wie das Schöne und das Scheußliche, nur bloße Ansichten von uns, von denen ein jeder die seine zu seinem Vorteile wenden wird!“

„Aber, was Sie sagen, Herr Ingenieur,“ entgegnete Alverighi, „würde ja eher dafür sprechen, daß allein der Fortschritt etwas wirklich Bestehendes ist, daß aber der Rückschritt und der Verfall ein bloßes Schatten- und Scheindasein führt. Wo habe ich doch diesen Gedanken in den letzten Zeiten gelesen? Sicher in einem neuen Buche! Das, was lebensfähig ist, kann wirklich nicht untergehen; untergeht nur das, was bloß scheinbar zufällig und hinfällig ist! Auch von der antiken Kultur gingen nur ihre hinfälligen und morschen Teile unter, nicht aber die wahrhaft lebensfähigen; diese vererbten sich weiter; es waren das solche, wie das Denken, die Einrichtungen und die überkommenen Anlagen. Ja, sie kommen in den Jahrhunderten immer wieder zum Vorschein!“

„Sie würden recht haben,“ erklärte Rosetti, „wenn zur Unterscheidung der lebensfähigen Teile von den morschen und brüchigen uns noch ein anderes Kriterium zu Gebote stünde, ob die betreffende Kultur zugrunde geht oder Widerstand zu leisten weiß. Aber wir sagen zunächst, daß nur das sich erhält, was wahrhaft lebensfähig ist, und nachher erwarten wir wieder, um beurteilen zu können, was wahrhaft lebensfähig ist, einmal zu sehen, was sich erhalten hat. Das Spiel ist doch zu einfach!“

„Ganz, wie es in irgend einem Handbuch der Taktik hieß, das einst in Italien jeder Soldat studieren mußte,“ warf ich dazwischen. „In der Schlacht siegt immer der Stärkere! Wer aber der Stärkere ist, wird erst dann zu erkennen sein, wenn einer entscheidend gesiegt hat!“

Rosetti lächelte und entgegnete:

„Kurz und gut: das Gute und das Schlechte sind gerade wie auch das Schöne und das Scheußliche ein sonderbares Paar. An sich sind sie Feinde und doch halten sie immer zusammen. An sich sind sie Widersacher und doch vertauschen sie beständig ihre Masken und wechseln ihre Rollen miteinander. Wie sollen wir sie also wohl unterscheiden? So ist das Leben eine ‚Komödie der Irrungen'! Der Mensch jagt dem Guten nach und greift schließlich, wenn er sich ihm genügend genähert hat, danach. Da glaubte er es schon gepackt zu haben, doch, ach, die Maske hatte ihn betrogen; es war das Schlechte! Verzweifelt flieht er das Schlechte, läuft, läuft, verliert den Atem, bis er sich schließlich erschöpft ergibt! Doch schau, wie sonderbar, nun ist er in die Arme des Guten gefallen! Sehen Sie sich die sämtlichen Gegensätze an: Autorität und Freiheit, Krieg und Frieden, Reichtum und Armut, Sieg und Niederlage, Wissen und Unwissenheit, Prunk und Einfachheit, Gewalt und Schwäche, erregtes und ruhiges Leben, und dann werden Sie sich, wenn es Ihnen gelingt, darüber einig, welches von beiden das Gute und welches das Schlechte ist. Der eine hält für ein Gut, sei es für den Fortschritt, sei es für die Zivilisation — lauter Bezeichnungen, die Synonyme sind — den einen dieser Gegensätze und der andere den anderen, indem er schlußfolgert, wie es ihn gerade drängt. Was denn wohl? Welche Gewalt? Nun, passen Sie gut auf: das Interesse! Ja, das Interesse und immer wieder das Interesse, das Interesse stets und überall, hier, wie in Kunst und in Wissenschaft: das Interesse, ein umfassender Ausdruck, der so verschiedene Dinge gleichzeitig bezeichnet, wie etwa die natürliche Charakteranlage, die angeborenen und anerzogenen Bedürfnisse, die Religion, den Privatbesitz, das Vaterland, den Staat, die gesellschaftliche Klasse, der ein Mensch angehört, die Triebe zur Eitelkeit und Selbstsucht und die entsprechenden Selbsttäuschungen des Ehrgeizes,

der Begierde und der Hoffnung. Aber noch keiner hat bisher ein endgültiges Argument zu finden gewußt, diesen, seit den Anfängen der Welt geführten ewigen Kampf der Interessen zu entscheiden und wird es auch jemals! Und so gleicht der Mensch dem Pferde, das das Rad der Mühle in Bewegung setzt, indem es ständig um dasselbe im Kreise herumlaufen muß; je nachdem dieses Interesse oder jenes vorwiegt, je nachdem diese oder jene Illusion, Ambition oder Aspiration mehr Gewalt hat, hält er für ein Gut Fortschritt und Zivilisation, für ein Übel Verfall und Barbarei, bald die Freiheit und bald wieder die Autorität, bald den Reichtum und bald wieder die Armut, bald das Wissen und bald wieder die Unwissenheit, bald den Prunk und bald wieder die Einfachheit, bald das erregte und bald wieder das ruhige Leben. Sie glauben nicht, lieber Rechtsanwalt, daß wir Moslems werden könnten? Doch warum eigentlich? Zeiten, in denen Wagemut, Kühnheit und Rührigkeit herrschen, weil in ihnen einige kleine Oligarchien die Oberhand haben, folgen immer die Zeiten, in denen der mittlere Durchschnitt seine Gesetze diktiert und seine Vorzüge, wie seine Tugenden, wie seine Laster aufzwingt. Mögen Sie nun nennen wie Sie wollen: Einfachheit, Zufriedenheit, Mäßigung der Begierden und Bescheidenheit des Besitzes. Ganz wie bei den Moslems. Das Leben schwankt wie ein Pendel von einem Gegenteile zum anderen, sind doch die Urteile über die Eigenschaften der Dinge durchaus anfechtbar und das Gute wird zum Übel, das Übel zum Guten, wenn die Interessen sich eine kaum nennenswerte Mühe geben, sie ineinander zu bringen. Weshalb und auch zu wessen Nutzen sollte dieser Rhythmus ‚sine die' verschoben werden? Wenn Sie sich erinnern, Cavalcanti: der Mensch gleicht dem in das sich drehende Rad eingeschlossenen Pferde; es läuft hin und her, schwitzt, schnaubt, plagt sich, glaubt bergauf und bergab zu traben und bleibt doch immer

an derselben Stelle, von der aus es sich zuerst in Bewegung setzte, und der zurückgelegte lange Weg und die schwierigen Aufstiege und die halsbrecherischen Abstiege waren alle nur Traum und Einbildung!“

„Aber dann würde ja,“ warf unvermittelt der Admiral dazwischen, „das Leben eine bloße, lediglich von unseren Interessen, d. h. von unseren Leidenschaften eingegebene, ins Unermeßliche gesteigerte Halluzination sein!“

„Ja, von unseren Interessen,“ fiel Rosetti ein, „die in Wahrheit nichts als vergängliche und wandelbare Augenblicksinteressen sind, während sie als Ewigkeitsprobleme in der allgemeinen Auffassung gelten und die verschiedenartigster und widersprechendster Natur sind, in einer Menschheit, von der jedes einzelne Wesen auf seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit pocht. Das ist ja doch jenes gemeinsame Ziel, auf das fast die sämtlichen neueren Philosophien lossteuern. Es folgt hieraus, daß das Leben in Wahrheit ein beständiges Werden ist, während es allgemein für ein ewiges Sein angesehen wird. Alles ist Interesse und damit Illusion, wie ja zunächst gleich die Vorstellung von Raum und Zeit!“

Hier war die Bestürzung des Admirals so groß, daß er einfach dazwischen rief:

„Wie? Auch Raum und Zeit sollen bloß von den Interessen erfunden sein? Das glaube, wer kann!“ *)

Einen Augenblick versank Rosetti in Nachdenken, um alsbald die Uhr hervorzuziehen und zu bemerken:

„Es fehlen nur noch wenige Minuten und es bricht Mitternacht an! Wollen wir nicht unser Gespräch auf morgen vertagen?“

---

*) Anmerkung des Bearbeiters: Wir sehen in den vorhergehenden Ausführungen in Ferrero einen überzeugten Vorläufer der bekannten Einsteinschen „Relativitätstheorie“.

Rosetti verabschiedete sich. Kaum aber war er draußen, als Alverighi sogleich in trockenem und bestimmtem Tone erklärte:

„Der ist vollkommen übergeschnappt!“

Der Admiral und Cavalcanti schwiegen und auch ich zog es vor, zunächst lieber nichts zu sagen. Ich kannte Rosetti von früher her als einen unabhängigen Denker, einen Freidenker, der in Gemeinschaft mit so manchen Forschern älteren Jahrganges weit eher dem Positivismus zuneigte; so mußte er seine Ausführungen offenbar ironisch meinen, wie er es so gern und so häufig pflegte. Aber der Ton, in dem er sprach, schien doch so ernst und so bestimmt, ja geradezu so leidenschaftlich! Immerhin hatte ich ihn bisher ein ganzes Halbjahr lang nicht gesehen; vielleicht hatte er sich auch, wie so manch anderer, in der Zwischenzeit zu der gegenwärtig allgemein geltenden Philosophie gewandelt. Wir vertrampelten uns noch ein paar Minuten gemeinschaftlich, ohne ein Wort fallen zu lassen, bis ich schließlich mit Bestimmtheit erklärte, Rosetti scherze natürlich nur.

„Mag er im Ernste oder im Spasse sprechen, ganz gleich!“ warf Alverighi kurz und bündig ein. „Ich für meinen Teil werde mich nie dazu verstehen, zuzugeben, daß die Menschen einverstanden sein sollten, sich in Armut zu bescheiden, wo sie reicher sein können. Vermögen Sie sich wirklich in unserer Zeit einen wiederauferstandenen heiligen Franziskus vorzustellen, der nicht unter Polizeiaufsicht, in Zwangshaft oder wohl gar auch im Irrenhause endigen würde?“

„Ich glaube umgekehrt,“ warf Cavalcanti ein, „es müßte der Vernunft gar nicht so schlecht anstehen, sich manchmal etwas zu demütigen und etwas Buße zu tun in Gemeinschaft mit allen Begierden und Eitelkeiten unserer Zeit. Es steckt doch wohl in diesen Ideen ein guter Kern.

Was mich stört, ist allein diese Theorie des Interesses. Eine interessierte Schönheit! Ja, selbst eine interessierte Wahrheit! Ich muß diesen Gedanken immer wieder durchdenken; ich kann mich nun einmal nicht völlig davon überzeugen lassen, aber ich weiß ihn auch umgekehrt nicht entscheidend zu widerlegen. Es bleibt das ein Rätsel, das ich, glaube ich, wohl niemals restlos lösen können werde."

„Und da ist es doch wohl interessant," fügte ich hinzu, „daß diese Theorien von dem denkbar uneigennützigsten aller Menschen aufgestellt worden sind."

VII.

Am folgenden Morgen, einem Montag, weckten mich in aller Frühe dumpfe Klatschlaute, als ob es sich um das Murmeln eines Baches handle.

„Es regnet wohl im vollen?" fragte ich mich unwillkürlich, als mich das Geräusch aufweckte und meine sich öffnenden Augen bei dem noch herrschenden Halbdunkel der ersten Dämmerung zunächst noch nichts deutlich unterscheiden konnten.

Doch bald erkannte ich, daß offenbar die Seeleute das Schiffsdeck abwuschen. Es mußte also eben erst der Tag angebrochen sein. Ich öffnete meine Kabinenluke. Drüben im Osten wurden schon zwischen ein paar noch in Dunkel gehüllten, doch schon rötlich durchschimmernden Wolken die vorläufig nur erst einen ersten Lichtstrahl durch einen Spalt durchlassenden Feuertore der in Purpurgold schwimmenden Morgenröte auf dem noch im Schlafe liegenden und nebelgrauen Weltmeere sichtbar. Ich schloß nun das Fenster wieder, um doch wenigstens den Versuch zu machen, vielleicht noch einmal einzuschlummern, doch vergebens! Und so entschloß ich mich denn bald, lieber den herrlichen Morgen zu genießen und im gleichen Augenblick mit dem ewigen Welterwecken mich zu erheben. Als ich auf das

verlassen daliegende und in den von den Seeleuten aus vollen Eimern ausgegossenen Mollen Wassers schwimmende Deck trat, hatten sich die Tore der Morgenröte nunmehr bereits weit aufgetan und die Sonne war schon aufgestiegen und hatte sich schon in ihr leuchtendes Purpurgewand gehüllt, um damit das ganze Firmament zu überstrahlen. Von diesen Strahlen getroffen, glich der Ozean einem stillen und friedlichen riesigen Landsee, der in saphirenem Blau funkelte und nur in der Mitte den kreisrunden feuerglühenden roten Widerschein der Sonnenscheibe zeigte. Der junge Tag erfüllte die Luft mit seinem so sanft schimmernden Lichte und zugleich mit der Luft Augen und Seele und die „Cordova" schien ihren schwarzen Rauch noch einmal so fröhlich herauszustoßen und sich noch viel schneller als sonst zu bewegen, als ob sie die von ihr durchfahrene Welt gleich einer neu geborenen empfände und darüber jauchzte, nun endlich aus der tiefen nächtlichen Finsternis in die himmlische Glückseligkeit des frischen strahlenden Morgens zu gelangen. Mich erfaßte, ich wußte nicht woher, ein plötzliches Verlangen nach Poesie und so kehrte ich in meine Kabine zurück, um mir eine Gedichtsammlung von Olindo Malagodi zu holen, die sich in der kleinen Reisebibliothek befand, die ich, Alverighis Beispiel folgend, mitgenommen hatte und mich von neuem auf das vereinsamte Promenadendeck zurückzuziehen, um hier angesichts des weiten Meeres, des saphirblauen Himmels über mir und des glühenden Feuerkreises inmitten des Wasserspiegels vor mir und bis auf die Seeleute, die halb nackt und barfuß noch gerade die letzte Hand an ihre Aufräumungsarbeit legten, mutterseelenallein ausschließlich meinem Dichter zu leben und mich wieder einmal in seiner Gesellschaft in jene fremdartige Natur zu verirren, die er mit seiner eigentümlichen Originalität und seiner nur von wenigen erreichten lebhaften Phantasie und Gestaltungskraft sowie seiner mir so wohl kaum

bei einem anderen der zeitgenössischen Dichter bekannten erhabenen pantheistischen Einfühlungsfähigkeit zu beleben und in so scharfen Umrissen und so lebendigen Farben zu malen gewußt hat, daß sie uns in voller Leibhaftigkeit und Lebenswahrheit in seinen Dichtungen vor Augen tritt. Es durchbebte mich, an meinem Ohre die linden Lenzeslüfte vorüberziehen zu hören, die mit lautlosem und geheimnisvollem Geflüster jene fernen unbekannten Wälder durchrauschten:

Es wurde mir die ewige Stimme des Lebens vernehmlich. wenn ich an denselben Ohren das lebendige, rastlose, sanfte Gemurmel der in den tiefsten Waldesgründen versteckten Quellen vorüberziehen hörte.

Aus diesen morgendlichen sonnenhellen Lenzeslüften zog mich die Muse mit der ganzen ihr innewohnenden Gewalt hin zu den bleichen Gespensterschatten der langen Winternächte.

An den Mond *).

Ich versenkte mich immer wieder in den ewigen Kreislauf des kosmischen Lebens:

Weltenleben.

Ich las wieder einmal und immer von neuem die beiden Gedichte „Der Hochgesang vom Strome“ *) und „Titanenfreuden“.

Titanenfreuden.

Eine eigenartige ursprüngliche Dichtkunst, in der sich Phantasie und Wirklichkeit mischen und ständig abwechseln, in der die Betrachtungen über das Leben in den bunteren Landschaftsbildern zum Ausdruck kommen und in der eine Melodie ungewohnter Rhythmen lieblich und etwas verhüllt die halb lyrischen und halb philosophischen tiefen

*) Anmerkung des Bearbeiters: Wohlbewußt oder unbewußt an Goethes oder wohl auch an Klopstocks gleichnamige Ode angelehnt.

Phantasien eines Geistes begleitet, der sich in alleiniger Gesellschaft mit sich selbst einsam in die unendliche Natur zurückgezogen hat! Schon immer wieder flüchtete ich mich zu dieser eigenartigen Dichtung, um sie bis in ihre zartesten Farbentöne und Schattierungen zu genießen, zurück, so oft ich in mir das Verlangen fühlte, mich zu sammeln und ein Stündchen außerhalb der nackten Wirklichkeit und über sie hinaus zu verträumen, doch an jenem Morgen war der Genuß wohl noch stärker und reiner, als er jemals zuvor gewesen war. In diesem Augenblicke fühlte ich erst wahrhaftig, wie recht Rosetti hatte, wenn er meinte, daß unsere Seele für gewöhnlich, wenn sie ein Kunstwerk bewundert oder zu bewundern glaubt, mit vorgefaßten Meinungen, Vorurteilen der Schule, Vertretungen bestimmter Interessen und Parteistandpunkte und Trieben der Selbstsucht und Eitelkeit, die der reinen Schönheit den freien Zutritt zu ihr sperren, bis zum Übermaß belastet und vollgepfropft sei. Aber auch ich fühlte, daß das gewiß etwas wirre und grobe Wort des Advokaten aus Rosario doch eine tiefe Wahrheit in sich berge; der Mensch könnte in der Tat seine Seele von diesen qualvollen Hemmungen befreien und sein Interesse für die Kunst verlieren, wie er sich ausgedrückt hatte, könnte fühlen anstatt zu vernünfteln, wie auch Cavalcanti gemeint hatte, könnte sich mit geschlossenen Augen von dem lebendigen und unwillkürlichen Genusse fortreißen lassen, ohne dabei stehen zu bleiben, ihn mit einem scharfen und bestimmten Urteil zu rechtfertigen und sich dann versucht zu fühlen, dieses Urteil wieder aufzuheben, und könnte schließlich frei genießen und die anderen genießen lassen, wie es ihnen gefiele. War das nicht gerade der Seelenzustand, in dem ich mich damals befand? Und ich fühlte mich gleichzeitig so wohl — vielleicht auch darum, weil ich in solcher Frühe aufgestanden war, statt mich noch lange in der engen Kabine in meinem Bette zu strecken —, daß ich mich so-

zusagen in dem Zustande der Gnade zu befinden glaubte. Von der Morgenschönheit und der Dichtung berauscht, gab ich mich meinen Gedanken und Träumereien hin; ich sah, die materiellen Interessen trübten nicht nur die Schönheit, sondern sogar auch die Wahrheit, die Gerechtigkeit und das Gute; das war der schon am fernen Horizonte lange im voraus sichtbare Schluß in dem weitschweifigen Vortrage von Rosetti; der Mensch müsse mithin streben, sich möglichst von den weltlichen und gesellschaftlichen Interessen nicht allein in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft und in der Moral zu reinigen und sich bemühen, ganz und gar mit dem Leben in unmittelbare Fühlung zu treten und immer wieder zu seinen frühesten und lautersten Bornen zurückzukehren, um sich an ihnen satt zu trinken. Das konnte allein der Schluß sein, auf den es Rosetti von lang her abgesehen hatte, das und kein anderer, und es ist ja wohlweislich der Schluß, zu dem auch das gesamte übrige zeitgenössische Denken von so vielen Seiten aus hinstrebt. Doch wie und auf welchem Wege? Welche unter den mancherlei Straßen, die zu den klaren und lauteren Quellen des Lebens zu führen scheinen, würde wohl unser Führer einschlagen?

Aber während ich noch so auf dem Promenadendeck hoch oben nichts ahnend dahinträumte, nahm ich in einem Augenblicke, wo ich so gerade in meinen schönsten Phantasien schwelgte, Orsola wahr, jene Sizilianerin, die sich als das Opfer der sinnlichen Leidenschaften des Verwalters von Sao Paulo ausgab. Sogleich schickte sie einen Matrosen zu mir, um mir sagen zu lassen, daß sie mich zu sprechen wünsche. Ich stieg zu ihr herab, um nun, wie so oft schon, auch jetzt wieder einmal ihre Schicksalsanklagen über mich ergehen lassen zu müssen und sie erzählen zu hören, wie ihr Gatte, der nicht gerade mit zu viel Verstand gesegnet gewesen sei, allmählich die wenigen Kröten verzehrt hätte, die ihm, der vom Morgen bis tief in die Nacht in der Gesell-

schaft eines Antonio und jenes Frauenzimmers spielte und zechte, schließlich noch geblieben seien. Unter jenem vorgeblichen „Frauenzimmer“ wollte sie natürlich Magdalena verstanden wissen. Ich widersprach dem aufs lebhafteste, indem ich ihr erklärte, daß Magdalena eine arme Kranke in größter Not sei.

„Aber Sie wissen nicht, Herr Professor . . .“

Und, vorsichtige Blicke um sich werfend, berichtete sie mir leise, als ob sie ein Geheimnis zu enthüllen hätte, Magdalena habe, während sich ihr Mann in Amerika aufgehalten habe, einen unehelichen Knaben aus einem Liebesverhältnis zur Welt gebracht.

„Woher wissen Sie denn das? Wie haben Sie das erfahren? Und wer hat es Ihnen gesagt?“ fragte ich etwas überrascht.

„Ach, alle auf dem Schiffe wissen das! Und alle halten Antonio damit zum besten!“

Sie bat mich nun, mich bei Antonio ins Mittel zu legen und ihm zu sagen, er solle nicht mehr ihren Mann verführen, mit ihm zu spielen. Schließlich aber fragte sie mich noch, ob denn das umlaufende Gerücht wahr sei, daß jene Dame, die mit uns reise und die angeblich die reichste Frau aus ganz Amerika sein solle, einen namhaften Betrag an alle ärmeren Fahrgäste verteilen lassen wolle. Sogleich strafte ich das dumme Gerede Lüge, um nun, wirklich etwas ärgerlich darüber, wieder hinaufzugehen und mich nur zu fragen, durch welchen Kanal wohl sogar auch die Fahrgäste des Zwischendeckes von dem Fehltritt Magdalenas und den Milliarden der Frau Feldmann erfahren hätten. Ein wenig später traf ich Doktor Montanari, der mir eine eigenartige Nachricht brachte: seit vierundzwanzig Stunden sei Magdalena das reine Lamm geworden, sie folge ganz willig allen seinen Vorschriften und habe weder den Krankenraum noch auch nur ihr Bett verlassen; Antonio aber habe sich schließ-

lich nicht nur überzeugt, daß seine Frau ernstlich erkrankt sei, sondern erzählte jetzt sogar überall auf dem Schiffe herum, daß seine arme Magdalena verkauft und verraten sei und kaum noch lebend bis Genua kommen würde.

„Er behauptet, es hätte ihm das Ihre Frau gesagt! Cose da pazzi! Wer verstehen will, was alles die souveräne Majestät des Volkes ständig in ihrem dicken, harten Schädel ausheckt, anzettelt und zusammenbraut, der ist ein ganz elender Prahler, weiter gar nichts!“

Auch mir schien dieser unvorgesehene Rollenwechsel Antonios recht seltsam und ich teilte darum meine Neuigkeit zugleich mit den vertraulichen Mitteilungen von Orsola meiner Frau mit. Diese aber ging sogleich zu dem Krankenraum hinunter, um Magdalena aufzusuchen. Sobald ich allein war, nahm ich wieder meine Lektüre der Malagodischen Gedichtsammlung auf, um alsdann einen Rundgang über die beiden Decke zu machen und auf dem oberen Promenadendeck am Steuerbord den Admiral, Cavalcanti und Alverighi zu finden, wie sie, auf Korbsesseln im Kreise sitzend, eifrig dabei waren, sich mit der Streitfrage vom vorhergehenden Abende zu beschäftigen, einer Streitfrage, an die ich schon am nächsten Morgen nicht mehr gedacht hatte, wurde ich doch durch Malagodis Muse, die Schönheit des Sonnenaufganges und die Klatschereien Orsolas und des Doktors viel zu sehr davon abgelenkt. Dieselbe Streitfrage aber hatte umgekehrt meine Gefährten so tief erregt, daß sie auch, nachdem sie darüber bereits eine ganze Nacht geschlafen hatten, noch immer mit einer gewissen Leidenschaft davon sprachen.

„Daß die Menschen jemals wieder sich dazu verstehen sollten, ihre Reisen entweder zu Fuß oder im Postwagen oder auch zu Pferde oder auch wohl auf dem Segler zu machen,“ meinte Alverighi, „mit einem Wort, daß die Menschen einmal wieder einfacher leben sollten, ja, das

möchte wohl schon manch einer wünschen. Doch was sollten wohl solche Gedanken? Fort damit! Es sind das Dinge, die selbst nicht einmal mehr vorstellbar sind."

„Aber warum denn?" entgegnete Cavalcanti, nachdenklich mit dem Ellbogen seines rechten Armes auf die Lehne des Sessels gestützt und mit einer geballten Faust unter dem Kinne. „Warum sollte der Mensch nicht ein Recht haben, zwischen Reichtum und Armut, zwischen Prunk und Einfachheit, zwischen beständiger Bewegung und seßhafter Ruhe zu wählen, gerade wie er ein Recht hat, zwischen Romantik und Klassizismus, Idealismus und Materialismus zu wählen?"

„Wissen Sie aber auch," entgegnete Alverighi nunmehr, „was an dem Tage eintreten würde, an dem die Menschen nicht mehr so, wie sie es doch heute tun, ohne sich auch nur eine kleine Atempause zu gönnen, rennen und schießen, arbeiten und schuften, aber auch wieder genießen und schlemmen wollten? Wissen Sie es auch? Es würden sich die Werkstätten schließen und die Städte leeren! Ja, wer würde wohl dann noch selbst die Äcker bestellen und zu welchem Preise wären sie wohl dann noch verkäuflich? Die Schiffe würden in den Häfen verrosten und die Banken . . ."

Achselzuckend fiel ihm Cavalcanti ins Wort:

„Wenn sich aber die Menschen eines Tages überzeugen werden, daß sie dadurch glücklicher sein könnten . . ."

„Wann, meinen Sie wohl, sollte das sein? Vielleicht nach dem allgemeinen Bankrott der Welt?" entgegnete Alverighi ganz außer sich.

Doch Cavalcanti hatte keine Zeit mehr zur Erwiderung, da der Admiral sich ins Mittel legte und in gebieterischem Tone mit den Worten dazwischenfuhr:

„Lassen wir doch ruhig eine so katastrophale Hypothese beiseite! Doch, daß heute die Menschen zu viel

schwenden und schwelgen, möchte allerdings auch ich meinen. Was soll es beispielsweise, wie wahnsinnig um unseren Planeten zu jagen? Wer nur jagt, um zu jagen, von dem kann ich nicht recht einsehen, worin der weiser sein soll als derjenige, der immer ruhig zu Hause bleibt, um sich nur ja nicht einmal zu bewegen! Aber was mir nicht in den Sinn will, ist das, was Rosetti von der Wissenschaft sagt. Wie? Das erhabene Gesetz vom Fortschritt sollte eine bloße Laune von uns sein? Wir sollten zu seiner Aufstellung nicht berechtigt sein? Wir, die wir noch vor drei bis vier Jahrtausenden von unwissender, zitternder, sklavischer Furcht vor Geistern und Göttern uns beherrschen ließen, mit denen unsere verängstete Phantasie die ganze Natur bevölkert hatte? Dann ist wohl der Himmel das große Puppentheater, in dem uns großen Kindern, die wir Menschen noch immer sind, die Planeten ausschließlich zu unserem Vergnügen was vorzutanzen haben? Was soll aber erst diese andere Sache mit dem Raume und der Zeit bedeuten?"

„Zeit und Raum bilden die Säume des Schleiers der Maja," erklärte mit einer gewissen Feierlichkeit Cavalcanti.

Doch das erste Glockenzeichen zum Frühstück erschallte und so mußten wir unsere Unterhaltung abbrechen und wollten schon auseinander gehen, als meine Frau von dem Krankenraum zurückkam und mir noch rasch zwischen erstem und zweitem Glockenzeichen in aller Kürze berichtete, daß Magdalena bettlägerig sei, aber heilfroh, daß ihr der Arzt schließlich doch Medizinen verabreicht hatte und diese ihr sehr wohl getan hätten und daß sie auch hoffe, noch ehe sie Genua erreichen würden, wieder gesund zu sein. Sie sei allerdings, als gefügiges Eheweib, wie sie immer war, nicht sowohl den Anordnungen des Arztes als denen Antonios gefolgt, der aber gerade damals aus Gott weiß welchem Grunde seine Ansicht gewechselt hätte. Sie hätten lange zusammen geschwatzt; Magdalena

habe auch gefragt, ob Frau Feldmann wirklich beabsichtige, allen Auswanderern eine Zuwendung zu machen, um dann zum Schlusse mit ihr über Orsalo zu sprechen. Orsola sei nach Magdalenas Ansicht ein faules, zu nichts gutes, boshaftes und ränkesüchtiges Weib, die sich den ganzen Tag damit die Zeit vertreibe, mit endlosen Klatschereien unter ihren Fahrtgenossen Böses zu stiften; sie sei aus Amerika wegen übermäßiger Schulden ausgerückt. Niemand an Bord sehe sie gern! Von den Nachstellungen jedoch, die Orsola angeblich von dem Verwalter zu Sao Paulo erfahren haben sollte, wußte Magdalena nichts, ein Zeichen, daß sie davon jedenfalls nicht mit ihren Fahrtgenossen sprach. Wohl aber hatte Magdalena zu erzählen gewußt, daß sie mit einem jungen Arbeiter aus den Abruzzen kokettierte und liebäugelte, und zwar nicht zu knapp.

Dieser Bericht, so gedrängt wie er war, machte natürlich auf mich lebhaften Eindruck. Doch schon rief uns das zweite Glockenzeichen zum Frühstück. An der Tafel fanden wir Rosetti wieder, der des Morgens in der Kabine geblieben war, um, wie gewohnt, seine Reiseaufzeichnungen zu machen. Sogleich bat ihn der Admiral, ihm doch noch erklären zu wollen, welches Interesse denn die Menschen zu der von ihm angenommenen Erfindung von Raum und Zeit treiben könne.

„Sie haben gewiß," entgegnete Rosetti, „in der Seeschule Geometrie getrieben, doch Sie haben sie, wie Sie selbst zugeben werden, zu dem besonderen Zwecke getrieben, gewisse Operationen Ihres Handwerks ausführen zu lernen. Sie haben sie also nicht ohne ein bestimmtes Sonderinteresse getrieben. Nicht als ob Sie das so allein machten! Die anderen machen das ganz ebenso! Und auch ich habe das stets so gemacht, so lange ich nur irgend im Polytechnikum zu Buenos Aires Mathematik und Physik doziert und drüben den Ingenieurberuf ausgeübt habe. Als ich aber mit fünf-

undvierzig Jahren wieder nach Europa zurückgekehrt bin, habe ich das Studium dieser beiden Fächer noch einmal ganz von vorn aufgenommen, und zwar nun nicht mehr zur Erwerbung von Reichtümern, Ehren, Ruhm oder einer einflußreichen Stellung, sondern so um des bloßen Zeitvertreibes willen, d. h. also mit anderen Worten ohne jede Art von Sonderinteresse. Und wissen Sie auch, was mir da begegnete? Eines schönen Tages entdeckte ich, daß es außer der euklidischen Geometrie noch gar viele andere Geometrien gab, deren Erfindung natürlich wieder einmal Deutschland zu verdanken war, eine Geometrie, die sich beispielsweise erlaubte, von einem Punkt aus nicht etwa bloß eine einzige, sondern gleichzeitig mehrere Parallelen zu einer gegebenen Geraden zu ziehen, und eine andere, die zwischen zwei Punkten ebenfalls nicht etwa bloß eine einzige, sondern eine unendliche Zahl von geraden Linien zu ziehen! Welche von diesen verschiedenen Geometrien nun ist die wahre? fragte ich mich nun, von einem kalten Schauer bei der Vorstellung überlaufen, etwa in Argentinien eine falsche Geometrie gelehrt zu haben! Auch diesmal wieder war es Henri Poincaré, der mich aus der Verlegenheit befreite und mir die Augen öffnete. Henri Poincaré nämlich hat gezeigt, daß die Geometrie ein Tempel logischer Notwendigkeit ist, der zwar wundervoll aufgebaut, doch dazu bestimmt ist, auf ewig leer zu bleiben. Um etwas landläufiger zu sprechen: die Lehrsätze der Geometrie sind an sich weder wahr noch falsch; sie sind weiter nichts als ganz willkürliche Fortsetzungen und jede Geometrie kann sie ganz nach Belieben, wie sie will, auswählen, ohne irgend eine andere Verpflichtung als die, zu untersuchen, welche Folgerungen aus einem solchen Satze, wenn er erst einmal als wahr angenommen ist, zu ziehen sind. So gibt es mithin letzten Endes weder an sich wahre noch an sich falsche Geometrie, wohl aber solche Geometrien, die für bestimmte Zwecke

mehr oder weniger bequem sind. So dient die euklidische Geometrie zur Landmessung und zur Maschinenkonstruktion und so hatte ich gut daran getan, sie zu Buenos Aires in einer technischen Hochschule zu lehren. Die anderen Geometrien nützen umgekehrt einem, der etwa Universitätsprofessor, Mitglied der berühmtesten europäischen Akademien und womöglich gar Senator des Königreiches Italien werden will. Da ich keinerlei Ehrgeiz solcher Art kannte, fühlte ich mich auch nicht verpflichtet, über irgend eine dieser Geometrien Vorlesung zu halten. Dank dem mir von der argentinischen Regierung bewilligten Ruhegehalte und meiner Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit konnte ich also nunmehr in einem Gefühle der Erhabenheit über alle Geometrien, d. h. in jenem höchsten Gefühle der Erhabenheit leben, das mir wie ein Vorrecht der Götter erscheint: dem Gefühle der Erhabenheit über den Raum!"

„Aber dann stünde es ja mit der Geometrie," entgegnete der Admiral in einem einigermaßen ironischen Tone, „ganz ähnlich wie mit der Philosophie des Krieges. Sie wissen, was das bedeutet: Philosophie des Krieges? Wenn ein Krieg beendigt ist, beeilt sich alles um die Wette, den Besiegten zu erklären, weshalb sie wohl nur besiegt worden seien. Die Priester sagen, sie seien besiegt worden, weil im Lande fromme Gottesfurcht immer mehr zurückgehe, die Schulmeister sagen, weil es zu viel Analphabeten gäbe, die Mechaniker, weil die Kriegswerkzeuge nicht genügend vervollkommnet seien, die Gelehrten, die Dichter, die Künstler, weil der Staat der Literatur, den Wissenschaften und den Künsten zu wenig Ehre erweise! Jeder findet einen Grund oder treibt, um es anders auszudrücken, Wasser auf seine Mühle."

„Das stimmt tatsächlich!" entgegnete Rosetti. „Zum mindesten, solange wir nicht dazu gelangt sind, wenigstens Raum und Zeit ohne jedes Sonderinteresse zu betrachten.

Denn selbst die Zeit — geben wir uns keinen Illusionen hin — ist eine Erfindung des Sonderinteresses. Der Mensch hat sich eingebildet, sie messen zu können, indem er sie in Bewegung umzusetzen suchte. Doch wie ist er dazu gelangt? Indem er annahm, daß das Pendel in einer gleichen Zeit immer gleiche Schwingungen oder wenigstens eine gleiche Zahl Schwingungen vollziehe. Aber wir nehmen das einfach bloß an, und zwar darum, weil es uns so bequem ist; denn täten wir das nicht, könnten wir uns überhaupt keinerlei Stelldichein mehr geben. Doch wir tun das ohne jede Art Probe oder Beweis. Um diese bloße Annahme als eine Wahrheit zu erweisen, müßten wir vor allem feststellen, daß die Schwankungen des Pendels wirklich immer gleich sind. Doch wo findet sich das Maß, mit dem wir dies feststellen könnten? ‚In der Rotation der Erde!' werden Sie mir natürlich alle zurufen. Gewiß, zwei Zeiträume, in denen sich die Erde in einem gleichen Winkel, den wir astronomisch messen können, um ihre eigene Achse gedreht hat, sagen wir, sind gleich. Doch wenn wir nun noch einmal annehmen, daß die Rotationsbewegung der Erde sich weder jemals beschleunige noch verlangsame, eine wieder recht wohlfeile Annahme, deren Beweis uns nur durch Messung der Bewegung der Erde mit der Uhr in der Hand möglich ist, woher sind dann umgekehrt die Uhren zu nehmen, deren Bewegung selbst wieder überhaupt erst nach der Erdrotation zu messen ist? Mit einem Wort, wir müssen unsere Uhren an der Bewegung der Erde und die Bewegung der Erde an unseren Uhren kontrollieren, ein geradezu kindischer Circulus vitiosus, ein Trugschluß, wie man ihn sich schöner nicht leisten kann. Wie dumm ist der Mensch *) doch! Nein, es

*) Anmerkung des Bearbeiters: Eine scharfsinnige Ergänzung zu den klassischen Dokumenten der Dummheit des Homo sapiens in Charles Richets Abhandlung „Der Mensch ist dumm!" in meiner deutschen Bearbeitung. Verlag Neues Vaterland Berlin 1921.

gibt gar nicht Uhren, die gut gehen, und andere wieder, die schlecht gehen, außer für die Uhrmacher, die sich rühmen, sie zu regulieren verstehen und die von diesem Vorurteil der Menge leben. Wer sich aber über diesen so gemeinen Zeitbegriff hinwegsetzt, wird zu einem wahren Halbgott in ewiger Jugendblüte, weiß er doch, daß er dann überhaupt nicht mehr altern kann, da ja das Alter, genau wie die Zeit, nichts weiter als eine Illusion ist."

Lächelnd schloß Rosetti. Wir anderen aber brachen insgesamt in ein stürmisches Gelächter aus, selbst der sonst so ruhige Admiral.

„Ach!" rief er aus. „Wie gern möchte ich mich in meinem Alter von dieser schönen Wahrheit überzeugen lassen! Doch, Gott sei's geklagt, es will mir nun einmal nicht gelingen!"

„Warum?" versetzte Rosetti. „Nun, weil auch Sie interessiert sind!"

„Woran sollte denn aber i c h ein Sonderinteresse haben, vermöge dessen eine so beglückende Überzeugung nun einmal bei mir nicht aufkommen kann? Welches Sonderinteresse habe ich beispielsweise daran, nicht glauben zu wollen, daß die Geometrie falsch sei und sie meinerseits für wahr zu halten? Ich verdiene nichts damit und bin auch kein Professor der Mathematik!"

„Unter diese Interessen," entgegnete Rosetti, „ist natürlich auch jenes zähe Festhalten an den gleich mit unserer ersten Erziehung uns eingepflanzten Ansichten zu rechnen! Auch sind Sie ja Anhänger von Auguste Comte!"

Der Admiral antwortete nichts und Cavalcanti wiederholte noch einmal halblaut seine frühere Bemerkung:

„Zeit und Raum bilden die Säume des Schleiers der Maja!"

Es war das zweite Mal, daß Cavalcanti diese Maja erwähnte.

„Sie haben sicherlich heute Morgen das Buch von Vivekananda gelesen?“ bemerkte ich neugierig forschend.

Er lächelte und berichtete, er habe sich gestern Abend als einer der ersten mit einem von Rosettis langen Reden noch vollgepfropften Schädel in die Kabine zurückgezogen und, als er nicht gleich einschlafen konnte, in dem Buche von Mrs. Eddy geblättert, es aber äußerst langweilig gefunden und nach ganz kurzer Zeit wieder weggeworfen, um sogleich noch schnell in das ihm gleichfalls von Frau Yriondo geliehene Buch des indischen Philosophen ein paar flüchtige Blicke tun zu wollen. Er habe sich dann aber für dieses Buch Seite für Seite mehr interessiert, sich immer tiefer in dasselbe versenkt und schließlich über demselben bis zum Morgengrauen wach geblieben mit der Einbildung, hoch über seinem Haupte eine unsichtbare holde Stimme während der Nacht die Reden des Herrn Rosetti bis zum endgültigen Schlusse fortsetzen zu hören und sich von ihr durch die Irrgänge des höchsten und letzten leuchtenden einfachen Mysteriums der Wahrheit geleitet zu fühlen, an das so manche Geister nach tausend Irrungen durch einen reinen Zufall gelangen! Welches war nun der Schluß aller jener unzähligen Gespräche über Schönheit, Wahrheit, Fortschritt, Bildung, Barbarei, die wir so häufig so endlos ausgedehnt hatten, ohne doch jemals darüber einig werden zu können, wie auch nur ein einziges unter all diesen so verschiedenartigen Dingen zu definieren sei? Nun, er lautete: Jedes einzelne Ich bildet das Maß aller Dinge. Die Welt ist also an und für sich nicht so, wie wir sie sehen, und wir sehen sie umgekehrt auch nicht so, wie sie ist, sondern jeder einzelne sieht sie so, wie er sie gerade gerne sehen möchte. Das ist auch die Grundlage, auf der sich die gesamte Lehre der Veden aufbaut, die jedoch diese Grundlage bis in ihre letzten Konsequenzen ausbaut und so den Satz aufstellt: Alle haben recht, alle aber haben auch gleichzeitig ebenso unrecht.

Jedes Ding ist gleichzeitig groß und gleichzeitig klein, ist gleichzeitig gut und gleichzeitig schlecht, gleichzeitig schön und gleichzeitig scheußlich. Jede Wahrheit ist gleichzeitig falsch und jede Lüge umgekehrt auch gleichzeitig wahr. Laster und Tugenden, Schuld und Unschuld, Ehre und Ehrlosigkeit, Licht und Finsternis, Reichtum und Armut, Leben und Tod, kurz jenes unendliche vielgestaltige Bild der Welt, das unsere Augen zu erblicken glauben, ist nichts weiter als Schein, Illusion, Blendwerk, und der Mensch enthüllt schließlich dieses so bittere Trugspiel in seiner ganzen Verlogenheit und überwindet nach tausend Strapazen und Gefahren die schlauen Fallen und Hinterhalte, die ihm durch dieses bunte Blendwerk gestellt und gelegt werden, spielend, sobald er erst einmal zu begreifen anfängt, daß ähnlich wie die Wogen in ihrer Vielheit und Mannigfaltigkeit doch immer wieder in der Einheit des so unendlichen Weltmeeres aufgehen und verschwinden, so auch die bunte Unendlichkeit der Welt sich mit der ständig ruhenden und unbeweglichen Ewigkeit des Universums verschmilzt, in jedem ihrer Teile und Glieder sich selbst gleich und deshalb unsterblich und folglich auch ungetrübt und schmerzlos frei von Tod und leidenschaftslos, ein ruhig daliegender See ewiger Glückseligkeit, ein stilles Meer unendlicher Ruhe und völliger Einheitlichkeit, formlos und unveränderlich und so gänzlich vollkommen!

Alle diese Dinge sprach Cavalcanti in einer gewählten schönen Sprache und mit einem wunderbaren Feuer von Leidenschaft. Doch Alverighi brach in ein geradezu freches, schallendes Hohngelächter aus und rief:

„Die Moral von der Geschichte: Ein roter Heller und eine volle Million gelten also bei euch dasselbe; der Unterschied ist also nur eine Illusion!“

„Sie gelten nach Vivekananda allerdings dasselbe!“ entgegnete Cavalcanti, ohne sich irgendwie aus der Ruhe

bringen zu lassen. „Allerdings nur für den Weisen, der im Besitze der höchsten Weisheit ist!“

„Ich für meinen Teil,“ gab der andere zurück, „möchte lieber einen Hektar guten Ackerlandes in der Pampa besitzen!“

In diesem Augenblicke griff auch ich in die Unterhaltung mit der Erklärung ein, daß die Urkunde der Veden eine ganz großartige und erhabene Lehre darstelle, die aber so unfruchtbar sei wie das Weltmeer und die Wüste. Sie hätte die Energie unserer Rassen beseitigt, die mit so viel Blut die Freiheit erkauft haben, um die Formen der Welt in unendlicher Mannigfaltigkeit gestalten zu können, aber nicht etwa, um sich in die ewige Unbeweglichkeit des Alters zu versenken. Ich entwickelte dann die Gedanken, die ich am Morgen durchdacht hatte: Insoferne die weltlichen und sozialen Interessen das Schöne, das Wahre und das Gute beeinträchtigen, kam es sicherlich darauf an, die Welt von den Schlacken der verschiedenen Sonderinteressen zu läutern, doch keineswegs durch ihre Vernichtung, wie es mit einem gar zu verzweifelten Heldenmute die Vedalehre vorschlug. Und ich schloß, zu Rosetti gewandt, er habe uns noch immer nicht gesagt, welches für ihn das beste Läuterungsverfahren sei. Sicher aber könne es doch wohl nicht das von dem indischen Philosophen angegebene sein.

Doch zur großen Überraschung für mich und für alle entgegnete Rosetti, Cavalcanti habe ganz recht und unsere Zivilisation gleite immer mehr unmerklich auf die schiefe Ebene der Vedalehre.

„Sollte vielleicht auch ich, ohne es zu wissen, Anhänger der Vedalehre sein?“ fragte Alverighi lachend.

„Sie mehr als alle anderen,“ gab Rosetti zur Antwort.

Da unterbrach das mittägliche Pfeifensignal der Schiffsmaschine die Unterhaltung. Wir erhoben uns von der Tafel, um uns nach den verschiedenen Seiten zu zerstreuen.

Ich begab mich zur Schiffskarte, um von ihr abzulesen, daß wir 23° 36′ südlicher Breite und 17° 30′ westlicher Länge erreicht hätten. Ehe ich mich nun zum Nachmittagsschläfchen zurückzog, unterhielt ich mich noch ein wenig mit Rosetti und berichtete ihm die Kommentare, die wir am vorhergehenden Abend an seine Ausführungen geknüpft hatten, ohne ihm etwa irgendwie zu verbergen, daß ihn Alverighi für wahnsinnig erklärt habe, und fragte ihn schließlich halb im Ernste und halb im Scherze, ob denn auch er sich zu der heute so in Mode gekommenen Philosophie bekehrt habe.

„Sie meinen zu dem sogenannten Pragmatismus? Sicherlich!“ antwortete er mir gleichfalls in einem halb scherzhaften, halb ernsthaften Tone. „Ist das denn nicht die Philosophie Amerikas? Da habe ich ja gerade ein Vermögen erworben. Folglich bin ich auch schon moralisch verpflichtet, mich zu so einer amerikanischen Philosophie zu bekennen.“

Da es kein Mittel gab, ihn zur Aufgabe dieses so zweideutigen Tones zu bringen und seinen Gedanken eine klare Richtung zu geben, ging ich in meine Kabine, an Cavalcanti und an Vivekananda denkend, doch keineswegs erstaunt, daß dieser im äquatorialen Brasilien, dem Indien der Neuzeit, gebürtige Philosoph von einer so plötzlichen mystischen Flamme der Begeisterung für die ewige Unwandelbarkeit und Unbeweglichkeit des All erfaßt worden sei, eine Erscheinung, die zum ersten Male die Gelehrten der Tropenländer des antiken Indien erschaut hätten. Cavalcanti war, ohne es selbst zu wissen, ein echter Mystiker, der sich an schlecht zu seinem Naturell passenden abendländischen Ideen genährt hatte. Doch ich konnte nicht umhin, gleichzeitig bei mir zu denken, wie unordentlich und wirre die Welt in Zukunft bei so manchen Ideen und mit so manchen Völkern sein würde, die rastlos über das Erdenrund dahinschweifen! Am Nachmittage nach dem Schläfchen ging ich zum

Zwischendeck hinunter, um hier mit Antonio zu sprechen. Ich wünschte durch seine Vermittlung die Ansicht des Zwischendeckes über Orsola zu ergründen. Ich begegnete Antonio im Speiseraum des Zwischendeckes, wo er gerade mitten in einem Kartenspiel mit einem Jüngling von dunkler Hautfarbe und schwarzen Augen und Haaren war. Er unterbrach das Spiel und ging mit mir ins Freie hinaus, entgegnete aber, nachdem ich ihm, nur um erst einmal die Unterhaltung in Fluß zu bringen, die Beschwerde von Orsola vorgetragen hatte, mit einer aufgebrachten Gebärde:

„Ich? Ich soll ihren Mann zum Spiel verführen? Wie aber, wenn gerade umgekehrt er es ist, der mich dauernd bestürmt, mit mir eine Stunde fern von so einer Schlange von Weib verbringen zu dürfen?“

„Von so einer Schlange von Weib?“ fragte ich. „Warum denn das?“

Er schwieg einen Augenblick, um mir nur zu bald mit einer halb zornigen, halb höhnischen Miene zu erwidern:

„Sie wollen wissen, weshalb dieses Weib sich so absprechend über mich äußert? Nun, weil ich stets ihre Angelegenheiten diesem Narren von ihrem Gatten erzähle! Er selbst muß alles tun, ja sogar Kinderwärterin und Kinderfrau spielen; sie aber tut umgekehrt nicht einen Schritt, nicht eine Handbewegung, sondern sitzt nur den ganzen lieben langen Tag an einem und demselben Platze, um bald über diesen, bald über jenen zu klatschen! Ist einer, der so etwas duldet, wirklich noch ein Mann zu nennen? Wenn erst das Weib die Hosen anhat, dann freilich geht das Haus nur zu bald seinem Untergange entgegen. Ein Mann muß eben ein Mann sein!“

Gegen einen solchen männlichen Kernspruch wußte auch ich nichts Rechtes einzuwenden, sondern mußte ihn sogar noch gutheißen. Und so kam ich ganz allmählich dazu, mir noch einmal dasselbe von ihm, nur durch einige

neue Einzelheiten bereichert, wiederholen lassen zu müssen, was schon einmal meiner Frau von Magdalena erzählt worden war. Er versicherte mir ohne Zögern, daß Orsola und ihr Mann nur ein Faulenzerpaar seien, daß sie noch weit unfähiger und fauler sei als er und daß sie mithin ihr Schicksal verdient hätten. Ich spielte dann nur ganz leise auf die Geschichte mit dem Verwalter an. Doch Antonio hatte noch nicht einmal jemals davon sprechen hören. Nachdem ich sie ihm nun in aller Kürze erzählt hatte, rief er aus:

„Was soll denn das bloß für ein Verwalter sein! Nein, umgekehrt, sie gerade ist es, die auf unserem Schiffe dem jungen Manne aus den Abruzzen, mit dem ich eben plauderte, den Kopf zu verdrehen sucht. Er ist ein braver junger Mann, doch er hat bisher noch niemals rechtes Glück gehabt und wird es, fürchte ich, auch so bald nicht haben. Er möchte so gern zu etwas Vermögen kommen! Aber wie soll er es? Dazu fehlt diesen jungen Leuten noch das nötige Maß von Einsicht und Erfahrung. Ich suche ihm schon so manche gute Ratschläge in dieser Richtung zu geben . . .“

„Gibst du ihm auch jetzt gute Ratschläge, Don Antonio?“

Schließlich erkundigte ich mich nach Magdalena. Doch er, scheinbar ganz ruhig und gleichgültig, als ob er völlig vergessen habe, was er mir erst eben in den vorhergehenden Tagen gesagt habe und als ob ich von einer ganz beliebigen wildfremden Person spräche, entgegnete mir völlig kalt:

„Es geht ihr schlecht, sehr schlecht. Es besteht keine Hoffnung mehr, wie mir der Doktor gesagt hat, ich habe sie zu Bett geschickt, nur damit sie nicht so viel zu leiden habe.“

Ich stieg nun wieder auf das Deck hinauf, um hier Frau Feldmann zu begegnen. Sie war ruhig geworden und begann diesmal aus freien Stücken mir weiteres von ihrem

Manne zu berichten. Sie verriet mir, er sei immer sehr eifersüchtig gewesen, und zwar nicht etwa nur aus Liebe, sondern auch aus einem gewissen kräftigen Eigentumsinstinkt.

„Er hat die richtige Händlerseele und den Trieb des großen Warenaufkäufers: Wenn er etwas will, will er es ganz und gar für sich allein und gönnt nichts davon einem anderen. Einer dieser seiner Artikel war ich selbst."

Sie vertraute mir weiter an, daß ihr der Admiral berichtet habe, er hätte auch ihm gesagt, daß ich das Gerede von ihrer Scheidung nicht für wahr halte. Ich bestätigte ihr, daß das in der Tat meine Meinung sei, um aber sogleich nachdenklich hinzuzufügen:

„Wenn wenigstens nicht etwa eine andere Frau ihre Hand im Spiele hat!"

„O, was das betrifft, bin ich beruhigt, ganz beruhigt!" entgegnete sie mir mit einem boshaften Lächeln, das für mich sogleich etwas Auffälliges hatte.

Mittlerweile waren wir an das äußerste Ende des Decks, nämlich an das Geländer gelangt, von dem sich einem ein Blick auf das Zwischendeck bietet. Wir blieben hier stehen, um von hier aus eine Minute die Ansicht auf die See zu genießen. Eine Schar fliegender Fische*) schwirrte plötzlich von Woge zu Woge und verschwand. Meine schöne Gefährtin stieß einen kurzen Freudenruf aus, um alsbald, die Blicke um sich werfend und über die Unendlichkeit des Weltmeeres richtend, hinzuzufügen:

„Wie ruhig und gewaltig doch dieses Meer ist! Ich weiß gar nicht, warum es die Dichter das treulose Meer nennen. Mich beruhigt es umgekehrt gerade und erscheint

*) Anmerkung des Bearbeiters: Vgl. hierzu meine Nachdichtung von Richets sinniger Fabel „Der fliegende Fisch" in Fabeln von Charles Richet. Deutsch von Armand Hoche und Rudolf Berger. Berlin 1914, Gebr. Paetel.

mir wie ein zuverlässiger und treuer mächtiger alter Freund, der uns auf seinen starken Schultern ans Land und der Heimat entgegenträgt!“

Sie hielt einen Augenblick nachdenklich inne, um alsbald hinzuzusetzen:

„Morgen werden wir also an den Kanarischen Inseln sein.“

Inzwischen hatte ich ab und zu einen verstohlenen Blick auf die Zwischendeckräume geworfen und zunächst einen und dann zwei und drei Auswanderer entdeckt, wie sie sich wenige Schritte von uns hinpflanzten, scheinbar mit dem Gesichte ins Weite starrten, in Wahrheit aber nur Frau Feldmann sehen wollten, wie sie sich, ein Wort nach dem anderen ins Ohr sagend, zuflüsterten, und wie sie von rechts und links Männer und Frauen herbeiwinkten.

„Schauen Sie bloß, wie viel Verehrer Sie haben,“ flüsterte ich leise Frau Feldmann zu. „Diese Leute sind zwar Ihretwegen hier, doch geben Sie sich nur keiner Täuschung hin, sie stehen so verzückt nicht etwa in Anbetung Ihrer Schönheit da. Nein, glauben Sie mir, es sind ausschließlich Ihre Milliarden, vor denen sie so das Maul aufsperren!“

„Was wissen Sie hiervon?“ entgegnete mir schmollend und brummend, als ob ich sie beleidigt hätte, Frau Feldmann.

„Was ich nun einmal weiß, das weiß ich. Es hilft nichts. Wir müssen das schon in Geduld ertragen. Einst verehrte die Menge die Kardinäle, die Fürsten, die Könige, den Papst. Heute sind es die Grand Seigneurs Amerikas, d. h. seine Herren Milliardäre, die an deren Stelle getreten sind. So ändern sich die Zeiten. Denken Sie sich nur einmal, Sie geben hier die Figur eines Kardinals ab.“

Der Vergleich Frau Feldmanns mit einem Kardinal brachte sie unwillkürlich zum Lachen. Und nun senkte sie ihre Augen und warf ein paar lächelnde Blicke auf die an-

gesammelte kleine Menschenmenge herab, die zu ihr voller Bewunderung hinaufschaute. Ruhig und ungeniert ließ sie sich begaffen und anstaunen, ja sogar nicht ohne ein gewisses Maß eitler Nachgiebigkeit. Als sie zwei Kinder bemerkte, holte sie aus ihrem Beutel ein paar Schokoladeplätzchen hervor und warf sie ihnen zu, um sogleich darnach kehrt zu machen und ihren Spaziergang auf dem Promenadendeck wieder aufzunehmen.

„Und für uns hast du auch nicht einen Goldfuchs?“ rief eine rauhe Stimme in rauher Piemonteser Mundart.

Sogleich schlugen mehrere dieser Menschen ein schallendes Hohngelächter an und andere wieder gaben laut ihrer Entrüstung Ausdruck; was sich alsdann begab, habe ich nicht mehr gesehen, sah ich doch unwillkürlich der eilig ausgerissenen Frau Feldmann nach. Ich folgte ihr und erreichte sie bald, um schon etwa in der Mitte des Steges in Gemeinschaft mit ihr unserem Freunde Vasquez zu begegnen, der Frau Feldmann sogleich begrüßte, um alsdann seufzend zu bemerken:

„Ach, wenn wir nur in der ‚Mafalda‘ führen, würden wir sicher schon morgen in Genua und nicht erst auf den Kanarischen Inseln ankommen. Es ist das eine schwere Dummheit gewesen, unser Schiff hier zu benützen. Doch daran ist allein der Anwalt schuld.“

Wir plauderten noch ein wenig, um uns alsbald zu trennen. Wenig später traf ich auch Cavalcanti, der mir nun einige ausgewählte Teile aus Vivekananda vorlas; dann unterhielten wir uns noch eingehend über den eigenartigen Ausspruch von Rosetti. Er billigte ihn; ich sagte, Rosetti spräche stets ironisch derart, daß seine Worte auf ganz etwas anderes gingen, als es zunächst den Anschein haben mochte. Die Frage wäre nur, worauf sie in diesem Falle zielten. Aber Alverighi ging hierüber eilig hinweg, um sogleich lachend hinzuwerfen:

„Seht ihr denn nicht die Unwandelbarkeit des Ganzen? Ich bin wirklich begierig, zu wissen, wie ich jemals ein Anhänger der Veden geworden sein sollte!“

Cavalcanti berichtete mir nun, wie er schließlich entdeckt habe, daß alle die Redereien über Frau Feldmann und ihre Reichtümer von der Kammerfrau Lisetta in Umlauf gesetzt seien. Er hätte sie kurz zuvor dabei abgefaßt, wie sie der schönen Genueserin und der Frau des Doktors aus Sao Paulo mit gewichtiger Heimlichkeit erzählt habe, daß ihre Herrin eine Badestube aus massivem Golde zu ihrer Verfügung hätte, wo sie Tag für Tag ihren schönen Leib in ein Wasser tauche, auf das nicht weniger als fünfhundert Lire für Gott weiß was für kostbare Wohlgerüche verschwendet würden und daß sie auf jede ihrer Schiffsreisen den sämtlichen Fahrgästen zum Schlusse ein Fest zu geben und dabei einem jeden von ihnen ein kostbares Angebinde zu machen pflegte.

Die in der Frühe abgebrochene Debatte belebte sich gegen Ende der Mahlzeit von neuem, nachdem wir uns bis zum Übermaße über die Rettung des Herrn Yriondo und das unmittelbar bevorstehende Eintreffen an den Kanarischen Inseln unterhalten hatten. Beim Kaffee bat Alverighi Rosetti in scherzendem Tone, er möchte ihm doch erklären, wie er jemals, ohne es zu wissen, Anhänger der Vedalehre werden könne. Rosetti ließ sich nicht lange darum bitten.

„Aber haben denn nicht gerade Sie uns bewiesen, daß der Mensch den untrüglichen und unwiderleglichen Maßstab für das Schöne wie für das Scheußliche abgibt und daß er für dieses sein geradezu göttliches Recht mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften einzutreten hat? Was für einen Grund aber sollte es haben, nun nicht einen Schritt weiter gehen und ebenso wenig sich selbst die Frage stellen zu dürfen: ‚Warum denn dann bloß für das Schöne wie für das Wahre wie das Falsche, für das Gute wie das Böse?‘ So

haben wir denn in der Tat, den Spuren dieser Betrachtungsweise nachgehend, alle Kriterien beleuchtet, die uns dazu dienen könnten, die Eigenschaften der Dinge zu beurteilen, und zwar nicht nur nach dem Gesichtspunkte, ob sie schön oder scheußlich sind, sondern ganz ebenso auch, ob sie wahr oder falsch und ob sie gut oder schlecht sind, gleichzeitig aber auch Fortschritt und Verfall, Kultur und Barbarei und so viele andere Dinge mit den verschiedensten Benennungen, die aber alle das eine gemeinsam haben, daß sie gewisse Wandlungsprozesse bezeichnen, die entweder als gut oder schlecht zu gelten haben. Da haben wir denn entdeckt, daß alle diese Kriterien persönlich, widerruflich und wandelbar sind, hängen sie doch ausschließlich von unseren jeweiligen Wünschen und Interessen ab und kann doch kein einziges unter ihnen auf Ewigkeit, Allgemeingültigkeit und Unbedingtheit Anspruch machen. So ist jeder einzelne, wie Sie, lieber Cavalcanti, ganz richtig ausgeführt haben, als das Maß des gesamten Universums anzusehen *). Hieraus folgt aber, glaube ich nun, daß alle die Unterschiede, die wir an den Dingen wahrzunehmen glauben und auf Grund deren wir gewisse Dinge als schön preisen und gewisse andere wieder als scheußlich schmähen und auf Grund deren wir die einen als wahr und die anderen als falsch ausgeben, nur scheinbare sind, hängen sie doch ganz und gar von uns und den jeweiligen verschiedenen Beschaffenheiten unseres Gewissens ab, die einfache oder zusammengesetzte, ursprüngliche oder abgeleitete sein können und sich, gleich dem dahinfließenden Strome, dauernd, ja von Stunde zu Stunde, wandeln und eine andere Färbung annehmen. Wenn aber die Unterschiede der Dinge nur scheinbare sind, so bleibt die Welt bei allen diesen scheinbaren Unterschieden immer sich selbst gleich und immer dieselbe! Zu welchem Zwecke

*) Anmerkung des Bearbeiters: Schon bei den alten griechischen Naturphilosophen: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge!“

also sollen wir uns bemühen, sie aus ihrer erhabenen Ruhe herauszureißen und ihre unerschütterliche Identität mit sich selbst umstoßen? Und was anders als eine ins Unermeßliche ausgedehnte und ins Riesenhafte gesteigerte Illusion ist denn in Wirklichkeit jene Rassenenergie des Menschengeschlechtes, die da glaubt, durch ihre leidenschaftliche Rührigkeit dem gesamten Weltall immer wieder neue Formen aufzwingen zu dürfen, was anderes sind denn unsere gesamten Maschinen, unsere Wissenschaften, unsere so vielfach gerühmten Fortschritte und schließlich erst recht unsere so allseitig ersehnten Reichtümer? Was sind sie anders als eine solche Riesenillusion, eine Illusion, die der jenes Pferdes gleich ist, das, mit den Füßen das Mühlrad drehend, den ganzen Erdenrund zu durchlaufen glaubt und in Wahrheit auch nicht einen Schritt vorwärts tut. Für den Müller ist es gewiß außerordentlich wichtig, daß sich das Pferd bewegt, auch wenn es nicht vorwärts kommt und ihm das Korn mahlt. Täte aber das arme Pferd, wenn es sich der Tyrannei des Müllers entziehen könnte, nicht umgekehrt weit besser, sich von dem Mühlrad freizumachen und sich bequem in behaglicher Ruhe ins Gras zu strecken? Nicht anders als dieses arme Pferd in seiner Tretmühle, läßt sich auch der moderne Mensch in die Tretmühle ewigen Fortschrittes zwängen und an ihr unaufhaltsam klapperndes Mühlrad spannen, um sich rastlos mit ihm zu drehen. Wer aber ist der Müller, der es mit eisernen Ketten an dieses Rad gespannt hat? Nun Habsucht, Prunksucht, Hochmut und Verblendung auf Grund irgend eines unbedeutenden Erfolges und eine mächtige und habsüchtige Oligarchie. Und dabei hegt der so unauflöslich an dieses Rad gefesselte arme gefangene Mensch noch obendrein die Illusion, einem fernen Ziele nachzulaufen, während er doch in Wahrheit immer an derselben Stelle bleibt. Haben Sie die so scharfsinnige Schrift des französischen

Schriftstellers Georges Sorel „Les Illusions du Progrès" („Die Illusion des Fortschrittes") gelesen? So begreife ich denn auch eigentlich nicht, warum denn eigentlich der Mensch unbedingt in diesem ihn so quälenden Höllenrade für ewig bleiben muß und warum er sich nicht lieber eines schönen Tages davon losreißen sollte. Haben Sie uns nicht selbst erklärt, daß das Zeitalter der Freiheit angebrochen ist? Haben Sie nicht auch mit einer wahren Feuerzunge die intellektuellen Oligarchien des alten Europa angeklagt, daß sie vorhätten, die Menschen ihren ehrgeizigen Bestrebungen und habgierigen Gelüsten zu unterwerfen, indem sie ihnen weißmachten, daß sie allein das einzige Muster vollendeter Schönheit kannten und den Schatz der ewigen Wahrheit besäßen? Haben Sie nicht die schöne Entrüstung des modernen Menschen gepriesen, der für sich selbst das Recht in Anspruch nimmt, sich sein eigenes Kriterium und Vorbild für die Schönheit zu schaffen, indem er ausschließlich der inneren Stimme seines Gewissens folgt, ohne sich von irgend welchen Gewalten der Nötigungen beirren zu lassen? Aber was würde es uns nützen, das Joch jener alten Oligarchien von Philosophen, Kritikern, Ästhetikern, Juristen, Professoren, Theologen und desgleichen abgeschüttelt zu haben, um statt dessen der Gewalt einer Oligarchie von unersättlichem Bankmännern, Maschinenindustriellen, Gelehrten und Erfindern zu verfallen, die ausschließlich ihr Streben darauf richten, die Weltherrschaft an sich zu reißen, indem sie dem Menschen vorspiegeln, daß sie allein das Wesen des wahren Fortschrittes kennen oder mit anderen Worten den Stein der Weisen der Neuzeit besitzen, d. h. die bisher noch niemals gefundene Definition des Guten an sich nunmehr zu finden vermocht haben? Freiheit, Freiheit! Der Mensch muß sich nicht einzig und ausschließlich das Recht erobern, ganz allein mit sich selbst und ohne jedes fremde Augenpaar die Schönheit in Freiheit zu genießen, sondern auch jenes

weitere, nicht weniger göttliche Recht, sich eine richtige und verständige Lebensführung unbeirrt von Interessenmachenschaften und tyrannischen Oligarchien in einer frischen Atmosphäre fern von jenem verfemten Fortschrittsrade auszuwählen. An dem Tage aber, wo der Mensch diesem teuflischen, ränkevollen und rasenden Fortschrittsrade, das nur von der Hölle ausgespien sein kann, entkommen sein wird, wird er begreifen, eine wie eitle und verhängnisvolle Illusion es ist, zu laufen, um nicht stehen zu bleiben, sich abzuschinden, um nicht zu faulenzen, Reichtümer zu begehren, um nicht arm zu sein, an demselben Tage wird er auch streben, ohne jedes Sonderinteresse nicht etwa bloß die Kunst, von der ja auch Sie sprachen, anzusehen, sondern ganz ebenso die Wissenschaft, den Reichtum, kurz alles, was in diesem Zusammenhange nur irgend in Betracht kommen kann. Denn es liegt für ihn kein Grund vor, sich von einer Illusion zu befreien, um sich gleich wieder von einer neuen umgarnen zu lassen. Er wird seine Zuflucht zu dem Nirwana, zur Ataraxie, zur Ekstase nehmen. Und in einer großen Ekstase, meine hochverehrte Frau Ferrero, wird diese Scheinkultur der Maschinen verfliegen und eines schönen Tages völlig aus der Welt verschwunden sein."

Wenn auch über den Ton seiner Rede ein leiser Hauch der Ironie ausgegossen schien, so verlief doch seine eigentliche Beweisführung ganz geradlinig und streng. Selbst Alverighi war ihr gegenüber einen Augenblick völlig sprachlos und wußte auch dann dem Ingenieur zunächst weiter nichts zu antworten als die wenigen Worte:

„Aber denken Sie doch, lieber Freund, denken Sie doch bloß einmal an die Revolution, die sich daraus ergeben würde. Das würde wohl noch etwas ganz anderes sein, als seinerzeit die große französische Revolution gewesen ist."

„Zweifelsohne," entgegnete unverzüglich Rosetti. „Das würde sogar die einzig wahre Revolution sein. Es über-

kommt mich wirklich ein Lachen, wenn ich die Sozialisten reden höre, sie wollten die Macht des Kapitals mit Hilfe der Lehren von Karl Marx stürzen. Sie, die dem Volke als seine vornehmste Aufgabe verkünden, seine Gewinne zu steigern und seine Bedürfnisse zu vermehren. Die Herrschaft des Kapitals wird erst an dem Tage untergehen, an dem die Menge einen Schauer empfinden wird vor all dem Prunk und Aufwand, vor all den Genüssen und Lastern, die ihm die oberen Klassen erst vormachen und künstlich in ihm nähren, um sie ihm später gerade vorzuhalten, wenn es sie ebenfalls angenommen hat und jene erst das ersehnte Kapital daraus geschlagen haben."

„Aber, was Sie da sagen, ist ja einfach unmöglich, unmöglich!" wiederholte Alverighi in einem, soweit das möglich war, noch lebhafterem Tone als früher. „Wie können Sie sich auch nur einen Augenblick einbilden, daß ein Mensch, wenn ihm irgend die Möglichkeit winkt reich zu werden, doch arm bleiben, ja auch selbst nur die Hälfte gewinnen möchte, wenn er das Doppelte gewinnen kann?"

„Warum denn bloß nicht?" entgegnete Rosetti. „Die Armut ist von einer unendlichen Reihe von Geschlechtern als gut und segenbringend empfunden worden! Das Christentum hat sie geradezu geheiligt!"

„Der Fuchs und die Trauben!" warf Alverighi ein. „Ja, die Trauben waren in jenen Zeiten sauer! War es doch damals nicht so einfach, reich zu werden! Aber seitdem Amerika und die Maschinen entdeckt sind, ist das schon ganz anders!"

„Das beweist gar nichts! Auch heute noch," bemerkte Rosetti, „muß einer, der viel verdienen will, auch sehr sauer arbeiten! Und nicht allen ist die nun einmal dafür unentbehrliche, rastlose geistige Anstrengung so angenehm! Es gibt nur zu viele, die, soweit das in ihrer Macht stünde, lieber

weniger arbeiten würden, wenn sie selbst darum ärmer sein müßten!“

„Soweit das in ihrer Macht stünde!“ wiederholte Alverighi, flugs seine Worte hastig aufgreifend. „Doch es steht das nicht mehr in ihrer Macht!“

„Weil heute bereits die anderen herrschen und gebieten!“

„Und das ist nur gerecht so!“

„Und das ist nur gerecht so? Wo bleibt da die Freiheit? Warum entrüsten Sie sich dann gegen die geistigen Oligarchien Europas, wenn Sie doch . . .“

„Soweit solche Oligarchien der Menge nur den Fortschritt aufnötigen,“ warf Alverighi dazwischen, „dienen sie ja auch dieser, selbst wenn sie sie gegen ihren eigenen Willen und gewissermaßen nur ihr zum Hohn und Trotz bereichern! Die Arbeiter wollten ja doch schon zu Anfang die Maschinen kurz und klein schlagen! Und wie haben sie sie nicht im Laufe der Zeiten verwünscht! Und doch haben gerade die Maschinen den Arbeiter zum Könige, ja zum Tyrannen der Welt gemacht!“

„Gewiß, wenn sich das Reichwerden an und für sich als etwas Gutes bezeichnen ließe“, entgegnete Rosetti, „könnte man auch wohl von solchen Oligarchien sagen, daß sie der Menge dienten! Aber Reichwerden kann ganz ebenso etwas Gutes wie etwas Schlechtes sein! — Unter diesem Gesichtspunkte . . .“

„Aber scheint es Ihnen denn nicht nur vernünftig, gerecht und natürlich zu sein, daß die Wagemutigen und Unternehmenden den Schwachen und Zaghaften gebieten?“

„Für den, der in kurzer Zeit viel Reichtum erwerben will, ja! Nicht aber für den, der die ewige Ruhe und Unbeweglichkeit des Universums zu schauen sich sehnt!“

„Hätte aber der Mensch seine ganze Zeit damit verloren, sich den Nabel der Welt anzusehen, oder, was das-

selbe besagen will, die ewige Ruhe und Unbeweglichkeit des Universums zu schauen, würde die Welt noch heute genau das sein, was sie vor einem Jahrtausend gewesen ist!"

„Der Fortschritt ist eine Illusion, nichts weiter!" bemerkte Cavalcanti lächelnd. „Denken Sie an Leos kleine Zehe!"

„Wie aber? Auch Macht, Wissen, Einfluß, Reichtum?"

„Illusionen! Alles Illusionen!" wiederholte Cavalcanti. „Ja, auch unser ganzer menschlicher Körper ist, wie wenigstens Frau Yriondo meint, nur eine Illusion des sterblichen Geistes!"

„Ich verstehe!" entgegnete höhnisch Alverighi. „Auch die Millionen, der Grund und Boden, die Eisenbahnen, solche Schiffe wie unseres hier, ja Gold und Silber, all das ist nur Illusion! Der Schleier der Maja!"

„Ja, all das ist nur Illusion!" unterbrach Rosetti. „Wenigstens für den, der dessen nicht bedarf, für den es also keinen Wert hat!"

„Sie haben ja selbst erklärt," setzte dann noch Cavalcanti hinzu, „fast alle unsere Reichtümer würden in Rauch aufgehen, wenn sich erst einmal eine mystische Bewegung unter der Menge verbreitet hätte!"

Zornigen Gesichtes und geröteten Auges schwieg nun Alverighi für eine Minute, um alsbald mit gekreuzten Armen über den abgedeckten Tisch gelehnt und einen abwechselnden Blick auf Cavalcanti und Rosetti werfend, den anderen zuzurufen:

„Hören Sie, was ich Ihnen insgesamt zum Schluß zu sagen habe. Denn wir haben, so scheint mir, gerade genug geschwatzt. Ich muß Ihnen also sagen: Sie und all Ihre Philosophen mögen sich, solange sie nur wollen, den Kopf zerbrechen, um den Nachweis zu führen, daß der Reichtum ein Traum, eine Einbildung, ein Wahn sei! Die Menschen werden darum doch nach wie vor aus Europa, wo das Elend wohnt,

nach Amerika kommen, wo der Reichtum herrscht, und sich nach wie vor vom Morgen bis zum Abend abquälen, dieser Illusion des Reichtums nachzujagen, um sie zu erhaschen, um sie in ihre Arme schließen zu können, und sich glücklich fühlen, wenn sie sie besitzen, aber verzweifeln, wenn sie sie nicht haben werden und allen Predigern der Einfachheit heute sowie morgen und auch übermorgen achselzuckend den Rücken kehren! Gewiß, es ist ebenso möglich, daß der Reichtum eine Illusion, wie auch, daß er eine Realität ist! Aber, mag er nun eine Illusion, mag er eine Realität sein, der moderne Mensch ist von einer derartigen Seelenbeschaffenheit, daß er auf alle Kunst, alle Gerechtigkeit, alle Moral, alle Überlieferungen, das Nirwana, die Ataraxie und alle eure Fabeln pfeift; aber umgekehrt den Denar, den Sexterz, wie es schon im alten Rom hieß, ja, die will er, die will er! Das Gold und den Reichtum, die will er! Die will er und damit basta!"

Der Advokat schlug mit der Faust auf den Tisch und erhob sich. Rosetti bemühte sich, ihn zurückzuhalten, erhielt aber als Lohn für seine Bemühung die kurze Antwort:

„Ich will nichts mehr hören! Denn alle Gründe für und wider sind erschöpft und für mich ist die Sache erledigt! Auch nähern wir uns bereits Europa! Und da muß ich mein Teil für die Pariser Bankmänner arbeiten!"

Sprach's und war fort und davon!

Auch wir gingen nach ein paar Minuten hinaus, nachdem wir uns noch vorher über diesen unvorausgesehenen Schluß der langen Debatte ein wenig ausgesprochen hatten.

„Diesmal hat er sich wirklich ernstlich geärgert!" meinte Cavalcanti ein wenig verzagt.

„Eigentlich hat er nicht so ganz unrecht!" entgegnete ich. „Der Herr Rosetti hat ihm wahrhaftig nach Art eines geschickten Taschenspielers die Welt mit so einem kleinen Kunststückchen — hast Du nicht gesehen? Hokus, pokus,

fidibus! — eins, zwei, drei weggezaubert! Und daß Sie, lieber Ingenieur, sich zur Vedalehre bekehrt haben, nein, das müssen Sie mir nicht vorreden!“

Rosetti lächelte, ohne etwas hinzuzufügen!

Allmählich empfahlen sich einer nach dem anderen, bis sie alle verschwunden waren; die meisten hatten Briefe zu schreiben, die am folgenden Tage von Las Palmas aus zur Rückbeförderung nach Amerika aufgegeben werden sollten. Ich lustwandelte wieder einmal mit Frau Feldmann und berichtete ihr, welche neuen Klatschereien schon wieder im Zwischendeck wie auch in der ersten Klasse über sie in Umlauf wären, ohne ihr jedoch zu verraten, daß sie auf Lisetta als Quelle zurückgingen. Sie lachte, um mit mir alsdann noch einmal von den Telegrammen zu sprechen, die sie für den folgenden Tag mit der größten Seelenruhe erwarte.

Als sie sich dann zurückzog, dachte ich bei der ebenso höflichen wie steifen Erwiderung ihres von einem liebenswürdigen Lächeln begleiteten, koketten Abschiedsgrußes so in meinem Inneren: „Pass' mal auf, wie schnell du, auch wenn du geschieden wirst, einen anderen Mann finden und dich trösten wirst!“

Aber kaum hatte ich mich von ihr getrennt, da fand ich schon nach wenigen Minuten in dem Vorraum des Refektoriums die schöne Genueserin, die Doktorsfrau aus Sao Paulo, den Juwelier und die beiden Kaufleute aus Asti, die sich mit nichts eifriger beschäftigten, als über sie zu klatschen. Sie waren durch Lisettas Erzählungen völlig benebelt und gossen ihren ganzen Überschwang in Lobeserhebungen für sie aus, in denen sie sich insgesamt um die Wette ergingen.

„Und was ist sie doch für eine vornehme Natur!“ meinte die schöne Genueserin. „So umgänglich, so liebevoll, so ohne allen Stolz! Neulich begegnete sie mir einmal mit meinem Töchterlein; da herzte und küßte sie es, ja redete

es sogar schließlich, so gut sie konnte, in italienischer Sprache an! Sie spricht das Italienisch allerdings etwas gebrochen, mit einem nicht ganz einwandfreien Akzente, und so probierte ich, ihr auf Französisch zu antworten, doch ich kam hiermit kaum besser weg; denn ich glaube, daß sie mich nun ebensowenig verstand, wie ich bisher sie! Aber darum blieb das doch nicht weniger liebenswürdig von ihr!"

Es machte mir den Eindruck, als ob die Doktorsfrau sich etwas ärgerte, nicht gleichfalls damit prahlen zu können, daß die hohe Dame nicht auch an sie das Wort gerichtet habe, bemerkte sie doch ein ganz klein wenig boshaft:

„Ja, alle Kinder, die sie nur irgend treffen mag, hält sie an, selbst solche aus dem Zwischendecke! Und sie verteilt allerhand Naschwerk unter sie!"

„Und der Bedienung gibt sie Gott weiß welche unheimlichen Summen Trinkgeld! Da werden wir anderen neben ihr eine schöne Rolle spielen!" fügte die Genueserin hinzu.

„Mindestens tausend Franken!" meinte der Juwelier.

„Mehr nicht?" fragte ungläubig die schöne Genueserin.

„Wieviel soll sie denn wohl nach Ihrer Meinung eigentlich geben? Vielleicht eine Million?" versetzte der Juwelier ein wenig ärgerlich darüber, daß er offenbar mit dem Gelde von Frau Feldmann nicht freigebig und verschwenderisch gewesen sei.

„Und sie wird doch auch wohl einen namhaften Betrag für die ärmeren Zwischendeckpassagiere zurücklassen, nicht wahr? Es heißt wenigstens so!" bemerkte die Doktorsfrau aus Sao Paulo.

„Und was wird bei ihrem Abschiedsfeste denn wohl mir zufallen?" fragte die Genueserin, um alsbald seufzend hinzuzufügen: „Es muß doch etwas zu Schönes an sich haben, solch eine Milliardärin zu sein und all seine Launen

befriedigen zu können! Was würden wohl Sie tun, Frau Doktor, wenn Sie soviel Geld hätten?“

Ich selbst ließ die Gesellschaft in dem Gedanken zurück, daß das Leben doch eigentlich eine beständige Äquatordurchfahrt sei. In demselben Augenblick nun, wo ich meine Kabine zu betreten im Begriff stand, traf ich Rosetti, der sich gleichfalls zur Ruhe begeben wollte.

„Es bleibt dabei, lieber Ingenieur,“ sagte ich ihm lachend. „Sie haben wirklich heute Abend den Advokaten ganz schrecklich verhöhnt! Ich möchte fast sagen: ein wenig zu sehr!“

Er sah mich an, lächelte und antwortete:

„Ferrero, erinnere dich! Die Ironie ist eine Gottesgabe!“

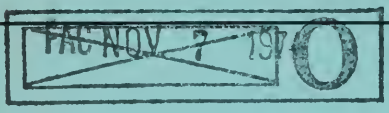
„Gewiß!“ entgegnete ich. „Aber welche Niederlage haben Sie mir nicht mit dieser göttlichen Waffe mittlerweile bereitet! Sie haben mir alles zerstört! Ja, ich beginne mich bereits zu fragen, ob denn die Welt überhaupt wirklich besteht!“

„Zerstört? Nein. Die Ironie zerstört niemals, solange sie nur gegen die Widersprüche im Denken angewendet wird. Sie wird erst zu einer teuflischen und vergifteten Waffe, als die sie dann unter dem weniger harmlosen Namen Zynismus umläuft, wenn sie gegen die Widersprüche im Handeln angewendet wird. Ihr müßt immer daran denken: Im Denken muß der Mensch den Zusammenhang wahren und im Handeln kann er ihn so gut wie niemals wahren! Erschrick darum nicht, wenn du die Ironie gegen die Widersprüche im Denken anwenden siehst! Bediene dich ihrer aber nie selber, der du doch ein Mensch des Denkens bist, und genieße darum des Lebens Sonne und Rosen im Gegensatz zu denen, denen als Los des Daseins Dornen und Disteln zugefallen sind: nämlich das Handeln!“

CB
92
F4315

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Santa Barbara

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW.



Series 9482

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 776 343 6